Wieland's Werke.

Erster Theil.

Geschichte des Agathon.

Erster Theil.

Nebst
der Biographie Wieland's.

Berlin. 396.
Gustav Hempel.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Inhalt
des ersten Theils.

Fünftes Buch. Agathon im Hause der Danae.

Sechstes Buch. Fortsetzung der Liebesgeschichte Agathon's und der schönen Danae.

Christoph Martin Wieland.

(Geb. 1733, gest. 1813.)

1. Im Vaterhause, 1733—1747.

An der Eisenbahn, welche heute von Ulm an die Ufer des Bodensee's führt, liegt die ehemalige freie Reichsstadt Biberach, in welcher seit der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts Wieland's Vorfahren ansehnliche öffentliche Aemter verwaltet hatten.

Als Christoph Martin Wieland am 5. September 1733 das Licht der Welt erblickte, war sein Vater, Matthäus Wieland, Prediger in Ober-Holzheim, einem zum Gebiete Biberachs gehörigen, vier Stunden von der Stadt gelegenen Dorfe, wurde jedoch bald darauf nach Biberach versetzt, um zuerst als Prediger an der Marien-Magdalenenkirche, dann als Senior des geistlichen Ministeriums sich der Reihe seiner Ahnen, welche seit Jahrhunderten den Ruhm braver und edelmüthiger Leute in ihrer Vaterstadt behauptet hatten, würdig anzuschließen. Bei dem großen Einflusse, den des Vaters Persönlichkeit und religiöse Anschauungen auf die Richtung der ersten schriftstellerischen Thätigkeit Wieland's unverkennbar gehabt haben, sei es gestattet, ein Wenig bei dem Bildungsgange des Predigers Matthäus Wieland zu verweilen.

Derselbe studirte in Tübingen die Rechte, als sein älterer Bruder 1717 starb, und er nun berufen war, ein Gelübde seiner Mutter, welches einen ihrer zwei Söhne für den geistlichen Stand bestimmt hatte, einzulösen. Er begab sich nach der Universität in Halle, wo damals zwischen den Anhängern Spener's, an deren Spitze Hermann August Franke und Joachim Lange standen, und dem berühmten Philosophen Christian Wolff ein leidenschaftlicher Kampf, der bekanntlich mit der Amtsentsetzung des Letzteren endete, entbrannt war. Obgleich Matthäus Wieland die Verdienste der Wolff'schen Partei hochschätzte, fühlte er sich doch mehr zur theologischen Schule hingezogen und blieb, wiewol er sich sein ganzes Leben als ein Muster von Duldsamkeit bewies, doch stets in den Zauberkreis der in Halle eingesogenen Ideen gebannt. Er war ein Pietist in der edelsten Bedeutung des Wortes und fern von

jeder Heuchelei; aber sein der Welt und den unschuldigen Genüssen der Gesellschaft abgewendetes Leben trug das Gepräge des Ernstes, welcher bei dem leicht empfänglichen Sinne unsers Dichters Wieland dessen vorherrschende Stimmung in der ersten Zeit seines Lebens wurde.

Auch einer trefflichen Mutter, die als eine Frau von sanfter Gemüthsart und als eine kluge und sparsame Wirthin gerühmt wird, erfreute sich Wieland; und ihr mag seine frühe Neigung zur Reinlichkeit zuzuschreiben sein, für welche die Geschichte den Beleg giebt, daß, als ihm einst sein Dreier, für den er auf dem Gange zur Schule sein Frühstück einzukaufen pflegte, in den Rinnstein gefallen, er sich nicht entschließen konnte, ihn herauszuholen, sondern lieber hungern als sich beschmutzen wollte.

Mit großen Glücksgütern war die Familie nicht gesegnet, und vielleicht eben deshalb war die Sorgfalt, welche Wieland's Vater auf seine Erziehung wendete, um so größer. Noch hatte der körperlich etwas schwächliche Knabe nicht sein drittes Lebensjahr zurückgelegt, als sein Vater ihm schon Unterricht zu ertheilen anfing und eifrigst damit fortfuhr, weil er zu seiner Freude bemerkte, daß sich die größte Lernbegier mit der schnellsten Fassungskraft in dem Sohne vereinigte. Die Anlagen waren wie sein Fleiß ausgezeichnet, und schon von seinem elften Jahre an zeigte sich bei ihm eine leidenschaftliche Liebe zur Poesie. Im 12. Jahre schrieb er nicht nur einzelne lateinische Verse, sondern ein Gedicht in 600 Versen von der Echo, und ein größeres von den Pygmäen, in welchem der schelmische junge Dichter zuerst seine satirische Laune offenbarte, indem er die kleine Frau seines langgewachsenen Herrn Rectors zum Gegenstand der Satire machte. Aber auch in deutschen Versen versuchte er sich, und nach vielen kleineren Arbeiten wagte er sich im 13. Jahre an ein Heldengedicht: die Zerstörung Jerusalems. Die meisten dieser „saubern Werklein" verbrannte er selbst schon damals, weil er nicht zufrieden mit ihnen war; was seine Mutter in ihrer Zärtlichkeit und Liebe gerettet, warf er später, als sie ihm die Schätze zeigte, ebenfalls ins Feuer.

So verflossen ihm 13 glückliche Jahre der Kindheit, welche ihm im Vaterhause vergönnt waren. Wie werth ihm die Erinnerung an jene Zeit blieb, bekundet eine Stanze seines Oberon:

Du kleiner Ort, wo ich das erste Licht gesogen,
Den ersten Schmerz, die erste Lust empfand,
Sei immerhin unscheinbar, unbekannt,
Mein Herz bleibt ewig doch vor allen Dir gewogen,
Fühlt überall nach Dir sich heimlich hingezogen,
Fühlt selbst im Paradies sich doch aus Dir verbannt;
O, möchte wenigstens mich nicht die Ahnung trügen,
Bei meinen Vätern einst in Deinem Schooß zu liegen!

über welche er im Jahre 1780 an eine Freundin schrieb: „Ich habe diese Stanze zwar nicht mir selbst, sondern einem gewissen Scherasmin, der mich gar nichts angeht, in den Mund gelegt; aber sie kam nichts desto weniger warm aus meinem Herzen."

2. Schulzeit in Klosterbergen und Erfurt, 1747—1750.

Die großen Hoffnungen, welche der Sohn erregte, und seine ungewöhnlichen Fortschritte in den Sprachen und Wissenschaften bewogen den Vater, kein Opfer zu scheuen und ihn einer höhern Lehranstalt zu übergeben, an deren Wahl natürlich seine religiösen Ansichten keinen geringen Antheil hatten. Aus der Spener'schen theologischen Schule war auch ein neuer Geist der Pädagogik ausgegangen, und eins der blühendsten Institute in diesem Geiste war die von dem Abt Steinmetz geleitete Schule zu Klosterbergen im Magdeburgischen. Dorthin ging der noch nicht vierzehnjährige Wieland 1747 und fand dort beinah nur eine Fortsetzung des Lebens im väterlichen Hause, dieselbe stille Natur, dieselbe liebe Einsamkeit, dieselbe Einfachheit der Lebensart, und für die Reinheit seiner Sitten, wie bisher, nichts Störendes; nur die Frömmigkeit war nicht ganz so einfach und anspruchslos als im väterlichen Hause. Der Abt Steinmetz, nach Wieland's Ausdruck bis zur Schwärmerei devot, suchte auf alle mögliche Art den Halle'schen Pietismus in seine Anstalt zu verpflanzen, auch dadurch, daß er die meisten Lehrer aus der Halle'schen Schule wählte, wobei er zum Unglück nicht selten auf Heuchler und Schwärmer traf. Die Gefahr der Heuchelei hatte nun zwar bei dem so offenen und aufrichtigen Gemüthe Wieland's nichts zu bedeuten; aber desto mehr neigte er zur Schwärmerei hin, welche nur dadurch ein Gegengewicht erhielt, daß sich Wieland mit brennendem Eifer zu den Classikern des heidnischen Alterthums wendete, unter denen Cicero als philosophischer Schriftsteller sein Liebling wurde. Ueberhaupt währte es nicht lange, so verlor er sich, insbesondere seit der Bekanntschaft mit den Schriften Wolff's und dem Dictionnaire Bayle's, ganz in der Philosophie; aber der Widerspruch zwischen den durch sie angeregten Ideen und seinen pietistischen Vorstellungen beunruhigte ihn aufs Aeußerste, und er litt oft die grausamsten Seelenschmerzen, wenn ihm über dem Bestreben, die Wahrheit zu finden, sein Glaube zu wanken schien, und sich ihm dann die ewigen Höllenstrafen vorstellten. Trotz dieser Angst ließ er sich doch bald durch französische Schriftsteller noch weiter in das Labyrinth hineinlocken, und er kam namentlich durch Fontenelle und Voltaire immer tiefer in die Freidenkerei, welche damals der Gottlosigkeit geradezu gleichgeachtet wurde. Wieland selbst

machte sehr bald die Erfahrung solch trauriger Auffassung; denn ein philosophischer Aufsatz, in welchem er die Möglichkeit zeigen wollte, wie Venus gar wohl, ohne Zuthun eines Gottes, durch die innern Gesetze der Bewegung der Atome aus dem Schaum des Meeres habe entstehen, und sich auf gleiche Weise das ganze Universum ohne einen Gott aus ewigen Elementen habe bilden können, zog ihm, obgleich er gleichzeitig zu beweisen suchte, daß Gott nichtsdestoweniger als die Seele dieser Welt existire, das größte Mißfallen seiner Lehrer zu und hätte die übelsten Folgen für ihn gehabt, wenn man nicht billiger Weise sein tadelloses, rein sittliches Leben in die andere Wagschale gelegt hätte.

In den innern Zwiespalt, der Wieland zu verzehren drohte, brachten die Griechen, insbesondere Xenophon's Cyropädie und die Denkwürdigkeiten des Sokrates einige Beruhigung; und die damals allgemein gelesenen englischen Wochenschriften Spectator, Tattler und Guardian entwickelten diesen Keim weiter.

Versenkt in philosophische und philologische Studien, dichtete Wieland in Klosterbergen nur wenig; sein Enthusiasmus für die Poesie war aber der alte, und er erhielt eine vorzügliche Anregung zur theoretischen Beschäftigung mit deutscher Dichtkunst durch Breitinger's kritische Schriften, Haller's Gedichte und die damals berühmten sogenannten „Bremer Beiträge". In diesen erschienen auch die drei ersten Gesänge der Messiade Klopstock's, über welche Wieland in Entzücken gerieth.

Im Frühjahr 1749 verließ Wieland Klosterbergen, wo er manche heitre Stunde dem ihm mit wohlwollender Liebe zugethanen Conventualen Graeter verdankt hatte, und lebte ein Jahr lang in Erfurt bei einem Verwandten, Dr. Baumer, der ihn in der Philosophie vervollkommnen und zur Universität vorbereiten sollte. Wieland muß sich bei ihm nicht sehr glücklich gefühlt haben, denn noch 20 Jahre später schreibt er: „daß er das Glück oder Unglück hatte, das ganze Jahr 1749 unter seinen Augen zu leben, an seinem Tische zu hungern (von Essen war nicht viel die Rede) und von seiner Philosophie eine abscheuliche Menge Seelenblähungen zu bekommen." Baumer, ein philosophischer, heller und witziger Kopf, mochte es nicht für rathsam halten, sich ganz offen gegen den sechzehnjährigen Jüngling auszusprechen, und es vorziehen, ihn indirect und durch sich selbst vorwärts zu bringen. Am Dankbarsten hat Wieland es anerkannt, daß Baumer ihm ein Privatissimum über den Don Quixote las; „daraus" — sagt W. — „lehrte er mich zuerst Menschen- und Weltkenntniß. Baumer lachte darüber, wenn man glaubte, Cervantes habe blos die spanische Chevalerie lächerlich machen wollen. Don Quixote

und sein Sancho seien vielmehr die wahren Repräsentanten des Menschengeschlechts, Schwärmer oder Tölpel."

Auch in Erfurt vergaß Wieland die Poesie nicht; er fing ein Epos an, ließ es aber, nachdem er einen großen Theil ausgearbeitet hatte, wieder liegen, „weil das Sujet eine Götterfabel war." Noch trug die Frömmigkeit den Sieg über seinen poetischen Genius davon. Uebrigens lebte er hier so einsam wie auf der Schule; er erwähnt nirgends eines Jugendfreundes; der tiefe Ernst seines Wesens zog ihn immer nur zu älteren Personen hin.

Reich an Kenntnissen, unverdorben an Sitten, kehrte er als siebzehnjähriger Jüngling 1750 ins Vaterhaus zurück. Seltsam gährten in ihm die widerstreitendsten Elemente: Mysticismus und Freigeisterei, heidnische Philosophie und christliche Dogmatik, Wolff und Bayle, Sokrates und Cervantes. Doch wie einst nach einer sinnigen griechischen Sage Eros das alte Chaos zu einer harmonischen Welt bildete, so wurde auch das Chaos in Wieland's Innern durch die Liebe zu einer prächtigen Welt umgestaltet, durch die Liebe zu Sophie von Gutermann, der später allgemein gefeierten Sophie von La Roche. Mit Recht betrachtete Wieland den Sommer 1750 als die merkwürdigste Epoche seines Lebens.

3. Sophie von Gutermann.

Sophie von Gutermann, die Tochter eines Augsburger Patriciers und gelehrten Arztes, war ein nach Geist und Gemüth so seltenes Wesen als Wieland selbst, und hatte bei den ausgezeichnetsten Anlagen die sorgfältigste gelehrte Bildung erhalten. Sie stand in ihrem 17. Lebensjahre, als Bianconi, damals fürstbischöflicher Leibarzt, sich um die Hand der liebenswürdigen Jungfrau bewarb und geneigte Aufnahme bei den Eltern wie bei der Tochter fand. Da er die Talente seiner Geliebten zu schätzen wußte, hatte er kein angenehmeres Geschäft, als zur immer größeren Ausbildung derselben beizutragen. Durch ihn wurde sie mit Italiens Dichtern und Geschichtsschreibern und den Abbildungen antiker Kunstwerke bekannt; er munterte sie zur Ausbildung ihrer schönen Altstimme auf und unterrichtete sie in der Mathematik und manchem andern Wissenszweige. Da starb ihre Mutter, als Sophie achtzehn Jahre alt war. Ihre Verbindung mit Bianconi mußte um ein Jahr verschoben werden und wurde in Folge eines zwischen dem lutherischen Vater und dem katholischen Bräutigam entstandenen Streites vom Vater gewaltsam aufgehoben. Ja, der erbitterte Vater war grausam genug, die unglückliche Tochter zu zwingen, daß sie alle von dem Geliebten empfangenen Briefe, Arien und sorgfältig gearbeiteten mathematischen

Zeichnungen zerreißen und verbrennen, sein Bildniß mit der Scheere in tausend Stücke zerschneiden und einen Brillantring mit Bianconi's Namenszug mit zwei entgegengesteckten Eisen zerbrechen mußte. Da that sie, im Innersten empört über die Art, wie man das Andenken des Mannes, dem ihr Geist so viel Schönes und Gutes verdankte, und dem ihr Herz mit inniger, heißer Liebe ergeben war, aus ihrer Seele reißen wollte, schweigend das Gelübde: „Ich bin losgerissen von dem Manne, von dem ich das Beste, was ich weiß, gelehrt wurde; ich kann nichts mehr für ihn thun, nicht für ihn leben; er wird keine Frucht von der verehrungsvollen, zarten Bemühung genießen, seiner künftigen Gattin Kenntnisse und Ausbildung der Talente zu geben: nun denn! so soll auch Niemand mehr jemals meine Stimme, mein Klavierspiel, die italienische Sprache oder irgend etwas von dem, was er mich lehrte, von mir hören oder nur in mir vermuthen!" — Und Sophie hielt Wort, streng und buchstäblich und lebenslang. Man schließe daraus auf ihren Charakter!

In der Wieland'schen Familie, die der Gutermann'schen nahe verwandt war, mochten diese Vorfälle oft genug Gegenstand des Gesprächs gewesen sein, und der junge Wieland zollte seiner Cousine bereits aus der Ferne eine große Hochachtung, als im Sommer 1750 Sophie zu ihrem Großvater nach Biberach reiste und nach dessen Tode in das Wieland'sche Haus selbst zog. Kein Wunder, daß Wieland und Sophie, Beide so ähnlich an früher Reife und an Begeisterung für das Wahre, Gute und Schöne, bei persönlicher Bekanntschaft sich schnell befreundeten, und daß aus der Freundschaft Liebe wurde. Wieland's Ernst, seine Abneigung gegen die Eitelkeiten der Welt, seine Gutmüthigkeit, seine frische, lebhafte Phantasie, sein ganzes dichterisches Naturell nahmen sie für ihn ein; für ihn war Sophie eine wahre Himmelserscheinung; was von Zärtlichkeit und Hingebung in seiner Seele war, wendete er ihr mit aller Leidenschaft einer ersten Liebe zu, und alle Blüthen seines Geistes erschlossen sich zu einem reichen Frühling der Liebe. Selbst das, worin sie ungleich waren, diente zur Beförderung ihrer Liebe; denn hatte Wieland einen größern Umfang an Kenntnissen und einen festern Grund in den Wissenschaften, so war die zwei Jahre ältere Sophie, überdies durch harte Prüfungen des Schicksals bereits gefestigt, ihm an vollendeter Bildung und innerer Haltung weit voraus. —

Eines Sonntags, als er eine Predigt seines Vaters über den Text „Gott ist die Liebe" angehört, wandelte er mit der Geliebten ins Freie. Er begriff nicht, wie man über solchen Text so kalt predigen könnte; voll innerster Bewegung, mit enthusiasti-

scher Beredsamkeit, mit überströmenden Gefühlen sprach er von der Bestimmung und Würde der menschlichen Seele, von der Ewigkeit und himmlischen Liebe. Sophie war bewegt, bewunderte den jungen Schwärmer und äußerte den Wunsch, er möge dies Alles niederschreiben. Die Frucht dieses Spazierganges war das philosophische Lehrgedicht: „Die Natur der Dinge oder die vollkommenste Welt", welches Wieland in den folgenden Wintermonaten verfaßte. Gewiß war Wieland ein seltener Liebhaber, der, voll poetischen Feuers, der Geliebten sein Herz in einem ernsten philosophischen Lehrgedicht von sechs Gesängen ausschüttete, und Sophie eine noch seltenere Geliebte, der sich der junge Poet damit zu empfehlen hoffen durfte.

4. Universitätszeit in Tübingen, 1750—1752.

Die süße, anmuthige Idylle im stillen Pfarrhause zu Biberach ging mit den Sommermonaten 1750 zu Ende; der Herbst trennte die Liebenden, indem Sophie nach Augsburg zurückkehrte, Wieland die Universität in Tübingen bezog, um die Rechtswissenschaft zu studiren. Der junge Student fand wenig Geschmack an der Jurisprudenz und hatte noch weniger Sinn für das sogenannte akademische Leben. Der neben seiner Liebe ihn völlig beherrschende Gedanke war das rüstige Streben nach Ausbildung seines Geistes und Herzens, wie seines poetischen Talentes: er wollte die schönsten Geistesblüthen seines Genius zu einem duftenden Kranz um das Haupt der Geliebten winden und dabei als Jüngling ehrenvoll in den damals eben nicht vollen Kreis deutscher Dichter eintreten.

In dieser Zeit wirkte besonders Klopstock auf ihn ein; die Messiade und die in derselben enthaltenen Liebes-Schilderungen machten den ergreifendsten Eindruck auf ihn, und aufs Lebendigste interessirte er sich für Klopstock's Persönlichkeit und dessen Liebe zu Fanny, die mit seiner Liebe zu Sophien manches Aehnliche hatte. In Tübingen schrieb Wieland außer dem oben erwähnten Lehrgedicht, „die Natur der Dinge", welches er später als „unreife Probe" und „als einen seltsamen Zwitter von metaphysischem Schulgewäsche und von der besten Poesie, welche der Gott der Liebe jemals einem jungen Menschen von 17 Jahren eingehaucht hat", bezeichnete, einen „Lobgesang auf die Liebe", den Entwurf zu einem Epos „Arminius" (beide von W. als werthlos verworfen), die an Sophie gerichteten, in Alexandrinern abgefaßten „moralischen Briefe", zu denen ihm die Epîtres diverses des Herrn v. Bar die Anregung gaben, den „Anti-Ovid", in dem er zeigen wollte, „wie Anakreontische Scherze beschaffen sein müßten,

wenn sie unschuldig sein sollten", den „Frühling", der schon durch die gewählte Form der durch die Messiade in das Deutsche eingeführten und zu hohen Ehren gebrachten Hexameter den Anklang an Klopstock verräth, und die „Moralischen Erzählungen", welche, weit entfernt, Nachahmungen der Contes moraux von Marmontel oder der berühmten Contes von Lafontaine zu sein, eher auf die Episoden in Thomson's Jahreszeiten zurückzuführen sind.

In allen diesen Gedichten, in denen Sophie uns als „göttliche Doris" entgegentritt, malte Wieland idyllische Unschuldswelten, beklagte das verlorne Paradies, hob satirisch den Contrast hervor, in welchem die Thorheiten und Fehler der Wirklichkeit mit dem Lebens-Ideale stehen, und suchte belehrend letzteres darzustellen; nur fehlte freilich dem jungen Dichter dabei das Beste, das durch kein Genie zu ersetzen ist: Menschen- und Weltkenntniß; denn er lebte nur in Idealen und kannte die Welt nur aus Büchern. Zwar liegen bereits alle Züge seines Charakters, wie er sich in seinen Schriften ausgeprägt hat, im Keime erkennbar vor, und deutlich zeigt sich besonders schon jene feine Ironie, der Grundzug seines Stils; aber noch wurde der Geist der Laune und Satire vom supranaturalistischen Ernst und der metaphysischen Schwärmerei niedergehalten; ja, diese Elemente erhielten sogar in seinen nächstfolgenden Lebensjahren noch mehr das Uebergewicht.

Im Sommer 1752 verließ Wieland Tübingen und kehrte zum zweiten Male nach Biberach zurück, voll der schönsten Hoffnungen, voll süßester Sehnsucht nach der Geliebten. Es handelte sich jetzt um einen Plan für seine Zukunft; ihm selbst wäre eine Professur an einem Gymnasium das Liebste gewesen, und besonders war sein Augenmerk auf das 1745 von Herzog Karl gestiftete Carolinum in Braunschweig gerichtet; allein da sich in dieser Beziehung keine Aussicht zeigte, so beschloß er, der dringenden Einladung Bodmer's, mit dem er bereits in literarischem Verkehr stand, nach Zürich zu folgen, um dort eine Hauslehrerstelle zu suchen.

Aber er konnte Biberach nicht verlassen, ohne Sophien gesehen zu haben. Während Wieland's Aufenthalt in Tübingen lebte sie, nachdem ihr Vater sich zum zweiten Male verheirathet hatte, in Biberach im Wieland'schen Hause; aber grade jetzt hatte er sie nach Augsburg zurückgerufen, weil ihm das aussichtslose Liebesverhältniß nicht zusagte. In banger Sorge verschob Wieland von Tag zu Tag seine Abreise nach der Schweiz, bis endlich im October 1752 Sophie wieder bei seinen Eltern eintraf, und die Liebenden sich einige Tage des Zusammenseins erfreuen konnten.

— Erst nach zehnjähriger Trennung führte sie ein freundliches Geschick wieder zusammen, nachdem Sophie längst die Gattin eines Andern geworden war!

5. Wieland in Bodmer's Hause in Zürich, 1752—1754.

Der Zustand unserer Sprache und Literatur war in jener Zeit ein sehr unerfreulicher. Einerseits hatte der Einfluß Frankreichs auf die deutschen Höfe der französischen Sprache ein großes Uebergewicht in der vornehmen Welt gegeben; andererseits verachteten die Gelehrten noch immer voll Schuldünkels ihre Muttersprache und pfropften ihr, wenn sie sich ihrer beim Schreiben überhaupt bedienten, so viel Latein als möglich ein, „um ihr wenigstens einige Annehmlichkeiten zu geben". Das unerquicklichste Bild aber bot der seit 1740 in offene Feindseligkeit ausgebrochene Streit der beiden poetischen und kritischen Schulen, der Leipziger unter Gottsched und der Schweizerischen oder Züricher unter Bodmer und Breitinger. Beide Parteien waren anfänglich mit redlichem Streben denselben Zielen zugewandt, durch persönliche Zänkereien und Anfeindungen jedoch in den schroffsten Gegensatz gerathen, der auch darin seinen Ausdruck fand, daß die Leipziger Nachahmer und Verehrer der Franzosen, die Schweizer dagegen der Engländer waren.

Von all diesen Bewegungen und Kämpfen auf dem deutschen Parnaß hatte Wieland bei seinem einsiedlerischen Leben nur wenig Kenntniß genommen; er war aber bei seiner schon erwähnten Verehrung für Klopstock und bei den hohen Begriffen, die er von Bodmer hatte, keinen Augenblick in Zweifel, daß er sich den Schweizern anzuschließen habe. Denn in Bodmer sah er einen Weisen, einen Dichter ersten Ranges, einen Kunstrichter vom reinsten Geschmack und den vielumfassenden Kenner alter und neuer Literatur. Mit diesen Gefühlen betrat er im Herbste 1752 Bodmer's Haus, voll reinen Eifers für Weisheit und Tugend, mit Vorliebe für moralische und religiöse Poesie, mit entschiedener Neigung zum Studium des Menschen, und doch mit dem Vorsatze, sich auf wenige Freunde zu beschränken und Andersmeinende gar nicht kennen zu lernen, schwankend zwischen Enthusiasmus und kalter Prüfung, bereits als Schriftsteller von einigem Namen, aber unzufrieden mit den eignen Leistungen, und voll Drang, Vorzüglicheres zu liefern.

Das Verhältniß zwischen Bodmer und Wieland war ein höchst glückliches; Herz und Seele gingen Wieland noch in der spätern Zeit seines Lebens auf, wenn er sich in jene Tage zurückträumte, in denen er an Bodmer's Arbeitstische saß. Die

Aehnlichkeit ihrer religiösen, moralischen und ästhetischen Anschauungen, dieselbe Vorliebe für ein stilles, häusliches Leben und Studiren, der gleiche strenge Eifer gegen alle unsittliche und heidnische Poesie, der Beiden gemeinschaftliche Glaubensartikel, „daß sich die Poesie auf der olympischen Höhe halten müsse, in die sie Klopstock erhoben" — machten die gegenseitige Zuneigung immer inniger.

Wieland's literarische Arbeiten in Zürich wurden zunächst von dem Verlangen bestimmt, dem verehrten Manne seine Liebe und Dankbarkeit zu beweisen. Er vollendete 1753 eine „Abhandlung von den Schönheiten des epischen Gedichtes „Noah", veranstaltete eine „Sammlung der Zürcherischen Streitschriften zur Verbesserung des Deutschen Geschmacks wider die Gottsched'sche Schule 1741—1744", und begleitete sie mit einer Vorrede. Hatte er hierbei nur Bodmer's Ruhm im Auge, so dichtete er zur weitern Begründung des eigenen die „Briefe Verstorbener an ihre noch lebenden Freunde", im Geschmack der englischen Dichterin Elise Rowe, und das kleine Epos aus der Patriarchenzeit „die Prüfung Abraham's", zu dem ihm auf seinen Wunsch Bodmer das Thema, „das mit keiner heidnischen Mythologie besudelt sei", gegeben hatte, und in dem er mit dem Sänger des „Noah" wetteiferte.

Mitten unter diesen seinen Arbeiten erhielt Wieland im December 1753 die erschütternde Nachricht, seine angebetete Sophie sei Frau von La Roche, die Gattin eines kurmainzischen Beamten geworden. — Wer möchte es wagen, den Schleier zu heben, der über den Gefühlen und Beweggründen ruht, welche Sophien veranlaßten, das Band, das sie mit Wieland verknüpfte, zu lösen! Wer will heute bestimmen, wieweit äußere Verhältnisse einen Druck auf sie ausübten! Der Charakter Sophiens gestattet nur die Annahme der edelsten Motive, und so wollen wir uns der Thatsache freuen, daß Sophie bis ans Lebensende die zärtlichste, innigste Freundin Wieland's und in gewissem Sinne auch seine Muse blieb; denn erst mit ihrem Wiedersehen beginnt die Periode in Wieland's Schaffen, der wir seine Meisterwerke verdanken. Die Briefe Wieland's an Sophie und ihren Gatten aus dem Anfang des Jahres 1754 sind rührende Documente von dem Seelenadel aller drei Betheiligten.

So männlich Wieland aber auch den Verlust der Geliebten zu ertragen suchte, so brachte dieser erste große Schmerz seines Lebens doch eine gewaltige Wirkung auf sein Gemüth hervor; er hatte mit Sophien das Wesen, das ihn begeisterte, und mit ihr seine ganze Haltung verloren. Da seine Sehnsucht auf Erden

kein Ziel mehr hatte, wendete sie sich ausschließlich dem Himmel zu, und er gerieth in einen Seelenzustand, in welchem alle religiösen Eindrücke seiner Kindheit wieder lebendig wurden. Sein wankender Glaube, seine Anwandlungen von Zweifelsucht in religiösen Dingen erschienen ihm jetzt als abzubüßende Verbrechen. In keinem Zeitraum seines Lebens war er sich so wenig klar als jetzt, und immer mehr fühlte er sich zu christlicher Ascese hingezogen.

Diese Stimmung erklärt vollkommen den Charakter der theils poetischen, theils philosophischen Schriften, welche er 1754 und in den folgenden Jahren verfaßte. Zu jenen gehören die „Erinnerungen an eine Freundin“, die später „Psalmen“ benannten „Empfindungen eines Christen“ und die „Hymnen“, von denen der Dichter nur den „Hymnus auf Gott“ beibehalten hat; zu den philosophischen: „Timoklea“, ein Gespräch über scheinbare und wahre Schönheit, die „Sympathien“ und die „Platonischen Betrachtungen über den Menschen“. Derselbe halb platonische, halb christliche, mystisch-ascetische Geist weht auch in den zwei Aufsätzen, die er selbst als Visionen bezeichnete, in dem „Gesicht des Mirza“ und in dem „Gesicht von einer Welt unschuldiger Menschen“.

In den „Sympathien“ geberdete sich Wieland wie ein fanatischer Mönch; er verdammt nicht nur Ovid, Anakreon, Tibull, sondern tadelt auch Gleim wegen „seines frivolen Lobes einer erdichteten Phyllis“; er bedauert Petrarca, weil er von einer Laura mit einem Entzücken spreche, in welches uns keine menschliche Vortrefflichkeit versetzen soll; ja, er erklärt, mit Verleugnung alles ästhetischen Gefühls, gradezu: „Wer in der Gleichgiltigkeit gegen die Religion keine Ehre suche, müsse das schlechteste Kirchenlied dem reizendsten Lied eines Uz unendlich vorziehen.“ — In der die „Empfindungen eines Christen“ begleitenden Zuschrift an den Ober-Consistorialrath Sack in Berlin denuncirte er sogar förmlich in den heftigsten Ausdrücken „die schwärmenden Anbeter des Bacchus und der Venus“, und ganz besonders die lyrischen Poesien von Uz als unchristlich und sittenlos.

Uebrigens war Wieland's Ausfall gegen Uz, den er später bitter bereute, nicht blos die Frucht seiner damaligen Stimmung, sondern vielmehr ein Freundschaftsdienst, den er dem von Uz angegriffenen Bodmer leistete — wie denn Bodmer auch sonst Wieland's fromme Schwärmerei zu benutzen wußte und ihn um eben jene Zeit zu einem kritischen Feldzug spornte. Noch in demselben Jahre, 1755, schrieb auch Wieland die „Ankündigung einer Dunciade für die Deutschen“, ein Sündenregister Gottsched's, der es freilich durch eine grobe literarische Fälschung verdient hatte.

Doch Dank den Olympiern! auch aus diesem Extrem hat sich Wieland glücklich gerettet, und nach einigen Jahren konnte Lessing den dreiundsechzigsten seiner Literaturbriefe mit den Worten beginnen: „Freuen Sie Sich mit mir! Herr Wieland hat die ätherischen Sphären verlassen und wandelt wieder unter den Menschenkindern.“ —

6. Wieland's fernerer Aufenthalt in der Schweiz, 1754—1760.

Der eben bezeichnete leidenschaftliche, gereizte Zustand führte zu einer Art Abspannung, in der Wieland eine schriftstellerische Pause von einigen Jahren machte, und in welcher er allmählig seine natürliche Stimmung wiederfand. Am Meisten trug wol dazu bei, daß er den Vorsatz aufgab, ausschließlich Bodmern und dessen Freunden zu leben. Er fing an, auch andere Bekanntschaften zu machen, fühlte sich zu jüngern Männern, ja zu zahlreichen lieben Freundinnen hingezogen und wurde so allmählig aus der Welt der Ideale auf den Boden der Wirklichkeit geleitet.

Am 24. Juni 1754 verließ er mit den Gefühlen der zärtlichsten Dankbarkeit das Haus Bodmer's, dessen Gastfreundschaft er, mit Ausnahme einiger in Winterthur verlebter Frühlingsmonate, anderthalb Jahre genossen hatte, und zog in das Haus des Herrn von Grebel, dessen Söhne er vier Jahre (1754 bis 1758) unterrichtete. Hier emancipirte er sich von Bodmer's Einfluß, und durch die größere Abwechselung, die in sein Leben kam, erhielt sein Geist eine andere Richtung, sein Gemüth eine andere Stimmung. Die Festtage brachte er abwechselnd auf einer Besitzung des Fabeldichters Meyer von Knonau oder in Altstetten bei dem Pfarrer Schinz, seinem alten Freunde, zu; zu den neuerworbenen Freunden gehörten namentlich der gemüthvolle Idyllendichter Salomo Geßner, der bekannte Kunstkenner Fueßli und der damals zu Brugg (im Canton Bern) als Stadtarzt lebende, nachher so berühmt gewordene Johann Georg Zimmermann.

Auch die Liebe kehrte im lebenslustigen Zürich wieder bei Wieland ein. Er äußerte später scherzhaft: „Im siebzehnten Jahre habe er eine Maitresse gehabt, dergleichen sich kein König rühmen könne; in Zürich aber habe er sich ein Serail gehalten.“ Er fühlte sich in dem Kreise geistreicher, liebenswürdiger Frauen auf das Verschiedenartigste angezogen, und die an die Stelle seiner Serena-Doris getretenen Selima, Diotima, Melissa, Cyane, Ismene, Arete, Eulalia, Sacharissa sind alle keine bloßen Gebilde seiner Phantasie. Seine Neigung zog ihn besonders zu älteren, geistig völlig ausgebildeten Frauen hin; ja, er faßte

eine sehr ernstliche Zuneigung zu einer Wittwe, die um das Doppelte älter als er war, und Wieland hatte es, nach seinem eignen ehrlichen Geständniß, das er als Greis einer vortrefflichen deutschen Fürstin ablegte, nur der Besonnenheit der Freundin, welche durch ihre Verheirathung mit einem sechsundfunfzigjährigen Zürcher Patricier dem Verhältniß ein Ende machte, zu danken, daß sich „trotz der ihm anklebenden Schüchternheit die platonische Liebe nicht unvermerkt in eine rein menschliche Art zu lieben verwandelte.“ Für diese „Favoritsultanin“ schrieb er auch „Araspes und Panthea“, die schöne Episode aus der ihm schon in Klosterbergen lieb gewordenen Cyropädie Xenophon's, und später das Fragment „Theages oder über Schönheit und Liebe.“

Das Werk aber, welches Lessing zu der obigen Aeußerung veranlaßte, war das Trauerspiel „Lady Johanna Gray“, Wieland's erster dramatischer Versuch und das erste deutsche Drama, welches in fünffüßigen Jamben geschrieben war. Es wurde im Juni 1758 von der damals berühmten Ackermann'schen Schauspieler-Gesellschaft in Winterthur aufgeführt und fand hier und auf andern deutschen Bühnen großen Beifall. Hatte Wieland bei dieser Arbeit den Engländer Nicolas Rowe etwas stark benutzt — er war noch von Bodmer an den Gedanken gewöhnt, daß solche Plünderung keine Sünde, sondern ein Verdienst sei, weil dadurch auch die Literaturen andrer Völker den Deutschen bekannt würden — so entwarf er, völlig unabhängig von fremdem Einfluß, 1757 den Plan zu einem umfassenden Epos, als dessen Helden er den Xenophontischen „Cyrus“ wählte. Dieser menschliche Held sollte nach so vielen idealischen Gestalten, mit denen er sich bisher beschäftigt, die Hauptfigur eines eigentlich „menschlichen“ Heldengedichts werden, das er in achtzehn Gesängen ausführen wollte. Es ist kein Zweifel, daß ihm bei dem Entwurf des Ideals der größte König des vorigen Jahrhunderts vorschwebte, der, eben damals im Kampfe gegen halb Europa begriffen, ein solches Genie, eine solche Geistesgröße bewies, daß selbst seine Feinde seine Bewunderer sein mußten.

Obgleich der „Cyrus“ ein Fragment von fünf Gesängen geblieben ist, hat doch grade dies Werk und die Vorarbeiten zu demselben Wieland in der Entwickelung seines eigentlichen Wesens mächtig gefördert. Denn er vertiefte sich jetzt in das Studium der Geschichte und Politik und wurde dadurch immer vertrauter mit der wirklichen Welt. Durch den grellen Contrast derselben mit den Unschuldswelten, in denen er sich bisher so sehr gefallen, mußte in einem Kopfe wie dem seinigen, insbesondere auch durch die genaue Bekanntschaft mit Lucian's Schriften, nothwendiger-

weise die Satire und Ironie geweckt werden, die sich durch fast alle seine Werke hindurchzieht, nicht jene romantische Ironie, deren ganzes Spiel auf Selbstvernichtung ausgeht, sondern jene attische Ironie, die an feinen geistigen Fäden die Thorheit ad absurdum führt, und die er, wie kein Andrer, den Alten abgelernt hat.

Inzwischen hatten seine bisherigen Zöglinge eine andere Bestimmung erhalten, und er mußte 1759, um eine ähnliche Stelle in Bern als Hauslehrer des Landvogts v. Sinner zu übernehmen, dem schönen Zürich, für dessen anmuthige Lage am schimmernden See und in der reizendsten Landschaft er in Bern keinen Ersatz fand, Lebewohl sagen.

In Bern verschaffte ihm sein Ruf die beste Aufnahme, und auch seine äußere Lage verbesserte sich bald, indem er nach kurzer Zeit die Stelle bei Herrn v. Sinner aufgab und einigen jungen Leuten philosophischen Unterricht ertheilte, wodurch er Freiheit und Muße gewann. Was ihn aber in Bern am Meisten fesseln sollte, war eine Frau, die zu den gebildetsten und bedeutendsten ihrer Zeit gehörte, und bei der er seine Zürcher „flüchtigen Attachements" bald vergaß.

Julie Bondeli, die Tochter eines Berner Geistlichen, die nach dem Ausspruch ihres späteren Freundes Rousseau „das Genie von Leibnitz mit der Feder von Voltaire vereinigte", lehrte Wieland die Liebe von einer neuen Seite kennen. Obgleich ihr die Gabe der Schönheit versagt war, beugten sich die ausgezeichnetsten Männer vor dem Zepter dieser Königin des Geistes, und auch Wieland fühlte sich in ihrer Nähe so glücklich und von ihren geistigen Reizen so bezaubert, daß er sie ihrem schon früh gefaßten Entschlusse, nie zu heirathen, beinah untreu gemacht hätte. Er sah sich zur Verwirklichung seiner Heirathsgedanken bereits nach einer festen Anstellung um und war lebhaft mit dem Plane beschäftigt, eine Buchhandlung und Buchdruckerei in Zopfingen anzulegen, als er die Nachricht erhielt, er sei durch einstimmige Wahl in den Magistrat seiner Vaterstadt berufen. Aus Pietät gegen seinen Vater entschloß er sich, dem Rufe zu folgen; aber es geschah mit schwerem Herzen, denn er fürchtete, durch die öden, seiner Persönlichkeit widerstrebenden Amtsgeschäfte den Musen gänzlich entrissen zu werden.

Nach achtjähriger Abwesenheit zog er 1760 wieder nach seiner Vaterstadt, mit dem festen Entschlusse, ihr in dem ihm angewiesenen Wirkungskreise so nützlich als möglich zu werden. — Das Einzige, was Wieland während seines kaum einjährigen Aufenthalts in Bern geschrieben hat, war das Trauerspiel „Clementine

von Porretta", welches einen Stoff aus Richardson's „Geschichte Grandison's" behandelte und schon durch diese Wahl den Einfluß der Philosophin Julie bezeugt.

Die Abreise aus der Schweiz geschah so eilig, daß er nicht einmal Zeit behielt, von Julien, die grade von Bern abwesend war, Abschied zu nehmen; in seinen Briefen versicherte er ihr wiederholt seine „unwandelbare Liebe."

7. Wieland's erste Jahre in Biberach, 1760—1762. Wiedersehen von Sophie von La Roche im Hause des Grafen Stadion.

Alle Verhältnisse des kleinen Biberacher Gemeinwesens, dessen sehr complicirter Organismus dadurch, daß Katholiken und Protestanten gleichen Antheil an der Regierung der Duodez-Republik hatten, noch verwickelter wurden, waren so unerquicklich, daß Wieland, dessen Neigungen ohnehin nicht zu einer solchen Amtsthätigkeit paßten, sich in seiner Stellung bald sehr unglücklich fühlte. Sein Amt zwang ihn, in den politischen Intriguen Biberachs eine Rolle zu spielen, die ihm ebenso neu als widrig war; und er mußte den Cabalen der katholischen Partei gegenüber froh sein, daß er die Stelle des städtischen Kanzleidirectors, welche ihm neben freier Wohnung ein Gehalt von tausend Gulden einbrachte, wenigstens vorläufig erhielt. Erst 1764 wurde seine provisorische Anstellung in eine definitive verwandelt. Unter dieser Unsicherheit der äußern Lage und den ewigen Chicanen seiner Mitbürger und Vorgesetzten litt Wieland unsäglich, und selbst seine Gewandtheit in den Geschäften hatte nur zur Folge, daß man ihm immer mehr aufbürdete.

Noch mehr wurden ihm seine ersten Jahre in Biberach durch sein Verhältniß zu Julien getrübt. Trotz aller Philosophie scheint sie nicht ohne Eifersucht gewesen zu sein, worüber Wieland ärgerlich wurde. Julie setzte ihm Stolz und Kälte entgegen; Wieland wurde leidenschaftlich heftig, und so erfolgte zwischen Beiden ein Bruch. War dabei vielleicht das größere Unrecht auf Wieland's Seite, so spricht es gewiß für sein edles Herz, daß er 1761, als Juliens Vater starb und sie ohne alles Vermögen zurückließ, eine Versöhnung versuchte und die frühern Beziehungen — freilich erfolglos — wieder anknüpfen wollte.

Da trat 1762 ein Ereigniß ein, welches für Wieland's Lebensweg entscheidend wurde. In Warthausen, eine kleine Stunde von Biberach entfernt, ließ sich Graf Stadion, der erste Minister des Kurfürsten von Mainz, nieder, um dort den Rest seines Lebens zuzubringen, und sein Begleiter war der kurmainzische Hofrath von La Roche, der Gatte der einst so zärtlich

geliebten Sophie, die Wieland die innigste Freundschaft treu bewahrt hatte und ihn herzlich willkommen hieß.

Graf Stadion verband mit großen Vorzügen des Geistes und Herzens die feinsten Sitten eines Weltmanns; La Roche war ein Mann von seltenster Bildung, und dabei von der heitersten satirischen Laune, die er auch durch seine bekannten „Briefe über das Mönchswesen" weitern Kreisen bekundet hat. Im Umgang mit diesen Männern und der geistreichen Sophie, losgekettet von den ärgerlichen Geschäften des Actentisches, wurde Wieland erst ganz der heiter scherzende, freisinnige Wieland, als den ihn die deutsche Literatur feiert. Warthausen wurde für ihn eine Schule höherer geselliger Bildung; neue Lebensansichten eröffneten sich dem ehemaligen Klausner, als er den Ton der großen Welt von seiner gefälligsten Seite durch liebenswürdige Frauen kennen lernte, und zwei vorzügliche, ihm durch Freundschaft eng verbundene Männer zur Berichtigung und Erweiterung seiner Welt- und Menschenkenntniß so unendlich viel beitrugen.

Wieland's bereits in der Schweiz begonnene Umstimmung wurde durch diesen Umgang vollendet. Was er vor wenigen Jahren noch für unmöglich gehalten hätte, sah er in Warthausen wirklich: Religiosität ohne Andächtelei und Aberglauben — Philosophie, welche Metaphysik als Träumerei verachtet, dafür aber die Verhältnisse des Lebens und der Gesellschaft desto richtiger zu bestimmen sucht — Tugend ohne Geringschätzung der Menschen — Lebensgenuß und Fröhlichkeit, an denen nichts Verwerfliches war — Sinnlichkeit, die sich recht gut mit Sittlichkeit vertrug — Liebe, die ohne eine Spur von platonischer Schwärmerei beglückt. Diese Eindrücke wurden noch verstärkt, als er sich in der reichen modernen Bibliothek des Grafen umsah. Denn eben war die Periode der sogenannten Aufklärung mit Macht hereingebrochen: Vernichtung all der zahllosen verderblichen Vorurtheile, Erhebung der „gesunden Vernunft" auf den ihr gebührenden Thron war das Losungswort des Zeitgeistes; der religiöse Glaube sollte jetzt der Vernunft weichen, alles Uebernatürliche, Geheimniß- und Wundervolle vom Christenthum abgestreift werden, und dieses nicht mehr als Offenbarung, sondern nur als reine Sittenlehre gelten. Wieland fing jetzt an, die Schriften von Shaftesbury, Condillac, Helvetius, Voltaire 2c., die ihm früher so viel Aergerniß und Anfechtung bereitet, mit ganz andern Augen anzusehen, und kam bald dahin, seine frühere supranaturalistische Richtung zu belächeln; sein unendlich geschmeidiger Geist fand sich mit überraschender Leichtigkeit und Sicherheit in den Ton des Zeit-

alters, wie er in der höhern Gesellschaft und in der Literatur herrschte.

In der Atmosphäre von Warthausen entfalteten sich die Schwingen seines Genius immer freier und glänzender, und bei seinem unermüdlichen Fleiße erschienen bald in schneller Folge seine von Laune übersprudelnden und gleichzeitig von der ausgebreitetsten Gelehrsamkeit zeugenden Dichtungen, die bald den Ruhm des Biberach'schen „Stadtschreibers" in Deutschland und über seine Grenzen hinaus verbreiteten.

8. Wieland's Dichtungen in Biberach bis zu seiner Verheirathung, 1762—1765.

Schon das kleine Gedicht „Nadine" (1762), ein Erzeugniß muthwilliger Laune, und die komischen poetischen Erzählungen aus der heitern Welt der Griechen, „Diana und Endymion", „das Urtheil des Paris" und „Aurora und Cephalus", beweisen, wie gut der Dichter in der Schule eines Boccaccio und Lafontaine Scherz verstehen gelernt hatte. Aber die Hauptschöpfung seines Geistes war die „Geschichte des Agathon", zu der ihm der „Jon" des Euripides die erste Idee gegeben hatte. Er sah in demselben eine liebliche und zarte Vereinigung jugendlich-reiner Einfalt und Unschuld mit leisem Bewußtsein oder Vorgefühl einer über seinen Stand und Beruf erhabenen Natur, und es reizte ihn, nachzudenken, wie dieser im Lorbeerhaine des Delphischen Gottes aufgewachsene, unsträfliche, fromme, jungfräulich-unschuldige und doch hochherzige Jüngling, begabt mit solcher Empfindsamkeit, solchem Feuer der Einbildung, solcher Schwärmerei, in dem Leben der Welt sich entwickeln würde. Es war dem philosophirenden Dichter das innigste Bedürfniß, den Agathon zu schreiben und philosophisch zu entwickeln, wie sich die Widersprüche in unsrer sittlichen und sinnlichen Natur im Leben versöhnen. Denn sein Jon-Agathon ist nach Gruber's trefflicher Analyse nicht blos dem Charakter, sondern auch den Haupt-Situationen und dem ganzen Streben nach Er selbst. Agathon's Delphi war Wieland's väterliches Haus; mit Liebe beginnt der Bildungsgang Beider; Agathon's Psyche ist Wieland's Sophie; die Liebe macht Beide zu Schwärmern, die im Anschauen des Schönen und Göttlichen das Irdische aus dem Gesichte verlieren und sich gegen die Regungen ihrer sinnlichen Natur mit strenger Moral waffnen. Beide leben in einer von dichterischer Einbildungskraft selbstgeschaffenen Welt, deren überirdischer Glanz ein falsches Licht auf die Wirklichkeit ausbreitet. Agathon verliert seine Psyche, Wieland seine Sophie, und die Tugend Beider wird auf gleiche Weise geprüft in neuen Liebesabenteuern. Der Kampf wird

verstärkt durch die Elemente der Philosophie; was der Sophist Hippias dem Agathon zuruft, las Wieland vielfach in den Werken der obengenannten Vernunftphilosophen und Glückseligkeitslehrer. Beide werden ins politische Leben verschlungen, prüfen und finden, daß sie lange nicht mehr so erhaben von der menschlichen Natur denken als damals, wo sie, mit den wirklichen Menschen noch wenig bekannt, ihre erste Jugend unter Göttern und Halbgöttern zubrachten. Nun bleibt Beiden nichts übrig, als „durch unerschütterliche Gründung des Gedankensystems über das, was die wesentlichste Angelegenheit des moralischen Menschen ausmacht, den Kopf und das Herz auf ewig ins Einverständniß zu setzen." Und so entsteht endlich bei Jedem die Ueberzeugung, daß die Seligkeit nicht an die Haine von Delphi gebunden sei, sondern daß die Quellen wahrer Glückseligkeit in ihm selbst liegen. Das Streben nach jener Weisheit, die sich weder schwärmerisch im Uebersinnlichen, noch wollüstig im Sinnlichen verliert, stimmt endlich die zwei Naturen im Menschen zu reiner Harmonie und gleicht die Ansprüche aus, welche die zwei Welten, denen er angehört, an ihn haben.

Der einzige Vorwurf, der diesem vortrefflichen Werk treuster Selbstschilderung vielleicht mit Recht gemacht werden kann, ist der, daß Licht und Schatten nicht ganz gleichmäßig vertheilt, daß die Sophistik zu glänzend ausgemalt und deren Blendwerke mit zu schwachen Waffen bestritten sind, ja „daß die verlockenden Ausführungen des Hippias und die verführerischen Reize der Danae mehr imponiren als der moralische Niederschlag, der zuletzt aus dieser pädagogischen Retorte herauskommt"; allein die Antwort, welche Diogenes einst dem Metaphysiker gab, welcher leugnete, daß eine Bewegung sei, ist doch auch eine Antwort. Der Metaphysiker führte seinen Beweis durch Distinctionen und Schlußreden; Diogenes widerlegte ihn, indem er, ohne ein Wort zu sagen, davonging.

Gleichzeitig mit dem „Agathon", und gewissermaßen zur Erholung, schrieb Wieland in Erinnerung seines alten Erfurter Freundes Don Quixote „die Abenteuer des Don Sylvio von Rosalva." Dieser satirische, an Cervantes anklingende Roman, welcher „den Sieg der Natur über die Schwärmerei" feiert, sollte vorzugsweise den Geschmack des Zeitalters an sinnlosen Feenmärchen, wie sie damals in Menge aus Frankreich kamen, züchtigen, geißelt jedoch auch in ergetzlichster Weise manche andre Thorheit seiner Zeit.

Aber der Grundton seiner Schriften, das unerschöpfliche Thema, das er von allen Seiten auffaßte, blieb die mächtigste

und einflußreichste aller menschlichen Leidenschaften, die schon bisher sein ganzes Leben beherrscht hatte: die Liebe. Wieland wurde Erotiker in einem Sinn, wie es vor ihm kein andrer Schriftsteller gewesen war: der Philosoph, der Natur- und Geschichtsforscher der Liebe, der alle möglichen Conflicte und Probleme, die in dieses Gebiet einschlagen, vor sein Forum zog und seine Sentenzen mit allen Reizen, die dem Dichter und Philosophen zu Gebote standen, ausstattete. Sein Grundgedanke war, die Sinnlichkeit in ihre von Phantasterei und Sentimentalität gleich sehr wie von Frömmigkeit und Ascetik verkannten Rechte wieder einzusetzen, ohne jedoch der sinnlichen Liebe vorzugsweise das Wort zu reden oder ihre gegen Sittenreinheit gerichteten Uebergriffe zu begünstigen; vielmehr erklärte er sich entschieden für die Liebe des Herzens, welche allein in den Zustand einer schönen Menschheit versetze und Geist und Gemüth in wohlthätiges Gleichgewicht bringe. —

9. Wieland's fernere (erotische) Werke. Beleuchtung des ihm gemachten Vorwurfs der Frivolität.

Wieland war jetzt definitiv als Kanzleidirector in Biberach angestellt, einunddreißig Jahr alt und nicht abgeneigt, dem Wunsche seiner Eltern gemäß, deren einziges Kind er nach dem Tode seines Bruders war, sich zu verheirathen. Er fand seine Lebensgefährtin in der Tochter eines Augsburger Kaufmanns, Dorothea Hillenbrand, mit der er sich im Herbste 1765 vermählte. Der Geliebte einer Sophie v. Gutermann, einer Julie Bondeli, glänzender weiblicher Geister, wählte ein anspruchsloses Mädchen, welches weder schön noch ein bel esprit war, und der lebensweise Mann wußte sehr gut, was er that. Seine glückliche, mit Kindern reich gesegnete Ehe ist als mustergiltig bekannt; und der galante Schriftsteller, der alle Lebens- und Liebesverhältnisse bis auf die bedenklichsten Situationen mit leichter, sicherer Hand malte, war gleichzeitig der Familienvater von der einfachsten, schlichtesten Sitte, dessen ganzes Herz an Frau und Kindern hing.

Die Frucht der Rosenmonate seiner Ehe war das romantische Gedicht „Idris und Zenide", welches in zehn Gesängen die verschiedenen Arten von Liebe gegenüberstellen und eine Art Philosophie der Liebe ausmachen sollte. Leider blieb es Fragment, nicht weil, wie er bei der Ausgabe der ersten fünf Gesänge scherzend sagte, es Fragment bleiben sollte, bis ihn drei Kunstrichter und drei Spröden in einer gemeinschaftlichen Bittschrift um die Fortsetzung ersuchen würden, sondern weil eine unglück-

liche Niederkunft der geliebten Gattin und der Tod des erstgebornen Kindes ihm Lust und Stimmung raubten, an diesem Gedichte fortzuarbeiten. Auch später, nach mancher andern Arbeit, und nachdem er das gleichfalls Fragment gebliebene Gedicht „Psyche", eine allegorische Geschichte der Seele, geschrieben hatte, setzte er nicht den „Idris" fort, sondern nahm den Stoff in dem „Neuen Amadis" wieder auf, dessen achtzehn Gesänge die Abenteuer der Töchter des Schach Bambo erzählen und den endlichen Triumph der geistigen Schönheit über die körperliche zum Gegenstande haben. Entzückt von Sterne's Tristram Shandy, den er um diese Zeit kennen lernte, ließ er in diesem Gedichte seiner Laune den Zügel schießen und gestattete dem Geiste Capriccio die tollsten Sprünge.

Das wichtigste metrische Werk dieser Epoche, klein von Umfang, aber vor vielen seiner Schriften berühmt geworden, war „Musarion", durch Anmuth, Leichtigkeit und Harmonie der Darstellung eine wahre Philosophie der Grazien. Hier stellte er die Liebe des Herzens, weder von stoischer Apathie, noch von pythagoräisch-platonischen Verzückungen verdunkelt, ins reinste Licht. Die einige Jahre später erschienenen „Grazien" beschäftigen sich mit der Aufgabe, der edleren Liebe gegen den rohen Trieb, der nur gemeiner Sinnlichkeit fröhnt, das Wort zu reden.

Es kann nicht auffallen, daß Wieland durch diese Werke, welche zu den köstlichsten Perlen unserer Literaturschätze gehören, bei einem Theil des Publikums trotz der Reinheit seines Lebenswandels in den Ruf der Frivolität und unsittlicher Tendenzen kam, und daß das „gefährliche Gift" seiner erotischen Werke bis auf unsere Zeit ein herkömmliches Stichwort geblieben ist. Es ist ja allerdings auch nicht zu leugnen, daß Wieland gewisse Scenen einer eben nicht seraphischen Liebe mit sehr warmen Farben gemalt hat; allein wenn es nach seiner genialen Selbstvertheidigung, die sich poetisch zum „Verklagten Amor" gestaltete, noch eines Wortes darüber bedarf, so lassen sich doch unschwer auch andere Gesichtspunkte für eine weniger zelotische Beurtheilung finden.

Zunächst haßte Wieland alle Heuchelei und Gleißnerei, und da er jetzt anders dachte als in Zürich, so wollte er dies auch ebenso ehrlich wie früher durch seine Dichtungen aussprechen; dann waren ihm bei seiner eignen Aufrichtigkeit und Wahrheitsliebe alle Schein-Spröden, alle Schein-Sittlichen, alle Schein-Keuschen gründlich zuwider, und er freute sich ihrer Entlarvung; natürlich mußte er dabei diese scheinbaren Tugendhelden, wenn die Darstellungen psychologisch wahr werden sollten, in Situa-

tionen bringen, die eine wirkliche Versuchung enthielten, und je stärker die Versuchung geschildert wurde, um so mehr mußte die Verirrung motivirt erscheinen.

Außerdem hatte Wieland an sich selbst früher bei seinem platonisch-christlichen Mysticismus, bei welchem das Religiöse, Moralische, Aesthetische und Sinnliche so sehr in einander gewebt war, die Erfahrung gemacht, wie sehr auch der redlich Strebende in Gefahr steht, die Elemente zu verwechseln und sich zu vergreifen; und wenn er daher schildert, wie der übersinnliche Rausch der hohen Schwärmerei meist sinnlich endigt, so sind dies „Warnungstafeln", nicht im Gefühl allzu großer Sicherheit die Vorsicht außer Augen zu lassen. In diesem Sinne ruft er in der „Musarion":

— — — Ihr mächtigen Besieger
Der Menschlichkeit, die Ihr dem Sternenfeld
Euch nahe glaubt, — das Herz ist ein Betrüger!
Erkennet Euer Bild in Phanias und bebt!

Eine im poetischen Gewande uns entgegentretende Moral hat eben eine andre Form und klingt anders als die Moral einer Predigt; rechten wir daher wegen dieser Verschiedenheit der Form nicht mit dem Dichter und seiner Sinnlichkeit, die denselben olympischen Ursprung hat wie die Sinnlichkeit, die den Meißel eines Phidias und Praxiteles und den Pinsel eines Tizian belebte.

Man denke an den frechen Cynismus der heutigen Demimonde-Literatur des zweiten französischen Kaiserreichs, die ihre funkelnden, verwirrenden Lichter in die Abgründe des Moders und der Verwesung wirft, uns in die Höhlen des Lasters führt und unter totaler Umkehrung aller moralischen Gesichtspunkte und Verhältnisse die ekelerregendsten Themata mit prickelnden Ingredienzen zu würzen sucht, und dann prüfe man, ob eine einzige Zeile Wieland's uns derartiges zumuthet. Wieland konnte mit Recht an Geßner schreiben, „daß man in seinem Endymion trotz der Schlüpfrigkeit des Süjets wenigstens so viel Retenüe und Bescheidenheit finden werde, als in der Jo des Correggio."

Wenn Wieland z. B. in seiner dem Don Sylvio eingeflochtenen Episode vom Prinzen Biribinker und der Entzauberung der schönen Fee Krystalline mit großartiger Keckheit das Aeußerste wagte, so mochte ihn im Gefühl seiner meisterhaften Sprachgewandtheit die Schwierigkeit reizen, solche Dinge decent und graziös zu besprechen — ein Wagstück, welches das Genie von jeher unter seine Gerechtsame gezählt hat.

Zum Schlusse dieser Erwägungen noch eine Stelle aus den 1775 geschriebenen „Unterredungen Wieland's mit dem

Pfarrer von***": „Sie irren sehr, lieber Herr Pfarrer, wenn Sie denken, daß ich die komischen Erzählungen oder den Idris deswegen für verdammenswürdig halte, weil ich nicht für gut finde, daß sie von jungen Mädchen gelesen werden. Der Grund, warum ich diese Gedichte und alle andern Bücher dieser Art aus der sehr kleinen Büchersammlung junger unverehelichter Frauenzimmer ausschließe, ist der nämliche, warum ich, bei aller schuldigen Ehrerbietung, die ich für die Bibel hege, nicht wollte, daß meine Tochter oder irgend eines ehrlichen Mannes Tochter das hohe Lied Salomonis oder gewisse Capitel in den Büchern Mose, im Buche der Richter und im Propheten Ezechiel zum Gegenstand ihrer Meditation machen oder nur jemals — bis sie ohne Schaden Alles lesen darf — zu Gesichte bekommen sollte. Denn wahrlich, so lange ihr die Abenteuer des Ritters Itifall und der irrenden Prinzessin Schatulliöse schädlich sein können, werden die Galanterien der Dame Ahala und ihrer Schwester Ahaliba (ungeachtet ihrer allegorischen Deutung) wenig zur Verschönerung ihrer Seele beitragen".

10. Wieland Professor an der Universität in Erfurt, 1769—1772.

Neben all den bereits erwähnten Werken beschäftigte sich Wieland in Biberach noch mit einer Uebersetzung der dramatischen Werke Shakspeare's, welche er in den Jahren 1762—1768 in acht Bänden herausgab. Wenn Wieland's anders gearteter Geist auch den britischen Genius nicht vollständig erfaßte, so war es doch ohne Zweifel ein großartiges literarisches Unternehmen und von wichtiger Bedeutung, indem Shakspeare durch diese erste deutsche lesbare Uebersetzung in Deutschland eigentlich erst bekannt wurde. Wieland leistete für seine Zeit in dieser schwierigen Arbeit sehr viel und brach die Bahn, auf der seine Nachfolger leichter fortschreiten konnten.

So trefflich nun auch Wieland verstanden hatte, seine Muse und seine Amtsgeschäfte in Einklang zu setzen, — ein lebendiges Beispiel, daß die Verse

„Keiner gehe, wenn er einen Lorbeer tragen will davon,
„Morgens zur Kanzlei mit Acten, Abends auf den Helikon!"

welche später Graf Platen gegen Immermann schleuderte, nicht immer zutreffen, — so war es doch eine glückliche Fügung, daß Wieland aus diesen beengenden Verhältnissen, in denen er nur späte und sparsame Kunde von dem Leben der Literatur erhielt, wieder herauskam. Der Aufenthalt in Biberach wurde um so trostloser, als Graf Stadion im Alter von 77 Jahren 1768 starb, und dadurch das nun auch von La Roche und seiner Gattin ver-

lassene Warthausen, welches Wieland so sehr gefördert hatte, für ihn verödet war.

Am 1. Juni 1769 traf Wieland in Erfurt ein und übernahm die Stelle als erster Professor der Philosophie an der dortigen, damals kurmainzischen Universität mit einem jährlichen Gehalt von 600 Thalern und dem Charakter als Regierungsrath. Obgleich es bei dieser Vocation mehr auf den Glanz der Hochschule abgesehen war, als daß man von ihm Vorträge verlangt hätte, so widmete er sich doch seinem Berufe sehr eifrig, hielt mit großem Beifall viele philosophische und literaturhistorische Vorlesungen und verschaffte der Universität eine sehr vermehrte Frequenz. Nichtsdestoweniger vereinigte sich Vieles, was geeignet war, Wieland seine neue Lage zu verleiden, und namentlich waren es verdrießliche Beziehungen zu seinen Collegen, die theils mit Unwillen seine Schriften betrachteten, theils mit Neid auf die ihn auszeichnende Protection des Kurfürsten von Mainz, Emmerich Joseph, sahen. Nur an den ihm schon früher befreundeten Professor Riedel schloß er sich näher an und zog sich übrigens von allem gesellschaftlichen Leben in Erfurt zurück.

Außer mehreren bereits im vorigen Capitel besprochenen Werken schrieb Wieland hier den „Nachlaß des Diogenes von Sinope", eine Art Rechtfertigung seiner eigenen Lebensansichten und philosophischen Meinungen. Er untersuchte bei diesem von den Anekdotenkrämern bis zum Unkenntlichen verunstalteten Charakter, wie ein Mann wol hätte sein können, von dem man so seltsame und einander so widersprechende Gerüchte erzählte. Er ermittelte nicht als Geschichtsschreiber durch kritische Sondirung der Quellen, was als das Wahrscheinlichste anzunehmen sei, sondern wählte als Dichter unter mehreren möglichen Gestalten die seinem Zweck zusagendste aus, indem er ihn zwar als Sonderling, aber mit weniger Cynismus und mehr Weisheit, als gewöhnlich geschah, schilderte.

In dieselbe Zeit fällt auch das berüchtigt gewordene Gedicht „Kombabus", in dem Wieland den verfänglichsten Stoff so züchtig als möglich behandelte. Vergleicht man es mit Lucian's „Syrischer Göttin" und dem Machwerk eines Franzosen, der eine Erzählung im Geschmack Grecourt's daraus machte, so tritt es recht augenfällig zu Tage, wie Wieland in der ihm eigenthümlichen Art fremde Stoffe verarbeitete.

Die philosophischen Studien, in welche sich Wieland in Erfurt vertiefte, veranlaßten ihn zunächst, mehrere Abhandlungen gegen Rousseau und seine über den Naturzustand des Menschen und über die Schädlichkeit der Wissenschaften und Künste aufge-

stellten Paradoxen zu richten. Er bekämpfte die Anschauung: daß Entfernung von der ersten Einfalt der Natur Entfernung von der Natur selbst sei, daß es der Natur gemäß gewesen wäre, wenn wir auf immer in dem Zustande glücklicher Unwissenheit geblieben wären, daß die Erweiterung unserer Bedürfnisse die Mutter unserer Laster sei, und daß der Genuß der Geschenke der Natur und die Verfeinerung der Künste den Untergang der Staaten am Meisten befördern. — Um das Naturwidrige in den Ideen Rousseau's zu zeigen, schrieb er die „Reisen und Bekenntnisse des Priesters Abulfauaris“ und den kleinen Roman „Koxkox und Kikequetzel“, den er mit den Worten schließt: „Die Unschuld des goldnen Alters, wovon die Dichter aller Völker so reizende Gemälde machen, ist unstreitig eine schöne Sache; aber sie ist im Grunde weder mehr noch weniger als — die Unschuld der ersten Kindheit. Wer erinnert sich nicht mit Vergnügen der schuldlosen Freuden seines kindischen Alters? Aber wer wollte darum ewig Kind sein? Die Menschen sind nicht dazu gemacht, Kinder zu bleiben; und wenn es nun einmal in ihrer Natur ist, daß sie nicht anders als durch einen langen Mittelstand von Irrthum, Selbsttäuschung, Leidenschaften und daher entspringendem Elend zur Entwickelung und Anwendung ihrer höhern Fähigkeiten gelangen können — wer will mit der Natur darüber hadern?“

Das Ergebniß von Wieland's Forschungen über die Natur des Menschen, „der eine organische Einheit von Leib und Seele und kein unnatürlicher Centaurischer Zwitter von Thier und Geist sei“, war: „daß die möglichste Benutzung des Erdbodens und die möglichste Vervollkommnung und Verschönerung des menschlichen Lebens das große Ziel aller Bestrebungen, welche die Natur in den Menschen gelegt hat, sei, also der Natur ebenso gemäß als die ursprüngliche Einfalt. Es sei widersinnig, zu fordern, daß die Knospe ein Apfel werden soll, ohne durch alle dazwischen liegenden Verwandlungen zu gehen.“

In dieser Richtung wirkte Wieland als Philosoph, und trug nicht wenig zu dem damaligen Umschwunge der Philosophie in Deutschland bei. Er verlor sich dabei nicht in vage Abstractionen und Grübeleien, sondern er hielt sich an das Wolff'sche Moralprincip, daß „nur die Vervollkommnung unsrer selbst und das Streben, alles Gute außer uns zu befördern, unserm Dasein Wahrheit, Würde und innerlichen Werth verleihen könne.“

„Der große Punkt, in welchem, wie ich denke,
Wir Alle einig sind, ist der: Ein Biedermann
Zeigt seine Theorie im Leben.
So schön und gut sie immer heißen kann,
So wollt' ich keine Nuß um Eure Tugend geben,
Wofern sie Euch im Kopfe sitzt.“

Da in monarchischen Staaten das Wohl der Staatsbürger zum großen Theil von der Persönlichkeit und den Gesinnungen des Monarchen abhängt, wollte Wieland in seinem Eifer für Menschenwohl den Regenten den „goldnen Spiegel" der Selbsterkenntniß vorhalten und schrieb, angeregt durch Kaiser Joseph's II. Begeisterung für die edlern Zwecke des Staates, „die Könige von Scheschian," nach seiner eignen Bezeichnung „eine Art von summarischem Auszuge des Nützlichsten, was die Großen und Edlen einer gesitteten Nation aus der Geschichte der Menschheit zu lernen haben". Mit unerschrockenem Freimuth deckte er darin Mißbräuche aller Art auf und „stellte unter dem Vehikel einer ergetzlichen Erzählung den Großen der Erde kühne Wahrheiten unter die Augen."

Die Bewältigung aller dieser Arbeiten war nur bei dem angestrengtesten Fleiße möglich, und die einzige Erholung, die sich Wieland gönnte, war eine im Frühjahr 1771 unternommene Reise nach Ehrenbreitenstein, wo damals La Roche als Geheimer Conferenzrath des Trierschen Hofes mit seiner Familie lebte. Eine Beschreibung der rührenden Scene dieses neuen Wiedersehens von Wieland und Frau von La Roche besitzen wir von Friedrich Jacobi, der ihr als Augenzeuge beigewohnt.

Bei seinen kleinen Ausflügen nach Weimar hatte er das Glück, der verwittweten Herzogin Amalia vorgestellt zu werden, und der vortheilhafte Eindruck, den er machte, hatte die wichtigste Veränderung seiner äußern Lage zur Folge. Er erhielt von der Herzogin den ehrenvollen Auftrag, Erzieher ihrer Söhne, des Erbprinzen und nachmaligen Herzogs Karl August und des Prinzen Constantin, mit einem Gehalte von 1000 Thalern zu werden. Wieland nahm freudig die Stelle an und vertauschte 1772 Erfurt, das er mit einem freudenleeren Chaos von alten Steinhaufen, welches die Grazien nie angeblickt, verglich, mit Weimar, um dort ein Glied des schönen Vereins zu werden, der später die edelsten Geister unserer Nation umfaßte.

11. Wieland als Prinzen-Erzieher in Weimar, 1772—1775.

Die Seele des in der Entwickelung unserer Literatur hochwichtigen „Musenhofes in Weimar", dessen Details aus den beredten Schilderungen der beliebtesten Schriftsteller der Gegenwart allseitig bekannt sind, war die Herzogin Anna Amalia aus dem Hause Braunschweig, seit 1758 Wittwe, in jeder Beziehung eine Zierde ihres Geschlechts und des Thrones, auf dem sie sich als Regentin-Vormünderin unter schwierigen Umständen große Verdienste erwarb. Ihr reger Geist hatte außerdem das lebhafteste

Interesse für Kunst und Wissenschaft, und ihre liebenswürdige Persönlichkeit fesselte die ersten Talente und Genie's ihrer Zeit. Ihr Verhältniß zu Wieland gestaltete sich zu einer innigen Freundschaft, die sie ihm bis zu ihrem Tode unwandelbar bewahrte.

Die beiden mit vortrefflichen Anlagen ausgestatteten Prinzen waren bisher sehr sorgfältig erzogen worden, und auch zu ihnen stand Wieland, der es sich angelegen sein ließ, in der Pflege und Ausbildung so edler Keime die Principien seines goldnen Spiegels praktisch zu verwerthen, in den erfreulichsten Beziehungen. Zur Feier des Geburtstages des Erbprinzen, der ihm mit besonderer Liebe zugethan war, schrieb er 1773 „die Wahl des Herkules", ein kleines lyrisches Drama, welchem die von Xenophon erzählte Dichtung des Sophisten Prodikos, „Herkules am Scheidewege", zu Grunde liegt. In demselben Jahre dichtete er auch das Singspiel „Alceste", welches mit der Composition von Schweizer bald überall in Deutschland mit dem lautesten Beifall aufgeführt wurde und, als das erste seiner Gattung, in unserer musikalisch-dramatischen Literatur eine neue Epoche bezeichnet. Daß Wieland mit den dabei angewendeten und in der Abhandlung „Versuch über das Deutsche Singspiel" theoretisch entwickelten Grundsätzen das Richtige getroffen, beweist die Aufforderung Gluck's, eine Oper ähnlicher Art zu schreiben, die er in Musik setzen wolle. — In Weimar fand Wieland auch endlich, was er so lange vergeblich ersehnt hatte — mehr Muße für seine schriftstellerische Thätigkeit; und so entstanden noch 1773 die „Geschichte des weisen Danischmend", ein Nachhall der Könige von Scheschian, und die originelle, vielgerühmte „Geschichte der Abderiten". Wieland verlegte den Schauplatz darin zwar nach Abdera, dem griechischen Schilda, geißelte aber den beschränkten Horizont deutscher Kleinstädter und Thorheiten und Verkehrtheiten seiner Zeit so wahr, daß man sich an vielen Orten, deren Persönlichkeiten Wieland völlig unbekannt waren, getroffen fühlte und sich über die Portraitirung beschwerte. Daß ihm die Intriguen seiner Vaterstadt und die Bornirtheiten seiner ehemaligen Vorgesetzten und Mitbürger, die ihm einst so vielen Verdruß bereitet, manche Züge zu den Abderiten geliefert haben, läßt sich noch heute nachweisen. — In ähnlichem Stile, wenngleich überwiegend ernster, ist auch „Stilpon", das patriotische Gespräch über die Wahl eines Oberzunftmeisters von Megara, abgefaßt. —

Außerdem begann er 1773 die Herausgabe des „Deutschen Merkurs", einer Monatsschrift, in welcher er fortan nicht nur seine eigenen Geistesproducte zu veröffentlichen versprach, sondern auch ein kritisches Organ schuf, welches alle interessanten Erschei-

nungen auf den verschiedensten Gebieten besprechen sollte. Obgleich das Project im Publikum großen Anklang fand, und die Zahl der Abonnenten Wieland's kühnste Hoffnungen überstieg, machte ihm doch das Unternehmen zuerst nach verschiedenen Richtungen viele Sorge. Von der Last der eigentlichen buchhändlerischen Geschäftsführung erlöste ihn zwar der in jeder Beziehung dafür geeignete, vielseitig gebildete Bertuch; aber die Schwierigkeit, passende Mitarbeiter zu finden, war groß, und vor Allem versetzte ihn die Opposition, welche die Schriftsteller aller Orten den Kritiken des Deutschen Merkurs zu Theil werden ließen, in peinliche Lagen. So wurde Wieland's friedliche, gutherzige Natur in eine ärgerliche Polemik hineingerissen, und nur seinem großen Tacte ist es zuzuschreiben, daß er allen seinen Gegnern gegenüber eine würdige Stellung behauptete.

Mit seinen besten Freunden, Gleim und Fr. Jacobi, wurde zuerst das Verhältniß ein gespanntes, und das Zerwürfniß mit Gleim drohte dauernd zu werden, als Letzterer allzu parteiisch für Heinse Partei nahm. Der Feuerkopf Heinse, ein enthusiastischer Verehrer Wieland's, war zwar von diesem selbst an Gleim empfohlen worden; als er aber seine „Laidion" schrieb, das obscöne Satyrikon Petron's übersetzte, und sich zur Rechtfertigung seiner lasciven Dichtungen auf Wieland's komische Erzählungen berief, mußte derselbe unwillig werden. Allmählig glich sich jedoch die Disharmonie zwischen Wieland und Gleim wieder aus, als sie sich offen und aufrichtig in Briefen und bei einem persönlichen Zusammensein gegen einander ausgesprochen hatten.

Die Spannung mit Fr. Jacobi vermehrte sich, als Wieland im Deutschen Merkur Nikolai's „Leben und Meinungen des Herrn Magister Sebaldus Nothanker" lobend erwähnte. Obgleich es Wieland unbekannt gewesen, daß der „Säugling" im Sebaldus eine Karrikatur auf Georg Jacobi sein sollte, fühlte sich der Bruder Fr. Jacobi doch durch ihn verletzt, und es bedurfte vieler freundschaftlicher Briefe, ehe er sich wieder beruhigte. — Noch feindseliger stellten sich zu Wieland die Göttinger Dichter Bürger, Hölty, Voß, die Stolberge und Boie. Der sogenannte „Hainbund", der Klopstock's Muse vergötterte und für Teutsche Bardengesänge schwärmte, verbrannte sogar, bei einer Feier des Geburtstages Klopstock's, Wieland's komische Erzählungen und sein Bildniß, und der Göttinger Almanach vom Jahre 1775 brachte das Aergste gegen Wieland's „Buhler-Romane und ländervergiftende Schandgesänge". Er nahm von diesen Neckereien wenig Notiz und versetzte den Göttingern nur gelegentlich einige Seitenhiebe in Form eines heitern Scherzes.

Während der Göttinger Dichterverein vorzugsweise für lyrische Poesie wirkte, strebten die Frankfurter auf einem andern Wege nach Nationalpoesie, indem sie, Shakspeare als Muster vor Augen, ein vaterländisches Drama zu schaffen bemüht waren. Unter den dortigen „Stürmern und Drängern", zu denen Lenz, Klinger u. A. gehören, ragte vor Allen Goethe hervor, und es schien, als sollte er Wieland's gefährlichster Gegner werden. Wieland mochte hundertmal versichern, daß die im Deutschen Merkur ausgesprochenen Urtheile keineswegs allezeit auch die seinigen seien, ja, er desavouirte sogar eine zwar anerkennende, aber ungeschickt geschriebene Recension seines Mitarbeiters Schmid über den „Götz von Berlichingen" am Schlusse der Kritik; er hatte sie aber doch drucken lassen. Außerdem hatte Wieland durch die Noten zu seiner Shakspeare-Uebersetzung bei den Anbetern des britischen Dichters Anstoß erregt, und sie verziehen es ihm nicht, daß er bei Falstaff's Späßen ausgerufen hatte: „Man muß ein Engländer sein, diese Scenen von Engländern spielen sehen und eine gute Portion Punsch dazu im Kopfe haben, um den Geschmack daran zu finden, den Shakspeare's Landsleute größtentheils noch heutigen Tages an diesen Gemälden des untersten Grades von pöbelhafter Ausgelassenheit des Humors und der Sitten finden sollen." Endlich aber war, weil Wieland bei Entwickelung der Gründe, warum er in seiner Alceste in den Motiven und Charakteren von Euripides abgewichen sei, die Meinung geäußert: „ein neuerer Dichter müsse Alles vermeiden, was seinem Publikum anstößig sein würde, auch wenn der beste griechische Dichter es nicht zu vermeiden brauchte", in dem Goethe'schen Kreise die Ansicht verbreitet, Wieland habe die griechischen Götter und Helden modernisirt und sich dadurch an den Alten versündigt. Goethe hat nun zwar diesen Grundsatz später selbst in seinem vorzüglichsten Meisterwerke, „Iphigenia", angewendet; aber damals (1774) dachte er noch anders, und er folgte eines Sonntags Nachmittags bei einer Flasche Burgunder der Anwandlung seiner Laune, die Aristophanische Farce „Götter, Helden und Wieland" niederzuschreiben, welche er ursprünglich übrigens nur zur Belustigung seines Freundeszirkels bestimmt hatte. So derb der Angriff war und eines Dichters Empfindlichkeit wohl hätte reizen können, so wollte der erfahrene und besonnene Wieland doch keinen Krieg und zog sich auf die feinste Art aus der Affaire, indem er im Deutschen Merkur den Scherz „allen Liebhabern der pasquinischen Manier als ein Meisterstück von Persiflage und sophistischem Witz" empfahl. Ueberhaupt war der scharfsichtige Wieland weit entfernt, Goethe mit dem ihn umgebenden Troß zu verwechseln; und indem er mit einer des geistreichen

Weltmanns würdigen heitern Wendung diese „Kraftgenies" abfertigte und „sie ruhig toben ließ", bewies er Goethe von Anfang an volle Gerechtigkeit und zeigte durch seine aufrichtig anerkennenden Recensionen über Götz, Clavigo und Werther's Leiden, daß er zu den Wenigen gehörte, die den richtigen Gesichtspunkt für die Schöpfungen des Goethe'schen Genius hatten.

So glücklich nun auch Wieland in diesen literarischen Fehden seine Position einzunehmen und zu behaupten wußte, so vereinigten sich doch mancherlei Umstände, um ernste Besorgnisse für seine Zukunft in ihm wach zu rufen.

12. Wieland's poetische Werke der letzten Periode, 1775—1783.

Mit Ende des Jahres 1774 hatte eigentlich Wieland's Amt als Erzieher der Prinzen, welche Anfangs 1775 eine Reise nach Paris unternahmen, aufgehört; der Erbprinz Karl August sollte nach seiner Volljährigkeitserklärung die Regierung antreten und sich mit einer Prinzessin vermählen, über deren Gesinnungen gegen sich Wieland keineswegs sicher war. Er konnte außerdem mit Gewißheit nur auf die ihm zustehende Pension von 600 Thalern rechnen und machte sich bereits mit dem Gedanken vertraut, sich auf ein kleines Dörfchen zurückzuziehen, da seit dem 1772 erfolgten Tode seines Vaters auch seine Mutter bei ihm lebte, und ihm bereits vier Töchter heranwuchsen.

Goethe, dessen Werther mit unerhörter Gewalt auf die Gemüther wirkte und ihn zum Liebling des Publikums machte, war dem Erbprinzen auf dessen Reise bekannt und lieb geworden und folgte seiner Aufforderung, nach Weimar überzusiedeln. Er traf daselbst am 7. November 1775 ein und wurde bald der Liebling und Vertraute des jungen Fürsten, dem Wieland früher näher gestanden hatte. Von Goethe's Frankfurter Genossen fand sich auch Lenz und Klinger ein. Herder, den sich Wieland gleichfalls abgeneigt glaubte, kam als Generalsuperintendent nach Weimar, und so schien Wieland's Existenz von vielen Seiten gefährdet.

Indessen es gestaltete sich Alles wider Erwarten glücklich: Wieland, dessen große Seele nie auf Goethe's Ruhm eifersüchtig gewesen ist, gab sich unbefangen dem Zauber von Goethe's persönlicher Liebenswürdigkeit hin; die Mißverständnisse waren bald beseitigt, und Wieland trat mit Goethe und Herder in die freundschaftlichsten Beziehungen. Karl August blieb Wieland, der klug genug war, um nach keinerlei Einfluß auf die Staatsgeschäfte zu streben, freundlich gewogen und stellte seine Zukunft sicher, indem er ihm sein volles Gehalt als Pension beließ. Bei der jungen, hochsinnigen Herzogin Luise fand er eine huldreiche Aufnahme. —

Dem „tollen Treiben“, welches jetzt unter dem jungen Herzog seit Goethe's Ankunft in Weimar begann, fern stehend, verwendete Wieland seine Muße auf das Allergewissenhafteste, und die Vielseitigkeit seiner Studien und Beschäftigungen ist staunenerregend.

Wenden wir uns zunächst zu den dichterischen Productionen, so sind der im edelsten, würdevollsten Ton gehaltene „Geron der Adelige“, „Gandalin oder Liebe um Liebe“, und „Klelia und Sinibald oder die Bevölkerung von Lampedusa“, beide über das alte Lieblingsthema der Kasuistik der Liebe und voll ironischer Streiflichter auf die weinerliche Empfindsamkeit des Liebesjammers, und die launigen „poetischen Erzählungen und Märchen“: Sixt und Klärchen, das Wintermärchen, das Sommermärchen, Pervonte, der Vogelsang, Schach Lolo, Hann und Gulpenheh, aus den Jahren 1775—1783 zu erwähnen, denen später nur noch die „Wasserkufe“ folgte. Sie unterscheiden sich von den in Biberach entstandenen komischen Erzählungen dem Stoffe nach dadurch, daß sie, während diese sich an Fabeln der griechischen Mythologie anlehnen, in das Gebiet des Romantischen gehören, der Schreibart nach dadurch, daß die erotischen Auftritte mit größerer Zurückhaltung geschildert sind, und daß Wieland in ihnen mehr den feinen Hofton als Maßstab des Schicklichen nahm.

Weniger aus Neigung, als aus Gefälligkeit gegen den Kurfürsten Maximilian Joseph schrieb er 1778 für die Mannheimer Bühne das von Schweizer componirte Singspiel „Rosamunde“, mit dem er vom Drama für immer Abschied nahm, weil er fühlte, daß er von Natur vorzugsweise für die epische Poesie bestimmt sei. — Als Hauptwerk glänzt der „Oberon“, der 1780 erschien, und der wol keinem Leser dieser Zeilen unbekannt geblieben ist. Mag der künstlerischen Composition des Ganzen und der bis zur gegenseitigen Unentbehrlichkeit durchgeführten Verschlingung der drei Haupthandlungen (der Abenteuer, welche Hüon auf Befehl des Kaisers Karl zu bestehen hat, der Liebesgeschichte von Hüon und Rezia und des Zwistes von Oberon und Titania), auf welche Wieland selbst den Hauptwerth legte, als ein Verstoß gegen die Einheit des Planes entgegengestellt werden, daß an der einen Stelle die keusche Enthaltsamkeit der Liebenden vor der kirchlichen Weihe diese, so wie Oberon und Titania an das ersehnte Ziel bringen soll, an der andern aber Oberon die sich in allen Prüfungen und Gefahren bewährende, feste, unverbrüchliche Treue des Liebespaares zur Bedingung seiner Wiedervereinigung mit Titania macht; mag man es als Widerspruch betrachten, daß Oberon das strenge Gebot der Enthaltsamkeit

giebt, während grade das Uebertreten desselben die Veranlassung werden muß, daß die Bedingung, von der die Aussöhnung mit Titania abhängig gemacht ist, in Erfüllung geht; mag ein Mißverhältniß darin liegen, daß die treue Liebe eines Paares wie Hüon und Rezia die Untreue eines Paares wie Gangolf und Rosette ausgleichen soll, während eine streng mathematische Consequenz etwa die Bedingung erwartet, daß Rezia's treue Liebe auch ausdaure, wenn Hüon in eine ähnliche Lage wie Gangolf versetzt würde — was will dies Alles gegen die unvergleichlichen Schönheiten und Vorzüge des Gedichts?

In der Schilderung der innigsten Gattenliebe, der zärtlichsten Elternliebe, der lieblichsten Weiblichkeit, in der Zeichnung des edeln Greises Alfonso, der voll süßesten Seelenfriedens „aus dem Traume des Erdenlebens ins wahre Sein hinüberschwebt", tritt Wieland's sittlicher Adel mit strahlendem Glanze hervor; und wie weiß er das Interesse durch eine Welt voll Abenteuer und die spannendsten Situationen zu fesseln! Welche Naturwahrheit in der Darstellung ruhmvoller Thaten, in der Verherrlichung des Heldenmuthes, der Standhaftigkeit in Leiden, der Freundschaft und des Vertrauens auf die Vorsehung! Welcher bunte Wechsel in den poetischen Gemälden von ländlicher Einfachheit und orientalischer Pracht, von städtischem Gewimmel und einsiedlerischem Leben, von furchtbaren Wüsteneien und paradiesischen Fluren, von Rittergefechten und Zaubertänzen, von Freudenfesten und Seestürmen, von Meereswellen und Feuerflammen! Welches Leben in der ganzen Scala der Empfindungen von Wonne, Bekümmerniß, Hoffnung und Verzweiflung! Wohl konnte Goethe an Lavater schreiben: „So lange Poesie Poesie, Gold Gold und Krystall Krystall bleiben wird, wird Oberon als ein Meisterstück poetischer Kunst geliebt und bewundert werden." — Für Solche, welche auch bei poetischen Werken gern das Thema präcisirt sehen, hat Gervinus als die dem Oberon zu Grunde liegende Maxime angegeben: „daß ein Mensch, der einer Schwäche unterliege, deshalb noch kein schlechter Mensch zu sein brauche und sich ein ander Mal ebenso stark beweisen könne, als vorher schwach."

Nach Wieland's eigner Angabe hat er für die sogenannte „Fabel" des Gedichts das alte Ritterbuch des Huon de Bordeaux benutzt, und die Figur des Oberon aus Chaucer's Merchant's Tale und Shakspeare's Sommernachtstraum entnommen; und da er vielfach auch sonst fremde Stoffe bearbeitet hat, so ist ihm auch dies zum Vorwurfe gemacht worden. Eine schlagende Entgegnung darauf finden wir bei Wieland selbst: „Das, was den

wahren Meister macht, ist nicht die Erfindung eines unerhörten Süjets, unerhörter Sachen, Charaktere, Situationen u. s. w., sondern der lebendige Odem und Geist, den er seinem Werke einzuathmen vermag, und die Schönheit und Anmuth, die er darüber auszugießen weiß. Es ist mit den Dichtern hierin wie mit den Malern und andern Künstlern. Alle vortrefflichen Maler im christlichen Europa haben „Marienbilder" und „heilige Familien" gemalt: der Inhalt ist der nämliche, die Charaktere sind die nämlichen, die Farben auf der Palette sind's auch; gleichwol hat Jeder ebendenselben Gegenstand auf eine ihm eigne Art behandelt, und so viele vortreffliche Madonnen schon da sind, so wird sich doch gewiß kein künftiger großer Maler dadurch abschrecken lassen, auch die seinige hinzuzuthun."

Ja, wahrlich! danken wir es Wieland, daß er die unbekannten, halbvergessenen Schätze gehoben und Blumen des Auslandes in unsere Gärten verpflanzt hat. Unter seiner gewandten Bearbeitung erhielt doch Alles das Gepräge von Originalwerken!

13. Wieland's Bedeutung als Prosaiker. Deutscher Merkur.

Wieland war nicht nur Meister im Versbau und in der vortrefflichen Behandlung des Reims, sondern hat auch durch seine Prosa einen gewaltigen Einfluß auf die Ausbildung unserer Sprache gehabt. Die Sorgfalt, welche er auf die Musik der Verse und auf den reinen Klang der Reime verwendete, zeigte sich ebenso unermüdlich im Satzbau und in der Abwägung der einzelnen Ausdrücke; durch seinen leichten und gefälligen Stil bildete sich erst unsere feinere Umgangssprache und verdrängte allmählig die französische aus den höhern Cirkeln der Gesellschaft; „er setzte Muskeln und Gelenke der Sprache in Bewegung, die bei den Zeitgenossen steif und todt zu sein schienen."

Aber nicht allein für die Sprache, sondern auch für die Sitten und gesellschaftlichen Zustände, so wie für die Anschauungen seines Zeitalters, war Wieland's literarisches Schaffen von höchster Bedeutung. Er schickte, um einen treffenden Ausdruck R. Gottschall's zu gebrauchen, gegen die Reifröcke und Frisurthürme seine nackten hellenischen Grazien ins Feld, gegen Gellert's steife Moralität und hausbackene Spießbürgerlichkeit die Schüler Epikur's, gegen Gottsched's regelrechte und hölzerne Aesthetik jene freibeweglichen Musen, die mit seltener Anmuth unter die erstaunten Pedanten hintraten.

Im Deutschen Merkur, den Wieland von 1773—1789 herausgab und seit 1790 als „Neuen Deutschen Merkur" fortsetzte, legte er die Resultate seiner vielseitigen Studien über Philosophen, Ge-

schichtsschreiber und Dichter aller Völker und Zeiten nieder; und wie er nach Verbreitung der richtigen Erkenntniß und Beurtheilung von Zuständen und Personen der Vergangenheit strebte, so regte er auch das Interesse für alles Wichtige an, was sich in der Gegenwart ereignete und mit der Fortbildung des menschlichen Geschlechts in näherer oder entfernterer Beziehung stand. Mit gleicher Theilnahme umfaßte er jede neue Entdeckung, folgte dem Forscher in die Gebiete des Wissens und der Kunst und begleitete den Weltumsegler auf seinen Reisen. Fast alle diese Mittheilungen und Aufsätze, in denen er überall dem Irrthum und der Verfinsterung des menschlichen Verstandes bald mit lachendem Spott, bald mit edler Entrüstung entgegentrat und für Aufklärung in der edelsten Bedeutung des Wortes wirkte, sind uns unter dem Gesammtnamen „Miscellaneen" aufbewahrt, oder unter die „vermischten Schriften" aufgenommen. Um die Wichtigkeit dieser Arbeiten zu ermessen und den richtigen Gesichtspunkt zu gewinnen für Erzählungen wie „der Stein der Weisen", „die Salamandrin und die Bildsäule" und für Aufsätze wie „Ueber den Hang der Menschen, an Magie und Geistererscheinungen zu glauben", „Ueber das Geheimniß des Kosmopolitenordens", vergegenwärtige man sich, welcher alchymistische Unfug zur Zeit des Grafen St. Germain, Joseph Balsamo's und andrer Geisterbeschwörer mit dem Stein der Weisen und mit dem Lebenselixir getrieben wurde. — Moralische Probleme und zweideutige Charaktere hatten stets für Wieland eine besondere Anziehungskraft. So beantwortete er die Frage, ob man ein Heuchler sein könne, ohne es selbst zu wissen, in der „Jugendgeschichte Bonifaz Schleicher's"; und seine „Briefe über eine Anekdote aus Rousseau's geheimer Geschichte seines Lebens", in denen er zeigen wollte, mit welcher Behutsamkeit und Zartheit man im Urtheilen über die Triebfedern, Absichten und innere Moralität einzelner Personen und Handlungen verfahren müsse, legten Zeugniß ab für die psychologische Entwickelungskunst des mit den Labyrinthen des Herzens vertrauten Menschenkenners; denn die später erschienenen Confessions rechtfertigten Wieland's Hypothese und sein ganzes Raisonnement, mit welchem er Rousseau vertheidigt hatte. Er hielt es für eine Pflicht gegen die Menschheit, die man auch in einer einzelnen Person beleidigen könne, nicht eher in ein Verdammungsurtheil einzustimmen, als bis man nach sorgfältigster Erwägung aller Umstände durchaus dazu genöthigt wäre. Bei solchen Gesinnungen des Wohlwollens und der Gerechtigkeit wurde er, da ihm bei seinen Kenntnissen viele Personen und Handlungen in einem ganz andern Lichte erschienen, als man sie gewöhnlich

sah, zum Advocaten mancher übelberufenen Persönlichkeit, wie z. B. in der „Ehrenrettung dreier berühmter Frauen des Alterthums, der Aspasia, Julia und der jüngern Faustina“; ebenso unparteiisch entzog er aber auch Andern, wenngleich seltener, den Nimbus, der sie mehr als billig umgeben hatte. —

Der durch die Herausgabe der Wolfenbüttel'schen Fragmente und die sich daran anschließende Polemik Lessing's neu belebte und erweiterte Kampf der Orthodoxie und des Rationalismus hatte allmählig eine veränderte Gestalt angenommen und charakterisirte sich besonders als Gegensatz des supranaturalistischen Mysticismus und des völligen Unglaubens. Wieland betheiligte sich dabei zunächst durch seinen Aufsatz: „Ueber den freien Gebrauch der Vernunft in Glaubenssachen“, in welchem er die ächte Gottesverehrung von allem magischen und theurgischen Aberglauben gereinigt und auf Redlichkeit des Herzens, auf Liebe zu Gott und den Menschen und auf Ausübung aller moralischen Tugenden zurückgeführt zu sehen wünschte. Daß dieser Aufsatz 1788, im Jahre des Wöllner'schen Religionsedicts, erschien, beweist denselben Freimuth, mit welchem er einige Jahre vorher in dem Aufsatz: „Ueber die Rechte und Pflichten der Schriftsteller, in Absicht ihrer Nachrichten und Urtheile über Nationen, Regierungen und andre öffentliche Gegenstände“ seine unumwundene Meinung über die Freiheit der Presse als „das wahre Palladium der Menschheit, von dessen Erhaltung alle Hoffnung einer bessern Zukunft abhänge, dessen Verlust hingegen eine lange und schreckliche Folge unabsehbarer Uebel nach sich ziehen würde“, geäußert hatte.

So war er als Mann, dem die Sache der Menschheit am Herzen liegt, unablässig bemüht, für die Rechte der Vernunft, für Wahrheit und Licht zu kämpfen, unbekümmert, ob es die Gewaltigen der Erde gern hörten oder nicht. —

14. Wieland's Uebersetzungen und letzte Werke in Prosa.

In den Jahren 1782—1789 arbeitete Wieland seine Uebersetzungen der Horazischen Episteln und Satiren, so wie der sämmtlichen Werke Lucian's und schuf bei der geistigen Verwandtschaft, die er mit Horaz und Lucian hat, und bei der Geschmeidigkeit seines Geistes, sich in die Ideen Anderer hineinzuleben, die vollendetsten Meisterwerke dieser Gattung. Natürlich wählte Er, der stets nach vollkommenster Klarheit, Deutlichkeit und Verständlichkeit gestrebt, von den beiden Uebersetzungsmaximen, von denen die eine die Beibehaltung der strengen Form und das buchstäblich wörtliche Wiedergeben des Originals auf Kosten des Genius unserer Muttersprache erkauft, die andere den Geist des

Originals in geschmackvoller Form zur Geltung bringt, die letztere und löste die schwierige Aufgabe in gelungenster Weise. Seine erläuternden Einleitungen und erklärenden Anmerkungen erleichtern nicht nur dem Laien das Verständniß der Autoren, sondern haben auch für den Gelehrten einen hohen Werth, indem Wieland's feines Gefühl und eignes dichterisches Talent auch den Sinn dunkler Stellen und versteckter Anspielungen richtig herausfand. Seine Commentare gaben ihm Gelegenheit, über dieselben Gegenstände seine eignen Ansichten zu äußern, und so sagte er mit Recht, daß seine ganze Individualität am Genausten aus seiner Horaz-Uebersetzung erkannt werde.

Das gewaltige Ereigniß der französischen Revolution nahm Wieland's Interesse in solchem Maße in Anspruch, daß er sich mehrere Jahre fast ausschließlich mit derselben beschäftigte und in vielen Aufsätzen über die Begebenheiten in Frankreich aussprach. In allen herrscht der Geist der Unparteilichkeit, Billigkeit und Mäßigung; aber freilich grade dadurch, daß es ihm nicht möglich war, „eine Partei gleichsam zu heirathen und ein Fleisch mit ihr zu werden", erregte er das Mißfallen der einen und der andern und erfuhr noch heftigere Angriffe, als er, empört über die blutigen Gräuel des Convents, der Revolution ihre durch den Erfolg zwar vollkommen bestätigte, aber unwillkommene Zukunft prophezeite, und sogar mit seinem politischen Scharfblick den Franzosen als einziges Rettungsmittel einen Dictator — in der Person Bonaparte's — vorschlug. — Es lag für Wieland stets ein Reiz darin, einem Schriftsteller, der ihn sympathisch ergriff, nachzuschaffen, und so bewirkte auch die jahrelange Beschäftigung mit Lucian's Schriften, daß er gleichfalls in der Manier der Lucian'schen Dialoge schrieb und diese Form für seine „Gespräche im Elysium", seine „Göttergespräche" und seine „Gespräche unter vier Augen" wählte. Die letztern besprechen Epochen der französischen Revolution; die erstern sind theils ebenfalls politischen Inhalts, theils sind es freie „Spiele des Geistes" über Personen des Alterthums, theils geißeln sie das Unwesen des christlichen Aberglaubens und der christlichen Priesterherrschaft. Aehnliche theologisch-religiöse Tendenzen behandeln im größern Rahmen „Peregrinus Proteus" und „Agathodämon." Man kann beide Werke Ehrenrettungen zweier Schwärmer nennen; in ersterem gilt es, das Räthsel des Lebens und Todes eines seltsamen und excentrischen Phantasten zu erklären, von dem Lucian erzählt, daß er freiwillig und feierlich auf einem Scheiterhaufen starb, den er vor einer großen Menge von Zuschauern in der Gegend von Olympia mit eigner Hand angezündet hatte; der Agathodämon ist jener

merkwürdige Apollonius von Tyana, der im ersten Jahrhundert nach Christus lebte.

Allen diesen vielfachen Arbeiten setzte Wieland durch „Aristipp und seine Zeitgenossen", das Hauptwerk seiner letzten Periode, die Krone auf. In trefflich geschriebenen Briefen resümirt er die Quintessenz aller Lebensweisheit und lehrt den verständigen Gebrauch des Lebens, das Geheimniß menschlicher Glückseligkeit. Er versteht unter der den Tadlern des Cyrenaikers so unbillig verhaßten erstrebenswerthen Hedone keineswegs nur angenehme Gefühle der Sinne oder den Genuß wollüstiger Augenblicke, sondern „den dauernden Zustand eines angenehmen Selbstgefühls, in welchem Zufriedenheit und Wohlgefallen am Gegenwärtigen mit angenehmer Erinnerung des Vergangenen und heiterer Aussicht in die Zukunft ein so harmonisches Ganzes ausmacht, als das gemeine Loos der Sterblichen, das Schicksal, über welches wir gar nichts, und der Zufall, über den wir nur wenig vermögen, nur immer gestatten will." Ihm ist Philosophie die Kunst, in guten und bösen Tagen des Daseins so froh zu werden und so wenig zu leiden als möglich; er betrachtet Vergnügen und Schmerz als einen von der Natur gegebenen Rohstoff, den der Mensch zu bearbeiten hat; die Kunst ist, jenem die schönste, diesem die erträglichste Form zu geben, jenes zu reinigen, zu veredeln, zu erhöhen, diesen, wenn er nicht gänzlich zu stillen ist, wenigstens zu besänftigen, ja (was in manchen Fällen angeht) sogar zu Vergnügen umzuschaffen. Zu diesem Zwecke und um uns die gezwungene Unterwerfung unter das eiserne Gesetz der Nothwendigkeit erträglicher zu machen, will er, daß sich der Mensch des großen Vorrechts bediene, mit dem ihn die Natur vor allen andern lebenden Wesen begabt hat, daß es nämlich in seiner Macht stehe, blos durch eine willkürliche Anwendung seiner Denkkraft, wo nicht allen, doch gewiß dem größten Theil der Uebel, die ihm zustoßen, den Stachel zu benehmen, indem er sie aus dem düstern Lichte, worin sie ihm erscheinen, in ein freundlicheres versetzt und sie so lange auf alle möglichen Seiten wendet, bis er eine findet, die ihm einen tröstlichen Anblick gewährt. — Solche Weisheit überrascht allerdings in Wieland's Munde nicht; aber fast ans Wunderbare grenzt es, daß der siebenzigjährige Greis noch die Frische und Elasticität des Geistes besaß, um ein so großartiges Werk wie Aristipp zu schreiben; daß ihm die Phantasie noch zur Seite stand, um uns in buntestem Scenenwechsel mit derselben Lebendigkeit der Farben die Rosenlaube der Lais, wie den Kerker des Sokrates darzustellen; daß es ihm noch nicht an Kraft mangelte, einen so schwierigen und spröden Stoff

wie die Episode über Plato's Republik zu bewältigen. Das classische Alterthum wurde ihm in Wahrheit zu einer fontaine de juvence. —

Durch geistreiche Gelehrte, wie Hermann und Böckh, durch vielfache Bereisung der altclassischen Stätten, durch Ausgrabungen antiker Kunstwerke ist freilich seit Wieland die philologische Wissenschaft und Alterthumskunde so gewaltig gefördert worden, daß wir heute ein besseres Verständniß mancher antiken Staatseinrichtungen und einen tiefern Einblick in die Sitten und das Privatleben der alten Culturvölker haben; aber der Vorwurf, daß Wieland nur die Oberfläche griechischen Lebens gestreift, und nicht dieses, sondern eigentlich nur französisches Leben mit griechischen Masken geschildert habe, wird dadurch nicht gerechtfertigt. —

In Form und Inhalt schließen sich an Aristipp noch zwei kleinere, auf das Zierlichste ausgearbeitete Werke an: „Menander und Glycerion" und „Krates und Hipparchia", die in derselben Zeit (1803 und 1804) erschienen. — „Das Hexameron von Rosenhain" ist ein Kranz von sechs anmuthigen kleinen Erzählungen. — Bedeutungsvoll, gewissermaßen als Abschiedsgruß, schließt die lange Reihe der Wieland'schen Werke seine „Euthanasia" oder „Gespräche über das Leben nach dem Tode." Die äußere Veranlassung gab die viel Aufsehen erregende Schrift eines Dr. Wötzel „Meiner Gattin wirkliche Erscheinung nach dem Tode." Natürlich erklärte sich Wieland gegen die Möglichkeit der körperlichen Geistererscheinungen und führte die Illusionen darüber auf das Gefühl oder den gefühlähnlichen Wahn einer geistigen Nähe zurück; er erörterte darin aber auch die Frage über Unsterblichkeit und persönliche Fortdauer der Seele nach dem Tode. Weit entfernt, das ewige Leben unsers Geistes zu leugnen, hatte er eine zu hohe Auffassung von der Religion, „um deren himmlische Gestalt Aberglauben, Schwärmerei, Magie, Dämonismus, Möncherei und jede Verfinsterung, durch welche das Menschengeschlecht hindurchgegangen, einen düstern Nebel gezogen habe, der ihre Ausstrahlung von Licht und Wärme hindere", als daß er nicht gewisse Anwendungen von dem moralischen Glaubensgrunde an Unsterblichkeit hätte für unwürdig und sogar schädlich halten sollen. Er hielt es für unwürdig, daß man wegen zu hoffender Vergeltung der Tugend an ein künftiges Leben glaube, weil die reine Tugend sich selbst Lohn sei, und vielleicht kaum die reinste Tugend einen Lohn verdiene; er hielt es für schädlich, daß man die Vervollkommnung der Menschheit in eine Zeit hinausschiebe, in der der Mensch aufgehört habe, Mensch zu sein, während Vervollkommnung der Menschheit als Zweck des gegenwär-

tigen Lebens, auf den alles Wirken und Streben der menschlichen Kräfte zu richten sei, betrachtet werden müsse; die Anweisungen auf eine Glückseligkeit im Jenseits erklärte er daher als einen schändlichen Mißbrauch, den die Gewaltigen der Erde von dem Unsterblichkeitsglauben gemacht hätten, die es gar bequem und trefflich gefunden, für die geraubten Freuden dieses Lebens mit Anweisungen auf ein künftiges zu zahlen. Für das sicherste, einzige Mittel, um mit Ruhe und fröhlichen Erwartungen an den Tod denken zu können, erklärte er „das Bewußtsein eines wohlgeführten Lebens."

In solcher Weise bereitete er sich auf die eigene Todesstunde vor. —

15. Wieland's Lebensabend.

Wieland's äußere Lage blieb während der zweiten Hälfte seines Lebens ziemlich dieselbe; er lebte glücklich im Kreise seiner Familie, glücklich in der Freundschaft mit den großen Männern, die der Hof von Weimar um sich versammelte, glücklich in dem immer zwangloser werdenden Verkehr mit seiner fürstlichen Gönnerin, der von ihm als Olympia gefeierten Herzogin Amalia.

Durch zahlreiche Versicherungen seines ehelichen Glückes, die sich in vielen seiner Briefe an befreundete Personen finden, hat er seiner Frau, als „einem Muster von weiblichen und häuslichen Tugenden", einen Ehrenkranz ums Haupt geflochten. Seine vierzehn Kinder, bei denen, so weit sie in Weimar geboren wurden, die Herzogin Amalia, der Herzog Karl August, die Herzogin Luise und der Prinz Constantin Pathenstellen übernahmen, waren seine größte Herzensfreude, und mit dem Entzücken einer zärtlichen Vaterseele betrachtete er „das ganze Häufchen der kleinen krabblichten Mitteldinge von Aeffchen und Engelchen." Seine Lebensweise war einfach und sehr mäßig; als sorgsamer Hausvater war er sparsam, aber doch gastfrei und gern bereit, aufkeimende Talente zu unterstützen. Drei Söhne und sechs Töchter, die er die Freude hatte, an würdige Männer verheirathet zu sehen, blieben ihm am Leben.

Der freundschaftlichen Beziehungen, welche Wieland mit Goethe und Herder verbanden, ist bereits gedacht. Seit 1787 lebte auch Schiller in Weimar, und wenngleich Wieland Schillern nicht sofort in dem Maße huldigte, wie er Goethen gehuldigt hatte, und ihm insbesondere die Lyrik und das dithyrambische Pathos in Schiller's ersten Dramen, im Gegensatze zur Einfachheit einer Sophokleïschen Tragödie, nicht recht behagte, so verkannte er doch keineswegs den außerordentlichen Genius

Schiller's und kam ihm freundlich entgegen. Seit 1788 lieferte ihm Schiller sogar Beiträge für den Deutschen Merkur, welche später nur aufhörten, weil Schiller 1789 die Professur in Jena übernahm. Selbst die in Schiller's Musen-Almanach 1797 erschienenen Xenien und deren Terrorismus auf ästhetischem Gebiete riefen kaum eine vorübergehende Spannung hervor, da Wieland in den Xenien nur leise getroffen war, und andrerseits sein Urtheil über die Xenien dadurch, daß er sich stellte, als glaube er nicht an die Autorschaft Goethe's und Schiller's, nichts persönlich Verletzendes haben konnte. Noch weniger störenden Einfluß hatte die Sanscülotte-Polemik der Gebrüder Schlegel, welche im Athenäum Goethe auf Wieland's Kosten Weihrauch streuten. —

Wieland unterbrach sein Leben im „Schneckenhäuschen" nur selten. Außer einer 1778 nach Mannheim aus Veranlassung der beabsichtigten Aufführung seiner Rosamunde unternommenen Reise, auf der er in Frankfurt Goethe's Mutter, Frau Aja, kennen lernte, und einer kleinen Excursion nach Dresden, 1794, ist nur die Reise nach der Schweiz, dem theuern Lande seiner Jugend, 1796, zu erwähnen, auf der ihm überall Liebe und Verehrung begegnete, und die für ihn ein wahrer Triumphzug wurde.

Eine große Freude machte ihm die durch den Buchhändler Göschen veranstaltete Herausgabe seiner sämmtlichen Werke in verschiedener, mehr oder minder luxuriöser Ausstattung; die Prachtausgabe erschien sogar mit Kupfern. Mit unverdrossenem Fleiße feilte er zehn Jahre lang nochmals an seinen Werken, von denen er einzelne, wie den neuen Amadis, völlig umarbeitete.

Das Honorar dieser Gesammt-Ausgabe ermöglichte es Wieland, einen lang' gehegten Lieblingswunsch zu befriedigen. Er kaufte das zwei Stunden von Weimar entfernte Gut Osmannstädt und bezog es im Frühjahr 1797. Er wollte im Genuß der Natur den Rest seines Lebens zubringen; das idyllische Leben dauerte aber nur wenige Jahre, die neben seligen, heitern Tagen ihm auch viel Kummer und Trübsal brachten. Im Jahre 1799 besuchte ihn die nun achtundsechzigjährige Geliebte seiner Jugend, jetzt verwittwete Frau von La Roche, die mit der alten Innigkeit an Wieland hing, in treuster Freundschaft an seinem Wohle Theil nahm und in ihren „Schattenrissen abgeschiedener Stunden" die Eindrücke dieses Zusammenseins, welches das letzte auf Erden sein sollte, geschildert hat. Fast funfzig Jahre waren seit jener ersten Begegnung in Biberach, achtundzwanzig seit den sonnigen Tagen von Ehrenbreitenstein verflossen. Sie war in Begleitung ihrer in jugendlicher Schönheit aufblühenden Enkelin Sophie Brentano, welche sich so nach Osmannstädt zurücksehnte, daß

sie schon im Mai 1800 dort wieder eintraf. Wieland liebte sie wie eine Tochter, und ihr im September desselben Jahres erfolgter Tod war der erste harte Schlag, der ihn in Osmannstädt heimsuchte, und dem schon am 8. November 1801 der Verlust seiner geliebten Gattin, die ihm in sechsunddreißigjähriger Ehe eine treue Lebensgefährtin gewesen war, folgen sollte.

Mit der Ergebung des Weisen suchte er Trost in unermüdlicher Arbeit, indem er neben dem oben erwähnten Aristipp auch eifrig thätig für das Attische Museum war, in welchem er 1796 bis 1803, ebenso wie in dem 1805—1809 in Gemeinschaft mit Jacobs und Hottinger herausgegebenen Neuen Attischen Museum, Uebersetzungen von Werken alter griechischer Redner und Dichter veröffentlichte. Auf Wieland's Antheil fallen die Acharner, die Wolken, die Ritter und die Vögel des Aristophanes, Jon und Helena des Euripides und das Gastmahl des Xenophon — für ihre Zeit höchst bedeutende Leistungen und die schablonenhafte Fabrikwaare, als welche viele Uebersetzungen unserer Tage bezeichnet werden müssen, noch immer weit überragend. —

Der Genuß seines lieben Osmantinum war theuer erkauft durch viele quälende materielle Sorgen, die ihm große Verlegenheit bereiteten und immer drohendere Gestalt annahmen. Er „spann bei der Landwirthschaft keine Seide" und ging mit dem Plane um, das Gut zu parcelliren und sich nur das Wohnhaus nebst dem Garten und einer Hufe Ackerland zu reserviren, war aber schließlich noch glücklich, als er einen Käufer für das ganze Grundstück fand. Nicht ohne Wehmuth schied er von allen den durch mannichfache Erinnerungen geheiligten Plätzen; doch sei es zur Ehre des neuen Besitzers gesagt, daß derselbe die Stätten, wo die von Wieland geliebten Todten ruhten, als heilig und unantastbar betrachtete, und daß später auch Wieland's Wunsch, neben sie gebettet zu werden, Erfüllung fand.

Im Frühjahr 1803 zog er wieder nach Weimar, von Hof und Stadt mit Herzlichkeit und Liebe empfangen; er wurde nun der tägliche Gesellschafter der Herzogin Amalia, nahm Theil an ihren Sommeraufenthalten in Tiefurt und erhielt im Theater einen Ehrenplatz in der Herzoglichen Loge. Allseitig hochgeehrt, im Genusse einer noch immer kräftigen Gesundheit, im Kreise seiner Kinder und Enkel verlebte er noch ein Jahrzehend, während dessen neben manchen Freuden auch bitteres Leid auf ihn einstürmte. Der Tod raubte ihm 1803 seinen alten Freund Herder, 1805 Schiller, mit dem er jetzt wieder in die innigsten Beziehungen getreten war, und nach den Schreckenstagen der Schlacht bei Jena, nach welcher auch in den Straßen Weimars der Kriegs-

lärm tobte, im Anfang des Jahres 1807 die Herzogin Amalia und Sophie von La Roche. Da galt es, sich mit philosophischer Standhaftigkeit zu wappnen. —

Aufs Tiefste bekümmert über die Schmach Deutschlands, unternahm er die Uebersetzung der Briefe Cicero's, jener wichtigen Documente aus einer der bedeutendsten Perioden der römischen Geschichte, die durch die Parallelen, welche er von einem großen historischen Gesichtspunkte aus mit den politischen Zuständen der Gegenwart zog, ein besonderes Interesse gewann. Die Arbeit, auf welche er den sorgfältigsten Fleiß verwendete, beschäftigte ihn bis ans Ende seines Lebens und steht in ihrer Vortrefflichkeit seiner Horaz- und Lucian-Uebersetzung nicht nach. Cicero's witzige Laune, feiner Atticismus und graziöse Diction fanden in Wieland den getreusten Dolmetscher.

Als im October 1807 der Congreß in Erfurt versammelt war, besuchte Napoleon auch Weimar und ließ sich Wieland vorstellen. Er unterhielt sich mit ihm „zum großen Erstaunen aller Anwesenden" anderthalb Stunden lang, bis sich Wieland die Freiheit nahm, um seine Entlassung zu bitten, weil er sich nicht stark genug fühle, das Stehen länger auszuhalten. Napoleon sandte ihm einige Tage später den Orden der Ehrenlegion, dem der Kaiser von Rußland den St. Annen-Orden folgen ließ.

Weil Tiefurt seit dem Tode der Herzogin Amalia für Wieland verödet war, der Herzog ihn aber seine liebste Erholung nicht entbehren lassen wollte, ließ er ihn aus drei Lustschlössern eins zum Sommeraufenthalt wählen, und Wieland entschied sich für Belvedere. — Eine andere zarte Aufmerksamkeit bereitete ihm Goethe: Bei der ersten Vorstellung erblickte man, als der Vorhang emporrollte, im Garten von Belriguardo statt der Büsten Virgil's und Ariosto's die Büsten Schiller's und Wieland's.

Eine hohe Freude empfand das für Menschenwohl stets rege Herz Wieland's, als er bei seiner Aufnahme in die Loge Amalia, am 4. April 1809, diesen auf die höchsten geistigen Interessen der Menschheit gerichteten Bund kennen lernte; und es ist wichtig, davon Act zu nehmen, daß Wieland, der sein ganzes Leben lang alles Mysteriöse bekriegt hatte, sich im Kreise der Freimaurer wohl fühlte und an ihren Bestrebungen durch Vorträge thätigen Antheil nahm, wie aus der von Goethe „zum Andenken des edlen Dichters, Bruders und Freundes Wieland" bei Gelegenheit der von der Loge veranstalteten Trauerfeier gehaltenen Rede deutlich hervorgeht.

Wir stehen am Schluß unsrer Skizze. Am 20. Januar 1813 entschlummerte Wieland im Alter von achtzig Jahren sanft nach

kurzem Krankenlager. In den letzten Stunden gingen Bilder aus der classischen Zeit an seiner Seele vorüber; italienische Worte ließen eine Erinnerung an Ariost vermuthen, und Hamlet's „Sein oder Nichtsein" vernahmen seine Kinder zuletzt aus seinem Munde. Bei seinem Leichenbegängniß gab sich die theilnehmende Hochachtung kund, in der „Vater Wieland" überall gestanden hatte.

Die irdische Hülle des Verklärten wurde in Osmannstädt beigesetzt, neben den Ruhestätten seiner Gattin und der Enkelin seiner Jugendfreundin. Eine in der Mitte der drei Gräber aufgerichtete dreiseitige Pyramide mit den Sinnbildern einer von einem Rosenkranze umgebenen Psyche (für Sophie Brentano), zweier verschlungenen Hände in einem Eichenkranz (für Wieland's Gattin) und einer geflügelten Lyra (für Wieland selbst) trägt das Epitaph, welches er am 6. December 1806, dem letzten Geburtstage, den Sophie von La Roche erlebt, gedichtet hatte:

„Lieb' und Freundschaft umschlang die verwandten Seelen im Leben,
Und ihr Sterbliches deckt dieser gemeinsame Stein." —

Gleichzeitig mit dem Rietschel'schen Goethe-Schiller-Denkmal wurde 1857 auch das von Gasser gefertigte Standbild Wieland's in Weimar errichtet. Schon früher setzte Gruber seinem literarischen Wirken und liebenswürdigen Charakter ein biographisches Ehrendenkmal, für welches er mit dem Bienenfleiße eines deutschen Gelehrten unschätzbares Material zur richtigen Würdigung des Dichters gesammelt und mit liebevollem Eingehen in seine Werke — das von Wieland selbst geschaffne monumentum aere perennius — verwerthet hat.

Geschichte des Agathon.

Quid Virtus et quid Sapientia possit
Utile proposuit nobis exemplum.

Vorbericht zur ersten Ausgabe vom Jahre 1767.

Der Herausgeber der gegenwärtigen Geschichte sieht so wenig Wahrscheinlichkeit vor sich, das Publikum zu überreden, daß sie in der That aus einer alten griechischen Handschrift gezogen sei, daß er am Besten zu thun glaubt, über diesen Punkt gar nichts zu sagen und dem Leser zu überlassen, davon zu denken, was er will. Gesetzt, daß wirklich einmal ein Agathon gelebt hätte, daß sich aber von diesem Agathon nichts Wichtigeres sagen ließe, als was gewöhnlich den Inhalt des Lebenslaufs aller alltäglicheren Menschen ausmacht: was würde uns bewegen können, seine Geschichte zu lesen, wenngleich gerichtlich erwiesen werden könnte, daß sie in den Archiven des alten Athens gefunden worden sei? Die Wahrheit, welche von einem Werke, wie dasjenige ist, so wir den Liebhabern hiermit vorlegen, gefordert werden kann, besteht darin: daß Alles mit dem Laufe der Welt übereinstimme; daß die Charaktere nicht blos willkürlich nach der Phantasie oder den Absichten des Verfassers gebildet, sondern aus dem unerschöpflichen Vorrathe der Natur selbst hergenommen seien; daß in der Entwicklung derselben sowol die innere als die relative Möglichkeit, die Beschaffenheit des menschlichen Herzens, die Natur einer jeden Leidenschaft mit allen den besondern Farben und Schattirungen, welche sie durch den Individualcharakter und die Umstände jeder Person bekommen, aufs Genaueste beibehalten, das Eigene des Landes, des Ortes, der Zeit, in welche die Geschichte gesetzt wird, niemals aus den Augen gesetzt, und, kurz, daß Alles so gedichtet sei, daß sich kein hinlänglicher Grund angeben lasse, warum es nicht gerade so, wie es erzählt wird, hätte geschehen können. Diese Wahrheit allein kann ein Buch, das den Menschen schildert, nützlich machen, und diese Wahrheit getraut sich der Herausgeber den Lesern der Geschichte des Agathon zu versprechen. Seine Hauptabsicht war, sie mit einem Charakter, welcher genau gekannt zu werden würdig wäre, in einem mannichfaltigen Lichte und von allen seinen Seiten bekannt zu machen. Ohne Zweifel giebt es wichtigere als derjenige, auf den seine Wahl gefallen ist. Allein, da er selbst gewiß zu sein wünschte, daß

er der Welt keine Hirngespenster für Wahrheit verkaufe, so wählte er denjenigen, den er am Genauesten kennen zu lernen Gelegenheit gehabt hat. Aus diesem Grunde kann er ganz zuverlässig versichern, daß Agathon und die meisten übrigen Personen, welche in seine Geschichte eingeflochten sind, wirkliche Personen sind, und daß (die Nebenumstände, die Folge und besondere Bestimmung der zufälligen Begebenheiten, und was sonst blos zur willkürlichen Auszierung gehört, ausgenommen) Alles, was das Wesentliche derselben ausmacht, eben so historisch und vielleicht noch um manchen Grad gewisser sei als die neun Musen des Vaters der Geschichte Herodot, die römische Historie des Livius, oder die französische des Jesuiten Daniel.

Es ist etwas Bekanntes, daß im wirklichen Leben oft weit unwahrscheinlichere Dinge begegnen, als der ausschweifendste Kopf zu erdichten sich getrauen würde. Es würde also sehr übereilt sein, die Wahrheit des Charakters unsers Helden deswegen in Verdacht zu ziehen, weil es zuweilen unwahrscheinlich sein mag, daß Jemand so gedacht oder gehandelt habe wie er. Da es aber wol unmöglich sein und bleiben wird, zu beweisen, daß ein Mensch unter den besondern Bestimmungen, unter welchen sich Agathon von seiner Kindheit an befunden, nicht so denken oder handeln könne wie er, oder wenigstens es nicht ohne Wunderwerk oder Bezauberung hätte thun können: so glaubt der Verfasser mit Recht erwarten zu können, daß man ihm auf sein Wort glaube, wenn er zuversichtlich versichert, daß Agathon wirklich so gedacht oder gehandelt habe. Zu gutem Glücke finden sich in den beglaubtesten Geschichtsschreibern und schon allein in den Lebensbeschreibungen des Plutarch Beispiele genug, daß es möglich sei, so edel, so tugendhaft, so enthaltsam, oder (in einer Sprache des Hippias und einer ansehnlichen Klasse von Menschen seines Schlages zu reden) so seltsam, eigensinnig und albern zu sein, als es unser Held in einigen Gelegenheiten seines Lebens ist.

Man hat an verschiedenen Stellen des gegenwärtigen Werkes die Ursache angegeben, warum man aus dem Agathon kein Modell eines vollkommen tugendhaften Mannes gemacht hat. Es ist im Grunde die nämliche, warum Aristoteles nicht will, daß der Held eines Trauerspiels von allen Schwachheiten und Gebrechen der menschlichen Natur frei sein solle. Da die Welt mit ausführlichen Lehrbüchern der Sittenlehre angefüllt ist, so steht einem Jeden frei (und es ist nichts leichter), sich einen Menschen vorzubilden, der von der Wiege bis ins Grab, in allen Umständen

und Verhältnissen des Lebens, allezeit und vollkommen so empfindet und handelt wie eine Moral. Aber damit Agathon das Bild eines wirklichen Menschen wäre, in welchem Viele ihr eigenes und Alle die Hauptzüge der menschlichen Natur erkennen möchten, durfte er (wir behaupten es zuversichtlich) nicht tugendhafter vorgestellt werden, als er ist; und wofern Jemand hierin anderer Meinung sein sollte, so wünschten wir, daß er uns denjenigen nenne, der unter allen nach dem natürlichen Laufe Gebornen, in ähnlichen Umständen und Alles zusammen genommen, tugendhafter gewesen wäre als Agathon.

Es ist möglich, daß irgend ein junger Taugenichts, wenn er sieht, daß ein Agathon den reizenden Verführungen der Liebe und einer Danae endlich unterliegt, eben den Gebrauch davon machen könnte, den der junge Chärea beim Terenz von einem Gemälde machte, welches eine von den Schelmereien des Vaters der Götter vorstellte. Wir möchten nicht dafür stehen, daß ein solcher, wenn er mit herzlicher Freude gelesen haben wird, wie ein so vortrefflicher Mann habe fallen können, nicht zu sich selbst sagen könnte: Ego homuncio hoc non facerem? ego vero illud faciam ac lubens. Eben so möglich ist es, daß ein übelgesinnter und ruchloser Mensch den Discurs des Sophisten Hippias lesen und sich einbilden könnte, die Rechtfertigung seines Unglaubens und seines lasterhaften Lebens darin zu finden. Aber alle rechtschaffnen Leute werden mit uns überzeugt sein, daß dieser Ruchlose und jener Unbesonnene Beides gewesen und geblieben wären, wenngleich keine Geschichte des Agathon in der Welt wäre.

Dies letztere Beispiel führt uns auf eine Erläuterung, wodurch wir der Schwachheit gewisser gutgesinnter Leute, deren Wille besser ist als ihre Einsichten, zu Hilfe zu kommen und sie vor unzeitig genommenem Aergerniß oder ungerechten Urtheilen zu verwahren, uns verbunden glauben.

Diese Erläuterung betrifft die Einführung des Sophisten Hippias in unsere Geschichte und die Rede, wodurch er den jungen Agathon von seinem liebenswürdigen Enthusiasmus zu heilen sucht, um ihn zu einer Denkungsart zu bringen, welche er (nicht ohne Grund) für geschickter hält, sein Glück in der Welt zu machen. Leute, welche aus gesunden Augen gerade vor sich hinsehen, würden ohne unser Erinnern aus dem ganzen Zusammenhange dieses Werkes und aus der Art, wie darin bei aller Gelegenheit von diesem Sophisten und seinen Grundsätzen gesprochen wird, ganz deutlich eingesehen haben, wie wenig der

Verfasser dem Manne und dem System günstig sei; und wiewol es sich für den Ton und die Absicht dieses Buches keinesweges geschickt hätte, mit dem heftigen Eifer gegen ihn auszubrechen, welcher einen jungen Candidaten treibt, wenn er, um sich seinem Consistorio zu einer guten Pfründe zu empfehlen, gegen die Tindal und Bolingbroke zu Felde zieht, so hofft der Verfasser doch bei vernünftigen und ehrlichen Lesern keinen Zweifel übrig gelassen zu haben, daß er den Hippias für einen schlimmen und gefährlichen Mann und sein System (insofern als es den ächten Grundsätzen der Religion und der Rechtschaffenheit widerspricht) für ein Gewebe von Trugschlüssen ansehe, welches die menschliche Gesellschaft zu Grunde richten würde, wenn es moralisch möglich wäre, daß der größere Theil der Menschen darein verwickelt werden könnte. Er glaubt also, vor allem Verdacht über diesen Punkt sicher zu sein. Indessen, da doch unter den Lesern dieses Buchs einige sein können, welche ihm wenigstens Unvorsichtigkeit zur Last legen und dafür halten möchten, daß er diesen Hippias entweder gar nicht einführen, oder, wenn der Plan seines Werkes es ja erfordert hätte, wenigstens seine Lehrsätze ausführlich hätte widerlegen sollen: so sieht man für billig an, ihnen die Ursachen zu sagen, warum das Erste geschehen und das Andre unterlassen worden sei.

Weil vermöge des Plans der Charakter Agathon's auf verschiedene Proben gestellt werden sollte, durch welche seine Denkart und seine Tugend geläutert und dasjenige, was darin unächt war, nach und nach von dem reinen Golde abgesondert würde: so war es um so viel nöthiger, ihn auch dieser Probe zu unterwerfen, da Hippias eine historische Person ist und mit den übrigen Sophisten derselben Zeit sehr viel zur Verderbniß der Sitten unter den Griechen beigetragen hat. Ueberdem diente er, den Charakter und die Grundsätze unsers Helden durch den Contrast, den er mit ihm macht, in ein helleres Licht zu setzen. Und da es nur gar zu gewiß scheint, daß der größte Theil derjenigen, welche die sogenannte große Welt ausmachen, wie Hippias denkt oder doch nach seinen Grundsätzen handelt, so war es auch den moralischen Absichten dieses Werkes gemäß, zu zeigen, was für eine Wirkung diese Grundsätze thun, wenn sie in den gehörigen Zusammenhang gebracht werden.

Eine ausführliche Widerlegung dessen, was in seinen Grundsätzen irrig und gefährlich ist (denn in der That hat er nicht immer Unrecht), wäre im Plan dieses Werks ein wahres Hors d'oeuvre gewesen und schien auch selbst in Rücksicht auf die

Leser überflüssig, indem nicht nur die Antwort, welche ihm Agathon giebt, in der That das Beste enthält, was man dagegen sagen kann, sondern auch das ganze Werk als eine Widerlegung desselben anzusehen ist. Agathon widerlegt den Hippias beinahe auf die nämliche Art, wie Diogenes den Metaphysiker, welcher leugnete, daß eine Bewegung sei. Der Metaphysiker führte seinen Beweis durch Distinctionen und Schlußreden, und Diogenes widerlegte ihn, indem er, ohne ein Wort zu sagen, davon ging. Dies war unstreitig die einzige Antwort, die der Sonderling verdiente.

Vorbericht zu der Ausgabe der sämmtlichen Werke vom Jahre 1794.

Die Geschichte des Agathon, welche der Verfasser schon lange zuvor, ehe er sich der Ausarbeitung unterzog, in seinem Kopf entworfen hatte, wurde in den Jahren 1764, 65, 66 und 67 nach und nach, unter sehr ungleichen Einflüssen von außen und in sehr verschiedenen Gemüthsverfassungen zu Papier gebracht, während der Verfasser in der Reichsstadt Biberach, seiner Vaterstadt, ein öffentliches Amt verwaltete, dessen mannichfaltige, mit seinen Lieblingsstudien kaum verträgliche Beschäftigungen einer solchen Unternehmung wenig günstig waren und die Ausführung hätten unmöglich machen müssen, wenn seine ganze Seele nicht so voll von ihr gewesen wäre, und wenn er nicht alle seine Nebenstunden und einen Theil der Nächte auf sie verwendet hätte.

Demungeachtet konnte er damals nicht dazu gelangen, weder seinen ganzen Plan, noch die zweite Hälfte des Werkes (die den zweiten Theil oder das 8te, 9te, 10te und 11te Buch der Züricher Ausgabe von 1767 ausmacht) so gut auszuführen, daß die Wenigen, welche damals in Deutschland Geisteswerke dieser Art scharf zu beurtheilen fähig waren, nicht Ungleichheit des Tons, ästhetische Lücken und eine ziemlich auffallende Bestrebung, die Lücken im psychologischen Gange der Geschichte mit Raisonnements auszustopfen oder zu überkleistern, in dem zweiten Theile hätten wahrnehmen müssen, welches Alles sie gewissermaßen zu der Frage berechtigte:

— — Amphora coepit
Institui, currente rota cur urceus exit?

Jene fatalen Umstände enthalten den Grund der Nothwendigkeit der beträchtlichen Veränderungen, die im letzten Theile des Werkes vorgenommen werden mußten, wiewol es in der ersten Ausgabe mit allen seinen Mängeln und Gebrechen eine sehr günstige Auf

nahme fand; wie es denn auch in der That zur damaligen Zeit für eine ungewöhnliche Erscheinung in unsrer literarischen Welt gelten konnte, so wußte doch der Verfasser selbst am Besten, was ihm fehlte und warum es fehlte: und da die Ursache mehr in zufälligen Umständen und dem physischen Einflusse derselben auf seine Phantasie und innere Stimmung lag als in einer wesentlichen Veränderung der Denkart, worin die Idee des Werkes in seiner Seele empfangen wurde, so blieb es immer sein Vorsatz, sobald er die dazu nöthige Muße und innere Ruhe finden würde, jenen Mängeln abzuhelfen und den Agathon Demjenigen, was er nach dem ursprünglichen Plane hätte werden sollen, so nahe zu bringen, als ihm möglich wäre. Dies würde denn auch bei der zweiten Ausgabe von 1773 schon geschehen sein, wenn nicht eine abermalige große Veränderung der Lage und Umstände des Verfassers ihn daran verhindert hätte. Die geheime Geschichte der Danae, welche bei dieser Ausgabe hinzu kam, war also (außer einer Menge kleiner Veränderungen, die sich hauptsächlich auf Sprache, Ton und Styl bezogen, einer andern Eintheilung der Bücher und Kapitel und einem ganz neuen Schluß) Alles, was der Verfasser damals für seinen Liebling thun konnte, und Agathon blieb, wider seinen Willen, über 20 Jahre lang noch immer unvollendet.

Diesem Gebrechen hofft der Verfasser nunmehr in der Ausgabe von der letzten Hand abgeholfen zu haben. Er hat weder Zeit noch Fleiß gespart, alle Flecken, die er in Rücksicht auf die Reinigkeit der Sprache, die Harmonie des Styls, die Richtigkeit der Gedanken, die Schicklichkeit des Ausdrucks und alle andern Erfordernisse dieser Art noch entdecken konnte, sorgfältig abzuwischen. Aber seine hauptsächlichste Bemühung war darauf gerichtet, die Lücken, die den reinen Zusammenhang der Seelengeschichte Agathon's bisher noch unterbrochen hatten, zu ergänzen, einige fremdartige Auswüchse dafür wegzuschneiden, dem moralischen Plane des Werkes durch den neu hinzu gekommenen Dialog zwischen Agathon und Archytas (der den größten Theil des 16ten Buches ausmacht) die Krone aufzusetzen und vermittelst Alles dieses das Ganze in die möglichste Uebereinstimmung mit der ersten Idee desselben zu bringen, um es der Welt mit dem innigsten Bewußtsein hinterlassen zu können, daß er wenigstens sein Möglichstes gethan habe, es der Aufschrift

quid Virtus et quid Sapientia possit

würdig zu machen.

Geschichte des Agathon.

Erster Theil.

Ueber das Historische im Agathon.

Wiewol beim ersten Anblick Agathon weniger in die Klasse des berühmten Fielding'schen Findlings (wie Einige gemeint haben) als in die Klasse der Cyropädie des Xenophon zu gehören scheint, — mit dem Unterschiede jedoch, daß in dieser das Erdichtete in die historische Wahrheit, in jenem hingegen das Historisch-wahre in die Erdichtung eingewebt ist: so ist doch, von einer andern Seite, nicht zu leugnen, daß unser Held sich in einem sehr wesentlichen Stücke von dem Xenophontischen eben so weit entfernt, als er dem Fielding'schen näher kommt. Xenophon hatte (wenn wir einem Kenner von großem Ansehen glauben dürfen) die Absicht, in seinem Cyrus das Ideal eines vollkommnen Regenten aufzustellen, in welchem die Tugenden des besten Fürsten mit den angenehmen Eigenschaften des liebenswürdigsten Mannes vereinigt sein sollten, oder, wie ein späterer Schriftsteller sagt, es war ihm weniger darum zu thun, den Cyrus zu schildern, wie er gewesen war, als wie er hätte sein sollen, um als König ein Sokratischer *Καλος και αγαθος* zu sein. Hingegen war die Absicht des Verfassers der Geschichte des Agathon nicht sowol, in seinem Helden ein Bild sittlicher Vollkommenheit zu entwerfen, als ihn so zu schildern, wie, vermöge der Gesetze der menschlichen Natur, ein Mann von seiner Sinnesart gewesen wäre, wenn er unter den vorausgesetzten Umständen wirklich gelebt hätte. In dieser Rücksicht hat er den Horazischen Vers: Quid Virtus et quid Sapientia possit, zum Motto seines Buches gewählt: nicht als ob er an Agathon hätte zeigen wollen, was Weisheit und Tugend an sich selbst sind, sondern, „wie weit es ein Sterblicher durch die Kräfte der Natur in beiden bringen könne; wie viel die äußerlichen Umstände an unsrer Art zu denken, an unsern guten Handlungen oder Vergehungen, an unsrer Weisheit oder Thorheit Antheil haben, und wie es natürlicher Weise nicht wohl möglich sei, anders als durch Erfahrung, Fehltritte, unermüdete Bearbeitung unsrer selbst, öftere Veränderungen in unsrer Art zu denken, hauptsächlich aber durch gute Beispiele und Verbindung mit weisen und guten Menschen selbst ein

weiser und guter Mensch zu werden.“ Und aus diesem Gesichtspunkte hofft der Verfasser von den Kennern der menschlichen Natur das Zeugniß zu erhalten, daß sein Buch (ob es gleich in einem andern Sinn unter die Werke der Einbildungskraft gehört) des Namens einer Geschichte nicht unwürdig sei.

Da aber gleichwol der Ort und die Zeit der Begebenheiten sowol als verschiedene in dieselbe verflochtene Personen wirklich historisch sind: so hat man dem größern Theil der Leser, die vielleicht in dem alten Gräcien niemals sehr bewandert gewesen, oder Manches, was sie davon wußten, wieder vergessen haben, einen kleinen Dienst zu erweisen geglaubt, wenn man einige aus alten Schriftstellern gezogene Nachrichten vorausschickte, vermittelst welcher besagte Leser sich desto leichter in diese Geschichte hinein denken und von der Uebereinstimmung des erdichteten Theils mit dem historischen richtiger urtheilen könnten.

Um also zuvörderst die Zeit, in welcher diese Geschichte sich zugetragen haben soll, festzusetzen, so kann man ungefähr die fünfundneunzigste und hundertundzehnte Olympiade oder das dreihundertachtundneunzigste und dreihundertachtunddreißigste Jahr vor unsrer gemeinen Zeitrechnung als die beiden äußersten Punkte annehmen, in welche die Begebenheiten Agathon's eingeschlossen sind. Erweislichermaßen haben alle in dieselben eingeflochtene Personen innerhalb dieses Zeitraumes gelebt. Und dennoch wollen wir lieber offenherzig gestehen, als erwarten, bis es einem Gelehrten einfallen möchte, uns dessen zu überweisen, daß es eine beinahe unmögliche Sache wäre, die Zeitrechnung im Agathon von einigen merklichen Abweichungen von der historischen frei zu sprechen. Die größte Schwierigkeit (wenn die Sache etwas zu bedeuten haben könnte) würde von dem Sophisten Hippias und der schönen Danae entstehen. Der erste war unstreitig ein Zeitgenosse des Sokrates; und da dieser in einem Alter von siebzig im ersten Jahre der fünfundneunzigsten Olympiade getödtet wurde, Agathon aber nach den Umständen, welche in seiner Geschichte angegeben werden, nicht wol vor der fünfundneunzigsten Olympiade hätte geboren werden können: so ließe sich ziemlich genau berechnen, daß in der hundertundzweiten (welches ungefähr die Zeit ist, worin Agathon und Hippias zusammengekommen) dieser Sophist, wenn wir auch annehmen, daß er zwanzig Jahre jünger als Sokrates gewesen sei, entweder gar nicht mehr gelebt haben, oder wenigstens viel zu betagt gewesen sein müßte, um die Schönen zu Smyrna im

Bade zu besuchen. Bei Danae wird die nämliche Schwierigkeit noch beträchtlicher. Denn gesetzt auch, daß sie nicht über dreizehn Jahre gehabt habe, da sie mit dem Alcibiades bekannt wurde, der, wie man glaubt, im ersten Jahre der vierundneunzigsten Olympiade umkam: so müßte sie doch, als sie dem Agathon eine so außerordentliche Liebe einflößte, bereits eine Frau von funfzig gewesen sein. Es ist wahr, das Beispiel der schönen Lais, welche wenigstens ebenso alt war, als sie die Unhöflichkeit hatte, dem großen Demosthenes zweitausend Thaler für einen Kuß abzufordern; das weit ältere Beispiel der schönen Helena, welche damals, da die alten Räthe des Königs Priamus durch die Magie ihrer Schönheit einen Augenblick lang in Jünglinge verwandelt wurden, sechzig volle Jahre zählte; das Beispiel der Flötenspielerin Lamia, welche den König Demetrius fesselte, wiewol sie alt genug war, seine Mutter zu sein, und die neueren der Ninon Lenclos und der Marquise von Maintenon könnten mit gutem Fug zur Verminderung der Unwahrscheinlichkeit einer solchen Dichtung angeführt werden. Aber alle möglichen Beispiele dieser Art würden doch das Unschickliche derselben nicht vermindern, und das Beste ist also, den Leser zu ersuchen, daß er sich die schöne Danae, der Chronologie zu Trotz, nicht älter vorstelle, als man sein muß, um ohne Wunder oder Zauberei noch einen Liebhaber zu haben, wie Agathon war. Wenn wir bei der Dido des Virgil oder Metastasio ohne Mühe vergessen können, daß sie dreihundert Jahre nach dem frommen Aeneas, ihrem Verführer, erst geboren wurde: warum sollten wir uns nicht ebenso leicht vorstellen können, daß Alcibiades einige Jahre später das Opfer seiner Feinde und seines unruhigen Geistes geworden sei, als uns die griechischen Geschichtschreiber, deren Zeitrechnung ohnehin äußerst verworren ist, berichtet haben?

Von den verschiedenen Orten, wohin die Scene im Agathon verlegt wird, wird in diesem Werke immer nach den Begriffen gesprochen, welche die Alten davon gaben. Die Gelehrten werden beim ersten Anblick in dem Tempel von Delphi, wo Agathon erzogen wurde, eben denselben Delphischen Tempel erkennen, den uns Euripides in seinem Jon, und Pausanias in seiner Beschreibung von Gräcien schildert; in dem Syrakus, wo die Tugend des armen Agathon eine ebenso starke Verdunkelung erlitt, als seine Weisheit zu Smyrna erlitten hatte, dasselbe Syrakus, welches uns Plutarch im Leben Dion's und Timoleon's, und Plato in einem seiner Briefe charakterisirt; und in dem Smyrna, welches

Hippias und Danae aus allen andern griechischen Städten zum Aufenthalt erkoren, dieses Smyrna, von welchem auf den Oxfordischen Marmorn gesagt wird, daß es die schönste und glänzendste aller asiatischen Städte sei, und welches uns der Redner Aristides und der Sophist Philostratus als den Sitz der Musen und der Grazien und aller Annehmlichkeiten des Lebens anpreisen. Eben dies gilt auch von den Sitten, von dem Costume und von Allem, was Zeit, Völker und Personen unterscheidend bezeichnet. Die Athener, welche Agathon beschreibt, sind das nämliche Volk, welches wir aus dem Aristophanes, Xenophon, Demosthenes u. s. w. kennen; die Sophisten nicht viel besser, als sie Plato (wiewol selbst in seiner Art kaum weniger Sophist als jene in der ihrigen) in seinen Dialogen schildert. Lebensart, Ergetzungen, Beschäftigungen und Spiele, Alles ist griechisch, und das Unterscheidende der Griechen in Jonien von den Griechen in Achaja, und dieser von denen in Sicilien und Italien, ist überall mit kennbaren Zügen ausgedrückt und dem Begriffe gemäß, den das Lesen der Alten in unserm Gemüthe davon zurückläßt — wiewol zu der Zeit, da Agathon geschrieben wurde, der gelehrte und im alten Gräcien so ganz einheimische Abbé Barthelemy seinen jungen Anacharsis noch nicht hatte reisen lassen.

Was die in dieser Geschichte vorkommenden Personen, und zwar für's Erste den Agathon selbst betrifft, so müssen wir unverhohlen gestehen, daß man ihn vergebens in irgend einem Geschichtsschreiber suchen würde. Gleichwol finden wir unter den Freunden des Sokrates einen Agathon, der einige Grundzüge zu dem Bilde unsers Helden hergegeben haben könnte.

Dieser Agathon war, wie es scheint, aus einem guten Hause in Athen und einer der liebenswürdigsten Leute seiner Zeit. Plato, der von ihm als einem noch sehr jungen Manne redet, schreibt ihm die schönste Gestalt und eine natürliche Anlage zu einem edeln und tugendhaften Charakter zu. Er that sich unter den dramatischen Dichtern der besten Zeit hervor, und es gereicht ihm zur Ehre, daß ein Kunstrichter wie Aristoteles ihn seines Lobes sowol als seines Tadels gewürdigt hat. Der Vorwurf selbst, der ihm wegen seiner zu großen Neigung zu Gegensätzen gemacht wurde, beweist seinen Ueberfluß an Witz, einen schönen Fehler, der ihn bei der guten Sinnesart, die man ihm beilegt, nur zu einem desto liebenswürdigern Gesellschafter machen mußte. Dies ist es auch, was Aristophanes, welcher selten rühmt und auch dieses Agathon's nicht geschont hat,

gleichwol an ihm lobt; wobei einer seiner Scholiasten (vermuthlich um dieses Lob desto begreiflicher zu machen) anmerkt, daß der Dichter Agathon einen guten Tisch geführt habe. Als ein Beispiel davon pflegt man das berühmte Gastmahl anzuführen, welches er bei Gelegenheit eines Sieges gab, den er in einem öffentlichen Wettstreite der tragischen Dichter davon getragen, und von welchem Plato Gelegenheit zu einem seiner schönsten Dialoge genommen hat. Der Umstand, daß er einen Theil seines Lebens an dem Hofe des Königs Archelaus von Macedonien zugebracht, dem seine Liebe zu den schönen Künsten und die Achtung, die er einem Euripides zu beweisen fähig war, einen Platz in dem Andenken der Nachwelt erworben hat, scheint den Beweis, daß dieser Agathon unter die schönen Geister des Sokratischen Jahrhunderts zu zählen sei, vollkommen zu machen; und Alles dies erhöht das Bedauern über den Verlust seiner Tragödien und Lustspiele, aus denen nur wenige unbedeutende Fragmente bis zu uns gekommen sind.

Wiewol nun dieser historische Agathon einige Züge zu dem Charakter des erdichteten geliehen haben mag, so ist doch gewiß, daß der Verfasser das eigentliche Modell zu dem letztern in dem Jon des Euripides gefunden hat. Beide wachsen unter den Lorbeern des Delphischen Gottes in gänzlicher Unwissenheit ihrer Abkunft auf; Beide gleichen sich an körperlicher und geistiger Schönheit; die nämliche Empfindsamkeit, dasselbe Feuer der Einbildung, dieselbe schöne Schwärmerei bezeichnet den Einen und den Andern. Es würde zu weitläufig sein, die Aehnlichkeit umständlich zu beweisen; genug, daß wir den jungen Freunden der Literatur einen Fingerzeig gegeben haben, wofern sie die nähere Vergleichung selbst vornehmen wollen. Der Verfasser des Agathon hatte in seinen jüngern Jahren den Euripides vorzüglich aus dem Gesichtspunkt und in der Absicht studirt, woraus und womit junge Künstler den Laokoon, die Gruppe der Niobe, den Vaticanischen Apollo, die Mediceische Venus und andere Werke der höchsten Kunst studiren sollten, — und er hat sich, ob er gleich kein Euripides geworden ist, nicht übel dabei befunden.

Auch von der schönen Danae finden wir nicht blos in der poetischen Welt, sondern unter den griechischen Schönen von derjenigen Klasse, die unter dem unmittelbaren Schutze der Liebesgöttin standen, eine Art von Gegenbild gleiches Namens. Leontium, berühmt durch ihre Freundschaft für den Philosophen Epikur und durch die Aehnlichkeit, welche St. Evremond zwischen

ihr und seiner Freundin Ninon Lenclos fand, war die Mutter dieser historischen Danae, welche (nach dem Berichte des Athenäus) die Profession ihrer Mutter mit so gutem Erfolge trieb, daß sie zuletzt die Beischläferin eines gewissen Sophron, Statthalters von Ephesus, und die Vertraute der berüchtigten Königin Laodice von Syrien wurde. Doch weder dieser Umstand, noch dasjenige, was der angezogene Autor von ihrem tragischen Tod erzählt, scheint hinlänglich, ihr die Ehre (wofern es eine ist) zuzuwenden, das Modell der liebenswürdigen Verführerin unsers Helden gewesen zu sein. Richtiger werden wir es in der schönen Glycera, welche Alciphron so reizende Briefe an ihren geliebten Menander schreiben läßt, und in einigen, mit der wollüstigsten Schwärmerei der Liebe ausgemalten Schilderungen finden, welche den ersten, zweiten, zwölften und sechsundzwanzigsten der Briefe, oder vielmehr Erzählungen, die dem Aristänet zugeschrieben werden, auszeichnen.

Bei dem Sophisten Hippias sind die Nachrichten zum Grunde gelegt worden, welche man im Plato, Cicero, Philostratus und andern alten Schriftstellern von ihm antrifft; aber sein Aufenthalt in Smyrna, und was dahin gehört, ist vermuthlich eine bloße Erdichtung; wenigstens finden sich dazu keine historischen Zeugen. Dieser Hippias war von Elis, einer Stadt in einer im Peloponnesus gelegenen Provinz gleiches Namens, gebürtig. Er war ein Zeitgenosse des Protagoras, Prodikus, Gorgias, Theodorus von Byzanz und anderer berühmter Sophisten des Sokratischen Jahrhunderts und that sich durch seine Beredsamkeit und Geschicklichkeit in Geschäften so sehr hervor, daß er häufiger als irgend ein Anderer Seinesgleichen in Gesandtschaften und Unterhandlungen gebraucht wurde. Da er überdies, nach dem Beispiele des Gorgias, seine Kunst um Geld lehrte, so brachte er ein Vermögen zusammen, welches ihn in den Stand setzte, die prächtige und wollüstige Lebensart auszuhalten, die man ihn im Agathon führen läßt. In der That, wenn man sagen kann, daß es jemals Leute gegeben habe, welche das Geheimniß besaßen, Materien von wenigem Werth in Gold zu verwandeln, so läßt es sich von den Sophisten sagen; und Hippias wußte sich desselben so gut zu bedienen, daß er, seiner eigenen Versicherung nach, mehr damit gewann, als zwei Andere von seiner Profession zusammen genommen.

Ueberhaupt wurden die Sophisten in der Zeit, wovon hier die Rede ist, für Leute gehalten, die Alles wußten. Der vor-

erwähnte Gorgias soll der Erste gewesen sein, der so viel Zuversicht zu sich selbst oder vielmehr eine so geringe Meinung von seinen Zuhörern hegte, daß er einst bei den olympischen Spielen die ganze griechische Nation herausgefordert haben soll, ihm welche Materie sie wollten zu einer Rede aus dem Stegreif aufzugeben. Eine Prahlerei, die damals für einen vollständigen Beweis einer ganz außerordentlichen Geschicklichkeit galt und dem Redekünstler Gorgias nichts Geringeres als eine Bildsäule von gediegenem Golde im Delphischen Tempel erwarb, in der Folge aber etwas so Gemeines wurde, daß schon zu Cicero's Zeiten kein auf der Profession des Bel-esprit herumirrender Graeculus war, der nicht alle Augenblicke bereit gewesen wäre, einer geneigten Zuhörerschaft über alles Wirkliche und Mögliche, Große und Kleine, Alte und Neue stehenden Fußes Alles, was sich davon sagen lasse, vorzuschwatzen. Auch in diesem Stücke ließ Hippias seine übrigen Professionsverwandten hinter sich. Er ging so weit, daß er (wie ihm der Platonische Sokrates ins Angesicht sagt) die Dreistigkeit hatte, zu Olympia vor allen Griechen aufzutreten und zu prahlen: es gebe keinen Zweig der menschlichen Erkenntniß, den er nicht verstehe, und keine Kunst, deren Theorie sowol als Ausübung er nicht in seiner Gewalt habe. „Meine Herren," habe er gesagt, „ich verstehe mich nicht nur vollkommen auf Gymnastik, Musik, Sprachkunst und Poetik, Geometrie, Astronomie, Physik, Ethik und Politik, ich verfertige nicht nur Heldengedichte, Tragödien, Komödien, Dithyramben und alle Arten von Werken in Prosa und in Versen; sogar, wie Ihr mich hier seht (und er war sehr prächtig gekleidet), hab' ich mich mit eigener Hand ausstaffirt: Unterkleid, Kaftan, Gürtel, Mantel, Alles hab' ich selbst gemacht; den Siegelring an meinem Finger hab' ich selbst gestochen; sogar diese Halbstiefel sind von meiner eigenen Arbeit." Ich weiß nicht, ob alle Achtung, die wir dem Plato und seinem Sokrates (der dem Sohne des Sophroniskus nicht immer ähnlich sieht) schuldig sind, hinlänglich sein kann, uns von einem Manne wie Hippias (einem Weltmanne, welcher Geschicklichkeit und Klugheit genug besaß, sich bei seinen Zeitgenossen in das größte Ansehen zu setzen) einen Zug, der den Aufschneidereien eines Marktschreiers in einem Cirkel von Austernweibern und Sackträgern so ähnlich sieht, glauben zu machen. Platons Zuverlässigkeit in demjenigen, was er zum Nachtheil des Hippias sagt, scheint ohnehin um so verdächtiger, da er in den beiden Dialogen, welche dessen Namen

führen, den armseligen Kunstgriff gebraucht, diesen Sophisten, um ihn desto lächerlicher zu machen, so unausstehlich dumm und unwissend vorzustellen, ihn so erbärmliche Antworten geben und am Ende, nachdem er ihn ohne Mühe zu Boden geworfen hat, gleichwol so abgeschmackt prahlen zu lassen, daß entweder die Griechen zu Platons Zeiten wenig besser als Topinambus gewesen sein müßten, oder Hippias unmöglich der elende Tropf sein konnte, wozu ihn Plato erniedrigt. Indessen läßt sich doch aus jener Stelle und überhaupt aus Allem, was der Philosoph und seine Abschreiber von unserm Hippias sagen, so viel ableiten: daß der Verfasser des Agathon hinlänglichen Grund vor sich gehabt habe, diesen Sophisten als einen Prätendenten an allgemeine Gelehrsamkeit, Geschmack, Weltkenntnisse und feine Lebensart abzuschildern.

Alles, was von Perikles, Aspasia und Alcibiades im Agathon gesagt wird, ist den Nachrichten gemäß, die uns Plutarch, ein Schriftsteller, der in Jedermanns Händen ist oder sein soll, in den Lebensbeschreibungen des ersten und des letzten hinterlassen hat. Eben dies gilt auch von dem jüngern Dionysius zu Syrakus, von Philistus, seinem Minister und Vertrauten, und von Dion, seinem Verwandten und Antagonisten. Denn wiewol die Rolle, die man den Agathon an dem Hofe dieses Fürsten spielen läßt, und verschiedene Begebenheiten, in welche er zu diesem Ende eingeflochten werden mußte, ohne historischen Grund sind, so hat man sich gleichwol zum Gesetz gemacht, die an diesem philosophischen Roman Antheil habenden historischen Personen weder besser noch schlimmer, als wir sie aus der Geschichte kennen, vorzustellen; und man hat der Erdichtung nicht mehr verstattet, als die historischen Begebenheiten näher zu bestimmen und völliger auszumalen, indem man diejenigen Umstände und Ereignisse hinzu dichtete, welche am Geschicktesten schienen, sowol die Hauptperson der Geschichte als den bekannten Charakter der vorbenannten historischen Personen in das beste Licht zu stellen und dadurch den Endzweck des moralischen Nutzens, um dessentwillen das ganze Werk da ist, desto vollkommner zu erreichen.

Diejenigen, welchen es vielleicht scheinen möchte, daß der Verfasser den Philosophen Aristipp zu sehr verschönert, dem Plato hingegen nicht hinlängliche Gerechtigkeit erwiesen habe, werden die Gründe, warum jener nicht häßlicher und dieser nicht vollkommner geschildert worden, dereinst in einer ausführlichen Geschichte der Sokratischen Schule (wenn wir anders Muße

gewinnen werden, ein Werk von diesem Umfang auszuführen) entwickelt finden. Hier mag es genug sein, wenn wir versichern, daß Beides nicht ohne sattsame Ursachen geschehen ist. Aristipp, bei aller seiner Aehnlichkeit mit dem Sophisten Hippias, unterschied sich unstreitig durch eine bessere Sinnesart und einen ziemlichen Theil von Sokratischem Geiste. Ein Mann wie Aristipp wird der Welt immer mehr Gutes als Böses thun; und wiewol seine Grundsätze, ohne das Laster eigentlich zu begünstigen, von einer Seite der Tugend nicht sehr beförderlich sind, so erfordert doch die Billigkeit, zu gestehen, daß sie auf der andern als ein sehr wirksames Gegengift gegen die Ausschweifungen der Einbildungskraft und des Herzens gute Dienste thun und dadurch jenen Nachtheil reichlich wieder vergüten können. Aber wir besorgen sehr, daß Plato, anstatt einige Genugthuung an den Verfasser des Agathon fordern zu können, bei genauester Untersuchung ungleich mehr zu verlieren als zu gewinnen haben dürfte.

Der edelste, ehrwürdigste und lehrreichste Charakter in dem ganzen Werke ist unstreitig der alte Archytas, und um so viel angenehmer ist uns, zur Ehre der Menschheit versichern zu können, daß dieser Charakter ganz historisch ist. Archytas, der beste Mann, den die Pythagorische Schule hervorgebracht, vereinigte wirklich in seiner Person die Verdienste des Philosophen, des Staatsmannes und des Feldherrn; was Plato *scheinen* wollte, das *war* Archytas, und wenn jemals ein Mann verdient hat, als ein Muster von Weisheit und Tugend aufgestellt zu werden, so war es dieser Vorsteher der Tarentinischen Republik. Da er ein Zeitgenosse der hauptsächlichsten Personen in unserer Geschichte war, so schien er sich dem Verfasser gleichsam selbst zu dem Gebrauch anzubieten, den er von ihm macht. Wen hätte er mit besserm Grund und Erfolg einem Hippias entgegenstellen können als diesen wahren Weisen, dessen Grundsätze das gewisseste Gegengift gegen die verführerischen Trugschlüsse des Sophisten enthielten, und dessen ganzes Leben die vollständigste Widerlegung derselben gewesen war?

Erstes Buch.

Agathon wird durch cilicische Seeräuber aus einem gefährlichen Abenteuer gerettet und in Smyrna zum Sklaven verkauft.

Erstes Capitel.

Erster Auftritt unsers Helden.

Die Sonne neigte sich zum Untergang, als Agathon, der sich in einem unwegsamen Walde verirrt hatte, abgemattet von der vergeblichen Bemühung, einen Ausgang zu finden, an dem Fuß eines Berges anlangte, welchen er noch zu ersteigen wünschte, in Hoffnung, von dem Gipfel desselben irgend einen bewohnten Ort zu entdecken, wo er die Nacht zubringen könnte. Er schleppte sich mit Mühe durch einen Fußweg hinauf, den er zwischen den Gesträuchen gewahr ward; allein, da er ungefähr die Mitte des Berges erreicht hatte, fühlte er sich so entkräftet, daß er den Muth verlor, den Gipfel erreichen zu können, der sich immer weiter von ihm zu entfernen schien, je mehr er ihm näher kam. Er warf sich also ganz athemlos unter einen Baum hin, der eine kleine Terrasse umschattete, und beschloß, die einbrechende Nacht daselbst zuzubringen.

Wenn sich jemals ein Mensch in Umständen befand, die man unglücklich nennen kann, so war es dieser Jüngling in der Lage, worin unsere Bekanntschaft mit ihm sich anfängt. Vor wenigen Tagen noch ein Günstling des Glücks und der Gegenstand des Neides seiner Mitbürger, sah er sich durch einen plötzlichen Wechsel seines Vermögens, seiner Freunde, seines Vaterlandes beraubt, allen Zufällen des widrigen Glücks und selbst der Ungewißheit ausgesetzt, wie er das nackte Leben, das ihm übrig gelassen war, erhalten möchte. Und dennoch, wiewol so viele Widerwärtigkeiten sich vereinigten, seinen Muth niederzuschlagen, versichert uns die Geschichte, daß Derjenige, der ihn in diesem Augenblicke gesehen hätte, weder in seiner Miene noch

in seinen Geberden einige Spur von Verzweiflung, Ungeduld oder nur von Mißvergnügen hätte bemerken können.

Vielleicht erinnern sich Einige hierbei an den Weisen der Stoiker, von welchem man ehemals versicherte, daß er in dem glühenden Ochsen des Phalaris zum Wenigsten so glücklich sein würde als ein morgenländischer Bassa in den Armen einer schönen Circassierin. Da sich aber in dem Laufe dieser Geschichte verschiedene Proben einer nicht geringen Ungleichheit unsers Helden mit dem Weisen des Seneca zeigen werden, so halten wir für wahrscheinlicher, daß seine Seele von der Art derjenigen gewesen sei, welche dem Vergnügen immer offen stehen, und bei denen eine einzige angenehme Empfindung hinlänglich ist, sie alles vergangenen und künftigen Kummers vergessen zu machen. Eine Oeffnung des Waldes zwischen zwei Bergen zeigte ihm — die untergehende Sonne. Es brauchte nichts mehr als diesen Anblick, um das Gefühl seiner widrigen Umstände zu unterbrechen. Er überließ sich der Begeisterung, in welche dieses majestätische Schauspiel empfindliche Seelen zu setzen pflegt, ohne sich eine Zeit lang seiner dringendsten Bedürfnisse zu erinnern. Endlich weckte ihn das Rauschen einer Quelle, die nicht weit von ihm aus einem Felsen hervorsprudelte, aus dem angenehmen Staunen, worin er sich selbst vergessen hatte; er stand auf und schöpfte mit der hohlen Hand von diesem Wasser, dessen fließenden Krystall, seiner Einbildung nach, eine wohlthätige Nymphe ihm aus ihrem Marmorkrug entgegen goß; und, anstatt die von Cyprischem Weine sprudelnden Becher der gewohnten Athenischen Gastmähler zu vermissen, däuchte ihm, daß er niemals angenehmer getrunken habe. Er legte sich wieder nieder, entschlief unter dem sanft betäubenden Gemurmel der Quelle und träumte, daß er seine geliebte Psyche wiedergefunden habe, deren Verlust das Einzige war, was ihm von Zeit zu Zeit einige Seufzer auspreßte.

Zweites Capitel.

Etwas ganz Unerwartetes.

Wenn es seine Richtigkeit hat, daß alle Dinge in der Welt in der genauesten Beziehung auf einander stehen, so ist nicht minder gewiß, daß diese Verbindung unter einzelnen Dingen oft ganz unmerklich ist; und daher scheint es zu kommen, daß die Geschichte zuweilen viel seltsamere Begebenheiten erzählt, als

ein Romanschreiber zu dichten wagen dürfte. Dasjenige, was unserm Helden in dieser Nacht begegnete, giebt eine neue Bekräftigung dieser Bemerkung ab. Er genoß noch die Süßigkeit des Schlafs, welchen Homer für ein so großes Gut hält, daß er ihn auch den Unsterblichen zueignet, als er durch ein lärmendes Getöse plötzlich aufgeschreckt wurde. Er horchte gegen die Seite, woher es zu kommen schien, und glaubte in dem vermischten Getümmel ein seltsames Heulen und Jauchzen zu unterscheiden, welches von den entgegenstehenden Felsen fürchterlich widerhallte. Agathon, der nur im Schlaf erschreckt werden konnte, beschloß, diesem Getöse muthig entgegen zu gehen. Er bestieg den obern Theil des Berges mit so vieler Eilfertigkeit, als er konnte, und der Mond, dessen voller Glanz die ganze Gegend weit umher aus den dämmernden Schatten hob, begünstigte sein Unternehmen. Das Getümmel nahm immer zu, je näher er dem Rücken des Berges kam. Er unterschied jetzt den Schall von Trommeln und ein schmetterndes Getön von Schalmeien und Pfeifen, mit einem wilden Geschrei weiblicher Stimmen vermischt, die ihn nicht länger ungewiß ließen, was dieser Lärm bedeuten möchte, als sich ihm plötzlich ein Schauspiel darstellte, worüber der oben erwähnte Weise selbst seiner Göttlichkeit auf einen Augenblick hätte vergessen können. Ein schwärmender Haufe von jungen thracischen Frauen war es, welche sich in dieser Nacht versammelt hatten, die unsinnigen Gebräuche zu begehen, die das heidnische Alterthum zum Andenken des berühmten Zuges des Bacchus aus Indien eingesetzt hatte. Ohne Zweifel könnte eine ausschweifende Einbildungskraft oder der Griffel eines La Fage von einer solchen Scene eine ziemlich verführerische Abbildung machen; allein die Eindrücke, die der wirkliche Anblick auf unsern Helden machte, waren nichts weniger als von der reizenden Art. Das stürmisch fliegende Haar, die rollenden Augen, die beschäumten Lippen, die aufgeschwollenen Muskeln, die wilden Geberden und die rasende Fröhlichkeit, womit diese Unsinnigen in tausend frechen Stellungen ihre mit Epheu und zahmen Schlangen umwundnen Spieße schüttelten, ihre Klapperbleche zusammenschlugen oder abgebrochene Dithyramben mit lallender Zunge stammelten: alle diese Ausbrüche einer fanatischen Wuth, die ihm nur desto schändlicher vorkam, weil sie den Aberglauben zur Quelle hatte, machten seine Augen unempfindlich und erweckten in ihm einen Ekel vor Reizungen, welche mit der Schamhaftigkeit alle Macht über seine Sinne verloren hatten.

Er wollte zurückfliehen, aber es war unmöglich, weil er in dem nämlichen Augenblicke von ihnen bemerkt wurde. Der Anblick eines Jünglings, an einem Ort und an einem Feste, welche von keinem männlichen Aug' entweihet werden durften, hemmte plötzlich den Lauf ihrer lärmenden Fröhlichkeit, um alle ihre Aufmerksamkeit auf diese Erscheinung zu wenden.

Hier können wir unsern Lesern einen Umstand nicht länger verhehlen, der in diese ganze Geschichte keinen geringen Einfluß hat. Agathon war von einer so wunderbaren Schönheit, daß die Zeuxis und Alkamenes seiner Zeit, weil sie die Hoffnung aufgaben, eine vollkommnere Gestalt zu erfinden oder aus den zerstreuten Schönheiten der Natur zusammenzusetzen, die seinige zum Muster zu nehmen pflegten, wenn sie den schönen Apollo oder den jungen Bacchus darstellen wollten. Niemals hatte ihn ein weibliches Auge erblickt, ohne die Schuld ihres Geschlechtes zu bezahlen, welches für die Schönheit so empfindlich gemacht zu sein scheint, daß diese einzige Eigenschaft den Meisten unter ihnen die Abwesenheit aller übrigen verbirgt. Agathon hatte der seinigen in diesem Augenblicke noch mehr zu danken: sie rettete ihn von dem Schicksal des Pentheus und Orpheus. Seine Schönheit setzte diese Mänaden in Erstaunen. Ein Jüngling von einer solchen Gestalt, an einem solchen Orte, zu einer solchen Zeit! Konnten sie ihn für etwas Geringeres halten als für den Bacchus selbst? In dem Taumel, worin sich ihre Sinne befanden, war nichts natürlicher als dieser Gedanke; auch gab er ihrer Phantasie plötzlich einen so feurigen Schwung, daß sie zur Gestalt dieses Gottes, welche sie vor sich sahen, alles Uebrige hinzu dichtete, was ihm zu einem vollständigen Bacchus mangelte. Ihre bezauberten Augen stellten ihnen die Silenen vor und die ziegenfüßigen Satyrn, die um ihn her schwärmten, und Tiger und Leoparden, die mit liebkosender Zunge seine Füße leckten; Blumen, so däucht' es sie, entsprangen unter seinen Fußsohlen, und Quellen von Wein und Honig sprudelten von jedem seiner Tritte auf und rannen in schäumenden Bächen die Felsen hinab. Auf einmal erschallte der ganze Berg, der Wald und die benachbarten Felsen von ihrem lauten Evan, Evoe! mit einem so entsetzlichen Getöse der Trommeln und Klapperbleche, daß Agathon, von Entsetzen und Erstaunen gefesselt und wie eine Bildsäule stehen blieb, indeß die entzückten Bacchantinnen gaukelnde Tänze um ihn her wanden und durch tausend unsinnige Geberden ihre Freude über die vermeinte Gegenwart ihres Gottes ausdrückten.

Allein auch die unmäßigste Schwärmerei hat ihre Grenzen und muß endlich der Obermacht der Sinne weichen. Zum Unglück für den Helden unserer Geschichte kamen diese Unsinnigen allmälig aus einer Entzückung zurück, worüber sich vermuthlich ihre Einbildungskraft gänzlich abgemattet hatte, und bemerkten immer mehr Menschliches an demjenigen, den seine ungewöhnliche Schönheit in ihren trunkenen Augen vergöttert hatte. Etliche, die das Bewußtsein ihrer eignen stolz genug machte, die Ariadnen dieses neuen Bacchus zu sein, näherten sich ihm und setzten ihn durch die Lebhaftigkeit, womit sie ihre Empfindungen ausdrückten, in eine desto größere Verlegenheit, je weniger er geneigt war, ihre ungestümen Liebkosungen zu erwidern. Vermuthlich würde unter ihnen selbst ein grimmiger Streit entstanden sein, und Agathon zuletzt das tragische Schicksal des Orpheus erfahren haben, wenn nicht die Unsterblichen, die das Gewebe der menschlichen Zufälle leiten, ein unverhofftes Mittel seiner Errettung in dem nämlichen Augenblicke herbei gebracht hätten, da weder seine Stärke, noch seine Tugend ihn zu retten hinlänglich war.

Drittes Capitel.

Unterbrechung des Bacchusfestes.

Eine Schaar cilicischer Seeräuber, welche, um frisches Wasser einzunehmen, bei nächtlicher Weile an dieser Küste gelandet, hatten von fern das Getümmel der Bacchantinnen gehört und es für einen Aufruf zu einer ansehnlichen Beute angenommen. Sie erinnerten sich, daß die vornehmsten Frauen dieser Gegend die geheimnißvollen Orgien um diese Zeit zu begehen und dabei in ihrem schönsten Putz aufzuziehen pflegten; wiewol sie vor Besteigung des Berges sich dessen gänzlich entledigten und Alles bis zu ihrer Wiederkunft von einer Anzahl Sklavinnen bewachen ließen. Die Hoffnung, außer diesen Frauen, von denen sie die schönsten für die Gynäceen asiatischer Fürsten und Satrapen bestimmten, eine Menge von kostbaren Kleidern und Juwelen zu erbeuten, schien ihnen wol werth, sich etwas länger aufzuhalten. Sie theilten sich also in zwei Haufen, wovon der eine sich der Sklavinnen bemächtigte, welche die Kleider hüteten, indessen die Uebrigen den Berg bestiegen und, mit großem Geschrei unter die Thracierinnen einstürmend, sich von ihnen Meister machten, ehe sie Zeit oder Muth hatten, sich zur Wehre zu setzen. Die Un=

stände waren allerdings so beschaffen, daß sie sich allein mit den gewöhnlichen und anständigen Waffen ihres Geschlechts vertheidigen konnten. Allein diese Cilicier waren allzu sehr Seeräuber, um auf die Thränen und Bitten, ja selbst auf die Reizungen dieser Schönen einige Achtung zu geben, wiewol sie in diesem Augenblicke, da Schrecken und Zagheit ihnen den sanften Zauber der Weiblichkeit wiedergegeben hatte, selbst dem sittsamen Agathon so verführerisch vorkamen, daß er für gut befand, seine nicht gern gehorchenden Augen an den Boden zu heften. Die Räuber hatten jetzt andre Sorgen und waren nur darauf bedacht, wie sie ihre Beute aufs Schleunigste in Sicherheit bringen möchten. Und so entging Agathon — für etliche nicht allzu feine Scherze über die Gesellschaft, worin man ihn gefunden hatte, und für seine Freiheit — einer Gefahr, aus welcher er, seinen Gedanken nach, sich nicht zu theuer loskaufen konnte. Der Verlust der Freiheit schien ihn in den Umständen, worin er war, wenig zu bekümmern. In der That, da er Alles verloren, was die Freiheit schätzbar macht, so hatte er wenig Ursache, sich wegen eines Verlustes zu kränken, der ihm wenigstens eine Veränderung im Unglück versprach.

Nachdem die Cilicier mit ihrer gesammten Beute wieder zu Schiffe gegangen, und die Theilung derselben mit größerer Eintracht, als womit die Vorsteher mancher kleinen Republik sich in die öffentlichen Einkünfte zu theilen pflegen, geendigt hatten, brachten sie den Rest der Nacht mit einem Schmause zu, bei welchem sie nicht vergaßen, sich für die Unempfindlichkeit zu entschädigen, die sie bei Eroberung der thracischen Schönen bewiesen hatten. Unterdessen aber, daß das ganze Schiff beschäftigt war, das angefangene Bacchusfest zu vollenden, hatte sich Agathon unbemerkt in einen Winkel zurückgezogen, wo er vor Müdigkeit abermals einschlummerte und gern den Traum fortgesetzt hätte, aus welchem ihn das Evan Evoe der berauschten Mänaden geweckt hatte.

Viertes Capitel.

Unverhoffte Zusammenkunft zweier Liebenden. Erzählung der Psyche.

Als die aufgehende Sonne das jonische Meer mit ihren ersten Strahlen vergoldete, fand sie alle Diejenigen (mit Virgil zu reden) von Wein und Schlaf begraben, welche die Nacht

durch dem Bacchus und seiner Göttin Schwester geopfert hatten. Nur Agathon, gewohnt mit der Morgenröthe zu erwachen, wurde von den ersten Strahlen geweckt, die in horizontalen Linien an seiner Stirne hinschlüpften. Indem er die Augen aufschlug, sah er einen jungen Menschen in Sklavenkleidung vor sich stehen, welcher ihn mit großer Aufmerksamkeit betrachtete. Wie schön Agathon war, so schien er doch von diesem liebenswürdigen Jüngling an Feinheit der Gestalt und Farbe übertroffen zu werden. In der That hatte dieser in seiner Gesichtsbildung und in seiner ganzen Figur etwas so Jungfräuliches, daß er, gleich dem Horazischen Gyges in weiblicher Kleidung unter eine Schaar von Mädchen gemischt, gar leicht das Auge des schärfsten Kenners betrogen haben würde.

Agathon erwiderte den Anblick des jungen Sklaven mit einer Aufmerksamkeit, in welcher ein angenehmes Erstaunen nach und nach sich bis zur Entzückung erhob. Eben diese Bewegungen enthüllten sich auch in dem anmuthigen Gesichte des jungen Sklaven: ihre Seelen erkannten einander zugleich und schienen durch ihre Blicke schon in einander zu fließen, ehe ihre Arme sich umfangen, ehe die von Entzückung bebenden Lippen — Psyche — Agathon — ausrufen konnten.

Sie schwiegen eine lange Zeit. Dasjenige, was sie empfanden, war über allen Ausdruck. Und wozu hätten sie auch der Worte bedurft? Der Gebrauch der Sprache hört auf, wenn sich die Seelen einander unmittelbar mittheilen, sich unmittelbar anschauen und berühren und in einem Augenblicke mehr empfinden, als die Zunge der Musen selbst in ganzen Jahren auszusprechen vermöchte. Die Sonne würde vielleicht unbemerkt über ihrem Haupte weg und wieder in den Ocean hinabgestiegen sein, ohne daß sie in dem fortdauernden Momente der Entzückung den Wechsel der Stunden bemerkt hätten, wenn nicht Agathon (dem es allerdings zukam, hierin der Erste zu sein) sich mit sanfter Gewalt aus den Armen seiner Psyche losgewunden hätte, um von ihr zu erfahren, durch was für einen Zufall sie in die Gewalt der Seeräuber gekommen sei. „Die Zeit ist kostbar, liebe Psyche," sagte er, „wir müssen uns der Augenblicke bemächtigen, da diese Barbaren, von der Gewalt ihres Gottes bezwungen, zu Boden liegen. Erzähle mir, durch was für einen Zufall Du von meiner Seite gerissen wurdest, ohne daß es mir möglich war zu erfahren, wie, oder wohin? Und wie finde ich Dich jetzt in diesem Sklavenkleide und in der Gewalt dieser Seeräuber?"

„Du erinnerst Dich,“ antwortete ihm Psyche, „jener unglücklichen Stunde, da die eifersüchtige Pythia unsre Liebe, so geheim wir sie zu halten vermeinten, entdeckte. Nichts war ihrer Wuth zu vergleichen, und es fehlte nur, daß ihre Rache mein Leben selbst zum Opfer verlangte; denn sie ließ mich einige Tage Alles erfahren, was verschmähte Liebe erfinden kann, um eine glückliche Nebenbuhlerin zu quälen. Wiewol sie es nun in ihrer Gewalt hatte, mich Deinen Augen gänzlich zu entziehen, so hielt sie sich doch niemals sicher, so lange ich zu Delphi sein würde. Sie machte bald ein Mittel ausfindig, sich meiner zu entledigen, ohne Argwohn zu erwecken; sie schenkte mich einer Verwandten, die sie zu Syrakus hatte, und weil sie mich an diesem Orte weit genug von Dir entfernt hielt, säumte sie nicht, mich in der größten Stille nach Sicilien bringen zu lassen. Die Thörin! die nicht wußte, daß keine Scheidung der Leiber Deine Psyche verhindern könne, über Länder und Meere wegzufliegen und gleich einem liebenden Schatten über Dir zu schweben! Oder hoffte sie etwa reizender in Deinen Augen zu werden, wenn Du mich nicht mehr neben ihr sehen würdest? Wie wenig kannte sie Dich und mich! —

„Ich verließ Delphi mit zerrissenem Herzen. Als ich den letzten Blick auf die bezauberten Haine heftete, wo Deine Liebe mir ein neues Wesen, ein neues Dasein gab, wogegen mein voriges Leben eine ekelhafte Abwechslung von einförmigen Tagen und Nächten, ein ungefühltes Pflanzenleben war, — als ich diese geliebte Gegend endlich ganz aus den Augen verlor — nein, Agathon, ich kann es nicht beschreiben! ich hörte auf, mich selbst zu fühlen. Man brachte mich ins Leben zurück. Ein Strom von Thränen erleichterte mein gepreßtes Herz. Es war eine Art von Wollust in diesen Thränen, ich ließ ihnen freien Lauf, ohne mich zu bekümmern, daß sie gesehen wurden. Die Welt schien mir ein leerer Raum, alle Gegenstände um mich her Träume und Schatten; Du und ich waren allein; ich sah nur Dich, hörte nur Dich, ich lag an Deiner Brust, legte meinen Arm um Deinen Hals, zeigte Dir meine Seele in meinen Augen. Ich führte Dich in die heiligen Schatten, wo Du mich einst die Gegenwart der Unsterblichen fühlen lehrtest; ich saß zu Deinen Füßen, und meine an Deinen Lippen hangende Seele glaubte den Gesang der Musen zu hören, wenn Du sprachst. Wir wandelten Hand in Hand beim sanften Mondscheine durch elysische Gegenden, oder setzten uns unter die Blumen, stillschweigend, indem unsre Seelen in ihrer eignen geistigen Sprache sich ein-

ander enthüllten, lauter Licht und Wonne um sich her sahen und nur unsterblich zu sein wünschten, um sich ewig lieben zu können. Unter diesen Erinnerungen, deren Lebhaftigkeit alle äußeren Empfindungen verdunkelte, beruhigte sich mein Herz allgemach. Ich, die sich selbst nur für einen Theil Deines Wesens hielt, konnte nicht glauben, daß wir immer getrennt bleiben würden. Diese Hoffnung machte nun mein Leben aus und bemächtigte sich meiner so sehr, daß ich wieder heiter wurde. Denn ich zweifelte nicht, ich wußte es, daß Du nicht aufhören könntest, mich zu lieben. Ich überließ Dich der glühenden Leidenschaft einer mächtigen und reizenden Nebenbuhlerin, ohne sie einen Augenblick zu fürchten. Ich wußte, daß, wenn sie es auch so weit bringen könnte, Deine Sinne zu verführen, sie doch unfähig sei, Dir eine Liebe einzuflößen wie die unsrige, und daß Du Dich bald wieder nach Derjenigen sehnen würdest, die Dich allein glücklich machen kann, weil sie allein Dich lieben kann, wie Du geliebt zu sein wünschest. —

„Unter tausend solchen Gedanken kam ich endlich zu Syrakus an. Die vorsichtige Priesterin hatte Anstalten gemacht, daß ich nirgend Mittel finden konnte, Dir von meinem Aufenthalte Nachricht zu geben. Meine neue Gebieterin war von der guten Art von Geschöpfen, welche gemacht sind, sich selbst zu gefallen und sich Alles gefallen zu lassen. Ich wurde zu der Ehre bestimmt, den Aufputz ihres schönen Kopfes zu besorgen, und die Art, wie ich dieses Amt verwaltete, erwarb mir ihre Gunst so sehr, daß sie mich beinahe so zärtlich liebte wie — ihren Schooßhund. In diesem Zustande hielt ich mich für so glücklich, als ich es ohne Deine Gegenwart in einem jeden andern hätte sein können. Aber die Ankunft des Sohnes meiner Gebieterin veränderte die Scene.

„Narcissus (so hieß der junge Herr) war von seiner Mutter nach Athen geschickt worden, die Weisen daselbst zu hören und die feinen Sitten der Athener an sich zu nehmen. Allein er hatte keine Zeit gefunden, weder das Eine noch das Andre zu thun. Einige junge Leute, welche sich seine Freunde nannten, machten jeden Tag eine neue Lustbarkeit ausfindig, die ihn verhinderte, die schwermüthigen Spaziergänge der Philosophen zu besuchen. Ueberdies hatten ihm die artigsten Blumenhändlerinnen von Athen gesagt, daß er ein sehr liebenswürdiger junger Herr wäre; er hatte es ihnen geglaubt und sich also keine Mühe gegeben, erst zu werden, was er nach einem so vollgiltigen Zeugnisse

schon war. Er hatte sich mit nichts beschäftigt, als seine Person in das gehörige Licht zu setzen; Niemand in Athen konnte sich rühmen, lächerlicher geputzt zu sein, weißere Zähne und sanftere Hände zu haben als Narcissus. Er war der Erste in der Kunst, sich in einem Augenblick zweimal auf einem Fuße herum zu drehen oder ein Blumensträußchen an die Stirne einer Schönen zu stecken. Mit solchen Vorzügen glaubte er einen natürlichen Beruf zu haben, sich dem weiblichen Geschlecht anzubieten. Die Leichtigkeit, womit seine Verdienste über die zärtlichen Herzen der Blumenmädchen gesiegt hatten, machte ihm Muth, sich an die Kammermädchen zu wagen, und von den Nymphen erhob er sich endlich zu den Göttinnen selbst. Ohne sich zu bekümmern, wie sein Herz aufgenommen wurde, hatte er sich angewöhnt zu glauben, daß er unwiderstehlich sei; und wenn er nicht allemal Proben davon erhielt, so machte er sich dafür schadlos, indem er sich der Gunstbezeigungen am Meisten rühmte, die er nicht genossen hatte. — Wunderst Du Dich, Agathon, woher ich so wohl von ihm unterrichtet bin? Von ihm selbst. Was meine Augen nicht an ihm entdeckten, sagte mir sein Mund. Denn er selbst war der unerschöpfliche Inhalt seiner Gespräche, so wie der einzige Gegenstand seiner Bewunderung. Ein Liebhaber von dieser Art sollte dem Ansehen nach wenig zu bedeuten haben. Eine Zeit lang belustigte mich seine Thorheit; aber endlich fand er es unanständig, daß eine Aufwärterin seiner Mutter unempfindlich gegen ein Herz bleiben sollte, um welches die Blumenhändlerinnen und Flötenspielerinnen zu Athen einander beneidet hatten, und ich sah mich genöthigt, meine Zuflucht zu seiner Mutter zu nehmen. Allein eben diese leutselige Sinnesart, welche sie gütig gegen sich selbst, gegen ihr Schooßhündchen und gegen alle Welt machte, machte sie auch gütig gegen die Thorheiten ihres Sohnes. Sie schien es sogar übel zu nehmen, daß ich von den Vorzügen eines so liebreizenden Jünglings nicht stärker gerührt würde. Die Ungeduld über die Anfälle, denen ich beständig ausgesetzt war, gab mir tausendmal den Gedanken ein, mich heimlich wegzustehlen. Allein, da ich keine Nachricht von Dir hatte, wohin hätte ich fliehen sollen? Ein Reisender von Delphi hatte uns zwar gesagt, daß Du daselbst unsichtbar geworden, aber Niemand konnte sagen, wo Du seist. Diese Ungewißheit stürzte mich in eine Unruhe, die meiner Gesundheit nachtheilig zu werden anfing, als eben dieser Narcissus, dessen lächerliche Liebe — zu sich selbst mich so lange gequält hatte, mir ohne seine

Absicht das Leben wieder gab, indem er erzählte: daß ein gewisser Agathon von Athen, nach einem Sieg über die aufrührerischen Einwohner von Euböa, diese Insel seiner Republik wieder unterworfen habe. Die Umstände, die er von diesem Agathon hinzufügte, ließen mich nicht zweifeln, daß Du es seist. Eine gutherzige Sklavin beförderte meine Flucht. Sie hatte einen Liebhaber, der sie beredet hatte, sich von ihm entführen zu lassen. Ich half ihr dieses Vorhaben ausführen und begleitete sie; der junge Sicilianer verschaffte mir zur Dankbarkeit dieses Sklavenkleid und brachte mich auf ein Schiff, welches nach Athen bestimmt war. Ich wurde für einen Sklaven ausgegeben, der seinen Herrn zu Athen suchte, und überließ mich zum zweiten Mal den Wellen, aber mit ganz andern Empfindungen als das erste Mal, da sie nun, anstatt mich von Dir zu entfernen, uns wieder zusammenbringen sollten.

„Unsere Fahrt war einige Tage glücklich, außer daß ein widriger Wind unsre Reise ungewöhnlich verlängerte. Allein am Abend des sechsten Tages erhob sich ein heftiger Sturm, der uns in wenigen Stunden wieder einen großen Weg zurück machen ließ; unsre Schiffer waren endlich so glücklich, eine von den unbewohnten Cykladen zu erreichen, wo wir uns vor dem Sturm in Sicherheit setzten. Wir fanden in der Bucht, wohin wir uns geflüchtet hatten, ein Schiff liegen, worin sich eben diese Cilicier befanden, denen wir jetzt zugehören. Sie hatten eine griechische Flagge aufgesteckt, sie grüßten uns, sie kamen zu uns herüber, und weil sie unsre Sprache redeten, so hatten sie keine Mühe, uns so viele Märchen vorzuschwatzen, als sie nöthig fanden, uns sicher zu machen. Nach und nach wurde unser Volk vertraulich mit ihnen; sie brachten etliche große Krüge mit cyprischem Weine, wodurch sie in wenig Stunden alle unsre Leute wehrlos machten. Sie bemächtigten sich hierauf unsers ganzen Schiffes und begaben sich, sobald sich der Sturm in etwas gelegt hatte, wieder in die See. Bei der Theilung wurd' ich einmüthig dem Hauptmanne der Räuber zuerkannt. Man bewunderte meine Gestalt, ohne mein Geschlecht zu muthmaßen. Allein diese Verborgenheit half mir nicht so viel, als ich gehofft hatte. Der Cilicier, den ich für meinen Herrn erkennen mußte, verzog nicht lange, mich mit einer ekelhaften Leidenschaft zu quälen. Er nannte mich seinen kleinen Ganymed und schwur bei allen Tritonen und Nereiden, daß ich ihm sein müßte, was dieser Trojanische Prinz dem Jupiter gewesen sei. Wie er sah, daß seine Schmeicheleien ohne Wirkung waren, nöthigte er mich zuletzt, ihm zu zeigen, daß ich mein

Leben gegen meine Ehre für nichts halte. Dies verschaffte mir einige Ruhe, und ich fing an, auf ein Mittel meiner Befreiung zu denken. Ich gab dem Räuber zu verstehen, daß ich von einem ganz andern Stande sei, als mein sklavenmäßiger Anzug zu erkennen gäbe, und bat ihn aufs Inständigste, mich nach Athen zu führen, wo er für meine Erledigung erhalten würde, was er nur fordern wollte. Allein über diesen Punkt war er unerbittlich, und jeder Tag entfernte uns weiter von diesem geliebten Athen, welches, wie ich glaubte, meinen Agathon in sich hielt. Wie wenig dachte ich, daß eben diese Entfernung, über die ich untröstbar war, uns wieder zusammenbringen würde! Aber ach! in was für Umständen finden wir uns beide wieder! Beide der Freiheit beraubt, ohne Freunde, ohne Hilfe, ohne Hoffnung befreit zu werden, verurtheilt, ungesitteten Barbaren dienstbar zu sein. Die unsinnige Leidenschaft meines Herrn wird uns sogar des einzigen Vergnügens berauben, welches unsern Zustand erleichtern könnte. Seitdem ihm meine Entschlossenheit die Hoffnung benommen hat, seinen Endzweck zu erreichen, scheint sich seine Liebe in eine wüthende Eifersucht verwandelt zu haben, welche sich bemüht, dasjenige, was man selbst nicht genießen kann, wenigstens keinem Andern zu Theil werden zu lassen. Der Barbar wird Dir keinen Umgang mit mir verstatten, da er mir kaum sichtbar zu sein erlaubt. Doch, die ungewisse Zukunft soll mir nicht einen Augenblick von der gegenwärtigen Wonne rauben. Ich sehe Dich, Agathon, und bin glücklich. Wie begierig hätte ich vor wenigen Stunden einen Augenblick wie diesen mit meinem Leben erkauft!"

Indem sie dieses sagte, umarmte sie den glücklichen Agathon mit einer so rührenden Zärtlichkeit, daß die Entzückung, die ihre Herzen einander mittheilten, eine zweite sprachlose Stille hervorbrachte. Und wie sollten wir beschreiben können, was sie empfanden, da der Mund der Liebe selbst nicht beredt genug war, es auszudrücken?

Fünftes Capitel.

Wie Psyche und Agathon wieder getrennt werden.

Nachdem unsre Liebenden aus ihrer Entzückung zurückgekommen waren, verlangte Psyche von Agathon eben dieselbe Gefälligkeit, die sie durch Erzählung ihrer Begebenheiten für seine Neugierde

gehabt hatte. Er meldete ihr also, auf welche Weise er von Delphi entflohen, wie er mit einem angesehenen Athener bekannt geworden, und wie sich entdeckt habe, daß dieser Athener sein Vater sei; wie er durch einen Zufall in die öffentlichen Angelegenheiten verwickelt und durch seine Beredsamkeit dem Volke angenehm geworden; die Dienste, die er der Republik geleistet; durch was für Mittel seine Neider das Volk wider ihn aufgebracht, und wie er vor wenigen Tagen mit Verlust aller seiner väterlichen Güter und Ansprüche lebenslänglich aus Athen verbannt worden; wie er den Entschluß gefaßt, eine Reise in die Morgenländer vorzunehmen, und durch was für einen Zufall er in die Hände der Cilicier gerathen.

Sie fingen nun auch an, sich über die Mittel ihrer Befreiung zu berathschlagen; allein die Bewegungen, welche die allmälig erwachenden Räuber machten, nöthigten Psychen, sich aufs Eilfertigste zu verbergen, um einem Verdacht zuvorzukommen, wovon der Schatten genug war, ihrem Geliebten das Leben zu kosten. Jetzt beklagten sie bei sich selbst, daß sie nach dem Beispiel der Liebenden in Romanen eine so günstige Zeit mit unnöthigen Erzählungen verloren hatten, da sie doch voraussehen konnten, daß ihnen künftig wenig Gelegenheit würde gegeben werden, sich zu sprechen. Allein, was sie hierüber hätte trösten können, war, daß alle ihre Berathschlagungen und Erfindungen vergeblich gewesen wären. Denn an eben diesem Morgen erhielt der Hauptmann Nachricht von einem reichbeladenen Schiffe, welches im Begriff sei, von Lesbos nach Korinth abzugehen, und nach den Umständen, die der Bericht angab, unterwegs aufgefangen werden könnte. Diese Zeitung veranlaßte eine geheime Berathschlagung unter den Häuptern der Räuber, wovon der Ausschlag war, daß Agathon mit den gefangenen Thracierinnen und einigen andern jungen Sklaven unter einer Bedeckung in eine Barke gesetzt wurde, um ungesäumt nach Smyrna geführt und verkauft zu werden, indessen die Galeere mit dem größten Theil der Seeräuber sich fertig machte, der reichen Beute, die sie schon in Gedanken verschlangen, entgegen zu gehen. In diesem Augenblicke verlor Agathon die Gelassenheit, womit er bisher alle Stürme des widrigen Glücks ausgehalten hatte. Der Gedanke, von seiner Psyche wieder getrennt zu werden, setzte ihn außer sich selbst. Er warf sich zu den Füßen des Ciliciers, er schwur ihm, daß der verkleidete Ganymed sein Bruder sei; er bot sich selbst zu seinem Sklaven an, er flehte,

er weinte. — Aber umsonst. Der Seeräuber hatte die Natur des Elements, welches er bewohnte; die Sirenen selbst hätten ihn nicht bereden können, seinen Entschluß zu ändern. Agathon erhielt nicht einmal die Erlaubniß, von seinem geliebten Bruder Abschied zu nehmen; die Lebhaftigkeit, die er bei diesem Anlaß gezeigt, hatte ihn dem Hauptmann verdächtig gemacht. Er wurde also, von Schmerz und Verzweiflung betäubt, in die Barke getragen und befand sich schon eine geraume Zeit außer dem Gesichtskreise seiner Psyche, eh' er wieder erwachte, um den ganzen Umfang seines Elends zu fühlen.

Sechstes Capitel.

Ein Selbstgespräch.

Da wir uns zum unverbrüchlichen Gesetze gemacht haben, in dieser Geschichte Alles sorgfältig zu vermeiden, was gegen die historische Wahrheit derselben einigen gerechten Verdacht erwecken könnte, so würden wir uns ein Bedenken gemacht haben, das Selbstgespräch, welches wir hier in unsrer Handschrift vor uns finden, mitzutheilen, wenn der Verfasser nicht die Vorsicht gebraucht hätte, uns zu melden, daß seine Erzählung sich in den meisten Umständen auf eine Art von Tagebuch gründe, welches (sichern Anzeichen nach) von der eignen Hand des Agathon sei, und wovon er durch einen Freund zu Krotona eine Abschrift erhalten habe. Dieser Umstand macht begreiflich, wie der Geschichtschreiber wissen konnte, was Agathon bei dieser und andern Gelegenheiten mit sich selbst gesprochen, und schützt uns vor den Einwürfen, die man gegen die Selbstgespräche machen kann, worin die Geschichtschreiber den Poeten so gern nachzuahmen pflegen, ohne sich, wie sie, auf die Eingebung der Musen berufen zu können.

Unsre Urkunde meldet also, nachdem die erste Wuth des Schmerzes (welche allezeit stumm und gedankenlos zu sein pflegt) sich gelegt, habe Agathon sich umgesehen, und da er von allen Seiten nichts als Luft und Wasser um sich her erblickt, habe er, seiner Gewohnheit nach, also mit sich selbst zu philosophiren angefangen:

„War es Täuschung, was mir begegnet ist, oder sah ich sie wirklich? Hört' ich wirklich den rührenden Klang ihrer süßen Stimme, und umfingen meine Arme keinen Schatten? Wenn es mehr als ein Traumgesicht war, warum ist mir von einem

Gegenstande, der alle andern aus meiner Seele auslöschte, nichts als die Erinnerung übrig? — Wenn Ordnung und Zusammenhang die Kennzeichen der Wahrheit sind, o, wie ähnlich dem ungefähren Spiele der träumenden Phantasie sind die Zufälle meines ganzen Lebens! — Von Kindheit an unter den heiligen Lorbeern des Delphischen Gottes erzogen, schmeichle ich mir, unter seinem Schutz, in Beschauung der Wahrheit und im geheimen Umgange mit den Unsterblichen, ein stilles und sorgenfreies Leben zuzubringen. Tage voll Unschuld, einer dem andern gleich, fließen in ruhiger Stille wie Augenblicke vorbei, und ich werde unvermerkt ein Jüngling. Eine Priesterin, deren Seele eine Wohnung der Götter sein soll, wie ihre Zunge das Werkzeug ihrer Aussprüche, vergißt ihre Gelübde und bemüht sich, meiner unerfahrnen Jugend Netze zu stellen. Ihre Leidenschaft beraubt mich Derjenigen, die ich liebe; ihre Nachstellungen treiben mich endlich aus dem geheiligten Schutzorte, wo ich, seitdem ich mich selbst empfand, von Bildern der Götter und Helden umgeben, mich einzig beschäftigt hatte, ihnen ähnlich zu werden. In eine unbekannte Welt ausgestoßen, finde ich unvermuthet einen Vater und ein Vaterland, die ich nicht kannte. Ein schneller Wechsel von Umständen setzt mich ebenso unvermuthet in den Besitz des größten Ansehens in Athen. Das blinde Zutrauen eines Volkes, das in seiner Gunst so wenig Maß hält als in seinem Unwillen, nöthigt mir die Anführung seines Kriegsheeres auf; ein wunderbares Glück kommt allen meinen Unternehmungen entgegen und führt meine Anschläge aus; ich kehre siegreich zurück. Welch ein Triumph! Welch ein Zujauchzen! Welche Vergötterung! Und wofür? Für Thaten, an denen ich den wenigsten Antheil hatte. Aber kaum schimmert meine Bildsäule zwischen den Bildern des Kekrops und Theseus, so reißt mich eben dieser Pöbel, der vor wenig Tagen bereit war, mir Altäre aufzurichten, mit ungestümer Wuth vor Gericht hin. Die Mißgunst derer, die das Uebermaß meines Glücks beleidigte, hat schon alle Gemüther wider mich eingenommen, alle Ohren gegen meine Vertheidigung verstopft; Handlungen, worüber mein Herz mir Beifall giebt, werden auf den Lippen meiner Ankläger zu Verbrechen; mein Verdammungsurtheil wird ausgesprochen. Von Allen verlassen, welche sich meine Freunde genannt hatten, kurz zuvor die Eifrigsten gewesen waren, neue Ehrenbezeugungen für mich zu erfinden, fliehe ich aus Athen, fliehe mit leichterem Herzen, als womit ich vor wenigen Wochen unter dem Zujauchzen einer

unzählbaren Menge durch ihre Thore eingeführt wurde, und entschließe mich, den Erdboden zu durchwandern, ob ich einen Ort finden möchte, wo die Tugend, vor auswärtigen Beleidigungen sicher, ihrer eigenthümlichen Glückseligkeit genießen könnte, ohne sich aus der Gesellschaft der Menschen zu verbannen. Ich nehme den Weg nach Asien, um an den Ufern des Oxus die Quellen zu besuchen, aus denen die Geheimnisse des Orphischen Gottesdienstes zu uns geflossen sind. Ein Zufall führt mich unter einen Schwarm rasender Bacchantinnen, und ich entrinne ihrer verliebten Wuth blos dadurch, daß ich in die Hände seeräuberischer Barbaren falle. In diesem Augenblicke, da mir von Allem, was man verlieren kann, nur noch das Leben übrig ist, finde ich meine Psyche wieder; aber kaum fange ich an, meinen Sinnen zu glauben, daß sie es sei, die ich in meinen Armen umschlossen halte, so verschwindet sie wieder, und hier bin ich auf diesem Schiffe, um zu Smyrna als Sklave verkauft zu werden. — Wie ähnlich ist Alles dies einem Fiebertraume, wo die schwärmende Phantasie, ohne Ordnung, ohne Wahrscheinlichkeit, ohne Zeit oder Ort in Betrachtung zu ziehen, die betäubte Seele von einem Abenteuer zu dem andern, von der Krone zum Bettlersmantel, von der Wonne zur Verzweiflung, vom Tartarus ins Elysium fortreißt! — Und ist denn das Leben ein Traum, ein bloßer Traum, so eitel, so unwesentlich, so unbedeutend als ein Traum? Ein unbeständiges Spiel des blinden Zufalls oder unsichtbarer Geister, die eine grausame Belustigung darin finden, uns zum Scherze bald glücklich, bald unglücklich zu machen? Oder ist es diese allgemeine Seele der Welt, deren Dasein die geheimnißvolle Majestät der Natur ankündigt, ist es dieser Alles belebende Geist, der die menschlichen Sachen anordnet: warum herrscht in der moralischen Welt nicht eben diese unveränderliche Ordnung und Zusammenstimmung, wodurch die Elemente, die Jahres- und Tageszeiten, die Gestirne und die Kreise des Himmels in ihrem gleichförmigen Lauf erhalten werden? Warum leidet der Unschuldige? Warum siegt der Betrüger? Warum verfolgt ein unerbittliches Schicksal den Tugendhaften? Sind unsre Seelen den Unsterblichen verwandt, sind sie Kinder des Himmels: warum verkennt der Himmel sein Geschlecht und tritt auf die Seite seiner Feinde? Oder, hat er uns die Sorge für uns selbst gänzlich überlassen: warum sind wir keinen Augenblick unsers Zustandes Meister? Warum vernichtet bald Nothwendigkeit, bald Zufall die weisesten Entwürfe?"

Hier hielt Agathon eine Zeit lang ein. Sein in Zweifeln verwickelter Geist arbeitete, sich loszuwinden, bis ein neuer Blick auf die majestätische Natur, die ihn umgab, eine andre Reihe von Vorstellungen in ihm entwickelte. — „Was sind," fuhr er mit sich selbst fort, „meine Zweifel anders als Eingebungen der eigennützigen Leidenschaft? Wer war diesen Morgen glücklicher als ich? Alles war Wollust und Wonne um mich her. Hat sich die Natur binnen dieser Zeit verändert, oder ist sie minder der Schauplatz einer grenzenlosen Vollkommenheit, weil Agathon ein Sklave und von Psyche getrennt ist? Schäme Dich, Kleinmüthiger, Deiner trübsinnigen Zweifel und Deiner unmännlichen Klagen! Wie kannst Du Verlust nennen, dessen Besitz kein Gut war? Ist es ein Uebel, Deines Ansehens, Deines Vermögens, Deines Vaterlandes beraubt zu sein? Alles dessen beraubt, warst Du in Delphi glücklich und vermißtest es nicht. Und warum nennest Du Dinge Dein, die nicht zu Dir selbst gehören, die der Zufall giebt und nimmt, ohne daß es in Deiner Willkür steht, sie zu erlangen oder zu erhalten? — Wie ruhig, wie heiter und glücklich floß mein Leben in Delphi hin, eh' ich die Welt, ihre Geschäfte, ihre Sorgen, ihre Freuden und ihre Abwechslungen kannte; eh' ich genöthigt war, mit den Leidenschaften anderer Menschen, oder mit meinen eigenen zu kämpfen, mich selbst und den Genuß meines Daseins einem undankbaren Volk aufzuopfern und unter der vergeblichen Bemühung, Thoren oder Lasterhafte glücklich zu machen, selbst unglücklich zu sein! Meine eigene Erfahrung widerlegt die ungerechten Zweifel des Mißvergnügens am Besten. Es gab Augenblicke, Tage, lange Reihen von Tagen, da ich glücklich war, glücklich in den frohen Stunden, wenn meine Seele, vom Anblick der Natur begeistert, in tiefsinnigen Betrachtungen und süßen Ahnungen, wie in den bezauberten Gärten der Hesperiden irrte; glücklich, wenn mein befriedigtes Herz in den Armen der Liebe aller Bedürfnisse, aller Wünsche vergaß und nun zu verstehen glaubte, was die Wonne der Götter sei; glücklicher, wenn in Augenblicken, deren Erinnerung den bittersten Schmerz zu versüßen genug ist, mein Geist in der großen Betrachtung des Ewigen und Unbegrenzten sich verlor. — Ja Du bist's, Alles beseelende, Alles regierende Güte — ich sah, ich fühlte Dich! Ich empfand die Schönheit der Tugend, die Dir ähnlich macht; ich genoß die Glückseligkeit, welche Tagen die Schnelligkeit der Augenblicke, und Augenblicken den Werth von Jahrhunderten giebt. Die Macht der Empfindung zerstreut meine

Zweifel; die Erinnerung der genossenen Glückseligkeit heilt den gegenwärtigen Schmerz und verspricht eine bessere Zukunft. Diese allgemeinen Quellen der Freude, woraus alle Wesen schöpfen, fließen wie ehmals um mich her; meine Seele ist noch eben dieselbe, wie die Natur, die mich umgiebt. — O Ruhe meines Delphischen Lebens, und Du, meine Psyche! Euch allein, von Allem, was außer mir ist, nenne ich mein! Wenn Ihr auf ewig verloren wäret, dann würde meine untröstbare Seele nichts auf Erden finden, das ihr die Liebe zum Leben wiedergeben könnte. Aber ich besaß beide, ohne sie mir selbst gegeben zu haben, und die wohlthätige Macht, welche sie gab, kann sie wiedergeben. Theure Hoffnung, Du bist schon ein Anfang der Glückseligkeit, die Du versprichst! Es wäre zugleich gottlos und thöricht, sich einem Kummer zu überlassen, der den Himmel beleidigt, und uns selbst der Kräfte beraubt, dem Unglück zu widerstehen, und der Mittel, wieder glücklich zu werden. Komm denn, Du süße Hoffnung einer bessern Zukunft und feßle meine Seele mit Deinen schmeichelnden Bezauberungen! Ruhe und Psyche — dies allein, Ihr Götter! Lorbeerkränze und Schätze gebet, wem Ihr wollt!"

Siebentes Capitel.

Agathon wird zu Smyrna verkauft.

Das Wetter war unsern Seefahrern so günstig, daß Agathon gute Muße hatte, seinen Betrachtungen so lange nachzuhängen, als er wollte, zumal da seine Reise von keinem der Umstände begleitet war, womit eine poetische Seefahrt ausgeschmückt zu sein pflegt. Denn man sah da weder Tritonen, die aus krummen Ammonshörnern bliesen, noch Nereiden, die auf Delphinen, mit Blumenkränzen gezäumt, über den Wellen daher ritten, noch Sirenen, die, mit halbem Leib aus dem Wasser hervorragend, die Augen durch ihre Schönheit und das Ohr durch die Süßigkeit ihrer Stimme bezauberten. Die Winde selbst waren etliche Tage lang so zahm, als ob sie es mit einander abgeredet hätten, uns keine Gelegenheit zur Beschreibung eines Sturms oder eines Schiffbruchs zu geben; kurz, die Reise ging so glücklich von Statten, daß die Barke am Abend des dritten Tages in den Hafen von Smyrna einlief, wo die Räuber, nunmehr unter dem Schutze des großen Königs gesichert, sich nicht säumten, ihre Gefangenen ans Land zu

setzen, in der Hoffnung, auf dem Sklavenmarkte keinen geringen Vortheil aus ihnen zu ziehen. Ihre erste Sorge war, sie in eines der öffentlichen Bäder zu führen, wo man nichts vergaß, was sie des folgenden Tages verkäuflicher machen konnte. Agathon war noch zu sehr mit Allem, was mit ihm vorgegangen war, angefüllt, als daß er auf das Gegenwärtige aufmerksam hätte sein können. Er wurde gebadet, abgerieben und mit Salben und wohlriechenden Wassern begossen, mit einem Sklavenkleide von vielfarbiger Seide angethan, mit Allem, was seine Gestalt erheben konnte, ausgeschmückt, und von Allen, die ihn sahen, bewundert, ohne daß ihn etwas aus der tiefen Unempfindlichkeit erwecken konnte, welche in gewissen Umständen eine Folge der übermäßigen Empfindlichkeit ist. Auf das, was in seiner Seele vorging, geheftet, schien er weder zu sehen noch zu hören, weil er nichts sah noch hörte, was er wünschte; und nur der Anblick, der sich ihm auf dem Sklavenmarkte darstellte, war vermögend, ihn aus dieser wachenden Träumerei aufzurütteln. Diese Scene hatte zwar das Abscheuliche nicht, das ein Sklavenmarkt zu Barbados sogar für einen Europäer haben könnte, dem die Vorurtheile der gesitteten Völker noch einige Ueberbleibsel des angebornen menschlichen Gefühls gelassen hätten; allein sie hatte doch genug, um eine Seele zu empören, welche sich gewöhnt hatte, in den Menschen mehr die Schönheit ihrer Natur als die Erniedrigung ihres Zustandes, mehr das, was sie nach gewissen Voraussetzungen sein könnten, als was sie wirklich waren, zu sehen. Eine Menge von traurigen Vorstellungen stieg in gedrängter Verwirrung bei diesem Anblick in ihm auf; und indem sein Herz von Mitleiden und Wehmuth zerfloß, brannte es zugleich von einem zürnenden Abscheu vor den Menschen, dessen nur Diejenigen fähig sind, welche die Menschheit lieben. Er vergaß über diesen Empfindungen seines eignen Unglücks, als ein Mann von edlem Ansehen, welcher schon bei Jahren zu sein schien, im Vorübergehen seiner gewahr ward, stehen blieb und ihn mit besondrer Aufmerksamkeit betrachtete. „Wem gehört dieser junge Leibeigene?" fragte der Mann einen von den Ciliciern, der neben ihm stand. „Dem, der ihn von mir kaufen wird," versetzte dieser. „Was versteht er für eine Kunst?" fuhr Jener fort. „Das wird er Dir selbst am Besten sagen können," erwiderte der Cilicier. — Der Mann wandte sich also an Agathon selbst und fragte ihn, ob er nicht ein Grieche sei? ob er sich in Athen aufgehalten, und ob er in den Künsten der Musen unterrichtet worden? Agathon bejahte

diese Fragen. — „Kannst Du den Homer lesen?" — „Ich kann lesen, und ich meine, daß ich den Homer empfinden könne." — „Kennst Du die Schriften der Philosophen?" — „Gut genug, um nichts darin zu verstehen." — „Du gefällst mir, junger Mensch! Wie hoch haltet Ihr ihn, mein Freund?" — „Er sollte, wie die Andern, durch den Herold ausgerufen werden," antwortete der Cilicier; „aber für zwei Talente ist er Euer." — „Begleite mich mit ihm in mein Haus," erwiderte der Alte; „Du sollst zwei Talente haben, und der Sklave ist mein." — „Dein Geld muß Dir sehr beschwerlich sein," sagte Agathon; „woher weißt Du, daß ich Dir für zwei Talente nützlich sein werde?" — „Wenn Du es auch nicht wärest," versetzte der Käufer, „so bin ich unbesorgt, unter den Damen von Smyrna zwanzig für eine zu finden, die mir auf Deine bloße Miene wieder zwei Talente für Dich geben." — Mit diesen Worten befahl er dem Agathon, ihm in sein Haus zu folgen.

Zweites Buch.

Agathon im Hause des Sophisten Hippias.

Erstes Capitel.

Wer der Käufer des Agathon war.

Der Mann, der sich für zwei Talente das Recht erworben hatte, den Agathon als seinen Leibeigenen zu behandeln, war einer von den merkwürdigen Leuten, welche unter dem Namen der Sophisten in den griechischen Städten umherzogen, sich der edelsten und reichsten Jünglinge zu bemächtigen und durch die Annehmlichkeiten ihres Umgangs und das prächtige Versprechen, ihre Schüler zu vollkommnen Rednern, Staatsmännern und Feldherren zu machen, das Geheimniß gefunden hatten, welches die Alchymisten bis auf den heutigen Tag vergeblich gesucht haben. Der Name, den sie sich selbst beilegten, bezeichnet in der Sprache der Griechen eine Person, welche von der Weisheit Profession macht oder, wenn man so sagen kann, einen Virtuoso in der Weisheit; und dies war es auch, wofür sie von dem größten Theil ihrer Zeitgenossen gehalten wurden. Indessen muß man gestehen, daß diese Weisheit, von der sie Profession machten, von der Sokratischen (die durch einige ihrer Verehrer so berühmt geworden ist) sowol in ihrer Beschaffenheit als in ihren Wirkungen unendlich unterschieden, oder besser zu sagen, die völlige Antipode derselben war. Die Sophisten lehrten die Kunst, die Leidenschaften andrer Menschen zu erregen; Sokrates die Kunst, seine eigenen zu dämpfen. Jene lehrten, wie man es machen müsse, um weise und tugendhaft zu scheinen; dieser lehrte, wie man es sei. Jene munterten die Jünglinge von Athen auf, sich der Regierung des Staats anzumaßen; Sokrates bewies ihnen, daß sie vorher die Hälfte ihres Lebens anwenden müßten, sich selbst regieren zu lernen. Jene spotteten der Sokratischen Weisheit, die nur in einem schlechten Mantel aufzog und sich

mit einer Mahlzeit für sechs Obolen begnügte, da die ihrige in Purpur schimmerte und offne Tafel hielt. Die Sokratische Weisheit war stolz darauf, den Reichthum entbehren zu können; die ihrige wußte ihn zu erwerben. Sie war gefällig, einschmeichelnd und nahm alle Gestalten an; sie vergötterte die Großen, kroch vor ihren Dienern, tändelte mit den Schönen und schmeichelte Allen, welche dafür bezahlten. Sie war allenthalben an ihrem rechten Platze, beliebt bei Hofe, beliebt am Putztische, beliebt bei den Großen, beliebt sogar bei der Priesterschaft. Die Sokratische war weit entfernt, so liebenswürdig zu sein Sie war trocken und langweilig; sie wußte nicht zu leben; sie war unerträglich, weil sie Alles tadelte und immer Recht hatte; sie wurde von dem geschäftigen Theile der Welt für unnützlich, von dem müßigen für abgeschmackt und von dem andächtigen gar für gefährlich erklärt. Wir würden nicht fertig werden, wenn wir diese Gegensätze so weit treiben wollten, als sie gingen. Dies ist gewiß, die Weisheit der Sophisten hatte einen Vorzug, den ihr die Sokratische nicht streitig machen konnte. Sie verschaffte ihren Besitzern Reichthum, Ansehen, Ruhm und ein Leben, das von Allem, was die Welt glücklich nennt, überfloß; und man muß gestehen, daß dies ein verführerischer Vorzug war.

Hippias, der neue Herr unsers Agathon, war einer von diesen Glücklichen, dem die Kunst, sich die Thorheiten andrer Leute zinsbar zu machen, ein Vermögen erworben hatte, wodurch er sich im Stande sah, die Ausübung derselben aufzugeben und die andere Hälfte seines Lebens in den Ergetzungen eines begüterten Müßiggangs zuzubringen, zu deren angenehmstem Genuß das zunehmende Alter geschickter scheint als die ungestüme Jugend. In dieser Absicht hatte er Smyrna zu seinem Wohnort ausersehen, weil die Schönheit des jonischen Himmels, die glückliche Lage dieser Stadt, der Ueberfluß, der ihr durch die Handlung aus allen Theilen des Erdbodens zuströmte, und die Verbindung des griechischen Geschmackes mit der wollüstigen Ueppigkeit der Morgenländer, welche in ihren Sitten herrschte, ihm diesen Aufenthalt vor allen andern vorzüglich machte. Hippias stand in dem Rufe, daß ihm in den Vollkommenheiten seiner Profession Wenige den Vorzug streitig machen könnten. Ob er gleich über funfzig Jahre zählte, so hatte er doch von der Gabe zu gefallen, die ihm in seiner Jugend so nützlich gewesen war, noch so viel übrig, daß sein Umgang von den artigsten Personen des einen und andern Geschlechts gesucht wurde. Er besaß Alles, was die

Art von Weisheit, die er ausübte, verführerisch machen konnte: eine edle Gestalt, eine einnehmende Gesichtsbildung, einen angenehmen Ton der Stimme, einen behenden und geschmeidigen Witz, eine Beredsamkeit, die desto mehr gefiel, weil sie mehr ein Geschenk der Natur als eine durch Fleiß erworbene Kunst zu sein schien. Diese Beredsamkeit, oder vielmehr diese Gabe, angenehm zu schwatzen, mit einer Tinctur von allen Wissenschaften, einem feinen Geschmack für das Schöne und Angenehme und eine vollständige Kenntniß der Welt, war mehr, als er nöthig hatte, um in den Augen Aller, mit denen er umging (denn er ging mit keinen Sokraten um), für ein Genie vom ersten Range zu gelten, der Mann zu sein, der sich auf Alles verstand, welchem schon zugelächelt wurde, ehe man wußte, was er sagen wollte, und wider dessen Aussprüche nicht erlaubt war etwas einzuwenden.

Indessen war doch das, wodurch er sein Glück hauptsächlich gemacht hatte, die besondere Gabe, die er besaß, sich der schönen Hälfte der Gesellschaft gefällig zu machen. Er war so klug, frühzeitig zu entdecken, wie viel an der Gunst dieser reizenden Geschöpfe gelegen ist, welche in den policirten Theilen des Erdbodens die Macht wirklich ausüben, die in den Märchen den Feen beigelegt wird; welche mit einem einzigen Blick, oder durch eine kleine Verschiebung des Halstuches stärker überzeugen als Demosthenes und Lysias durch lange Reden, mit einer einzigen Thräne den Gebieter über Legionen entwaffnen und durch den bloßen Vortheil, den sie von ihrer Gestalt und dem Bedürfniß des stärkern Geschlechts zu ziehen wissen, sich oft zu unumschränkten Beherrscherinnen Derjenigen machen, in deren Händen das Schicksal ganzer Völker liegt. Hippias hatte diese Entdeckung von so großem Nutzen gefunden, daß er keine Mühe gespart hatte, es in der Anwendung derselben zum höchsten Grade der Vollkommenheit zu bringen; und Dasjenige, was ihm in seinem Alter noch davon übrig war, bewies, was er in seinen schönen Jahren gewesen sein müsse. Seine Eitelkeit ging so weit, daß er sich nicht enthalten konnte, die Kunst, die Zauberinnen zu bezaubern, in die Form eines Lehrbegriffs zu bringen und seine Erfahrungen und Beobachtungen hierüber der Welt in einer sehr gelehrten Abhandlung mitzutheilen, deren Verlust nicht wenig zu bedauern ist und schwerlich von einem heutigen Schriftsteller unsrer Nation zu ersetzen sein dürfte.

Nach Allem, was wir bereits von diesem weisen Manne

gesagt haben, wäre es überflüssig, eine Abschilderung von seinen Sitten zu machen. Sein Lehrbegriff von der Kunst zu leben wird uns in Kurzem umständlich vorgelegt werden; und er besaß eine Tugend, welche nicht die Tugend der Moralisten zu sein pflegt: er lebte nach seinen Grundsätzen.

Unter andern schönen Neigungen hatte er auch einen besondern Geschmack an Allem, was gut in die Augen fiel. Er wollte, daß die Seinigen in seinem Hause wenigstens sich nirgend hinwenden sollten, ohne einem gefallenden Gegenstande zu begegnen. Die schönsten Gemälde, Bildsäulen und Büsten, die reichsten Tapeten, die zierlichsten Gefäße, der prächtigste Hausrath befriedigten seinen Geschmack noch nicht; er wollte auch, daß der belebte Theil seines Hauses mit dieser allgemeinen Schönheit übereinstimmen sollte: seine Bedienten und Sklavinnen waren die ausgesuchtesten Gestalten, die er in einem Lande, wo die Schönheit nicht ungewöhnlich ist, hatte finden können. Die Gestalt Agathon's möchte also allein hinreichend gewesen sein, seine Gunst zu erwerben, zumal da er eben einen Leser nöthig hatte und aus dem Anblick und den ersten Worten des schönen Jünglings urtheilte, daß er sich zu einem Dienste vollkommen schicken würde, wozu eine gefallende Gesichtsbildung und eine musikalische Stimme die nöthigsten Gaben sind. Allein Hippias hatte noch eine geheime Absicht. Wiewol die Liebe zu den Wollüsten der Sinne seine herrschende Neigung zu sein schien, so hatte doch die Eitelkeit nicht wenig Antheil an den meisten Handlungen seines Lebens. Er hatte, bevor er sich nach Smyrna begab, den schönsten Theil seines Lebens zugebracht, die edelste Jugend der griechischen Städte zu bilden. Er hatte Redner gebildet, die durch eine künstliche Vermischung des Wahren und Falschen und den klugen Gebrauch gewisser Figuren einer schlimmen Sache den Schein und die Wirkung einer guten zu geben wußten; Staatsmänner, welche die Kunst besaßen, mitten unter den Zujauchzungen eines bethörten Volkes die Gesetze durch die Freiheit und die Freiheit durch schlimme Sitten zu vernichten, um ein Volk, welches sich der heilsamen Zucht des Gesetzes nicht unterwerfen wollte, der willkürlichen Gewalt ihrer Leidenschaften zu unterwerfen; kurz, er hatte Leute gebildet, die sich Ehrensäulen dafür aufrichten ließen, daß sie ihr Vaterland zu Grunde richteten. Allein dieses befriedigte seine Eitelkeit noch nicht. Er wollte auch Jemand hinterlassen, der seine Kunst fortzusetzen geschickt wäre, eine Kunst, die in seinen Augen allzu schön war,

als daß sie mit ihm sterben sollte. Schon lange hatte er einen jungen Menschen gesucht, bei dem er das natürliche Geschick, der Nachfolger eines Hippias zu sein, in derjenigen Vollkommenheit finden möchte, die dazu erfordert wurde. Seine wirkliche oder eingebildete Gabe, aus der Gestalt und Miene das Inwendige eines Menschen zu errathen, beredete ihn, bei Agathon zu finden, was er suchte; wenigstens hielt er es der Mühe werth, eine Probe mit ihm zu machen; und da er ein so gutes Vorurtheil von seiner Tüchtigkeit hegte, so fiel ihm nur nicht ein, in seine Willigkeit zu den großen Absichten, die er mit ihm vorhatte, einige Zweifel zu setzen.

Zweites Capitel.

Verwunderung, in welche Agathon über die Weisheit seines neuen Herrn gesetzt wird.

Agathon wußte noch nichts, als daß er einem Manne zugehöre, dessen äußerliches Ansehen sehr zu seinem Vortheil sprach, als er beim Eintritt in sein Haus durch die Schönheit des Gebäudes, die Bequemlichkeiten der Einrichtung, die Menge und die gute Miene der Bedienten und durch einen Schimmer von Pracht und Ueppigkeit, der ihm allenthalben entgegen glänzte, in eine Art von Verwunderung gesetzt wurde, welche ihm sonst nicht gewöhnlich war und desto mehr zunahm, als man ihm sagte, daß er die Ehre haben sollte, ein Hausgenosse von Hippias, dem Weisen, zu werden.

Er war noch im Nachdenken begriffen, was für eine Art von Weisheit dies sein möchte, als ihn Hippias zu sich rufen ließ, um ihm seine künftige Bestimmung bekannt zu machen. „Die Gesetze, Kallias (denn dies soll künftig Dein Name sein), geben mir zwar das Recht," sagte der Sophist, „Dich als meinen Leibeigenen anzusehen; aber es wird nur von Dir abhängen, so glücklich in meinem Hause zu sein, als ich es selbst bin. Alle Deine Verrichtungen werden darin bestehen, den Homer bei meinem Tische und die Aufsätze, mit deren Ausarbeitung ich mir die Zeit vertreibe, in meinem Hörsaale vorzulesen. Wenn dieses Amt leicht zu sein scheint, so versichere ich Dich, daß ich nicht leicht zu befriedigen bin und daß Du Kenner zu Hörern haben wirst. Ein jonisches Ohr will nicht nur ergetzt, es will bezaubert sein. Die Annehmlichkeit der Stimme, die Reinigkeit und das

Weiche der Aussprache, die Richtigkeit des Accents, das Muntere, das Ungezwungene, das Musikalische ist nicht hinlänglich; wir fordern eine vollkommene Nachahmung, einen Ausdruck, der jedem Theile des Stückes, jeder Periode, jedem Verse das Leben, den Affect, die Seele giebt, die sie haben sollen; kurz, die Art, wie gelesen wird, soll das Ohr an die Stelle aller übrigen Sinne setzen. Das Gastmahl des Alcinous wird diesen Abend Dein Probestück sein. Die Fähigkeiten, welche ich an Dir zu entdecken hoffe, werden meine Absichten mit Dir bestimmen; und vielleicht wirst Du in der Zukunft Ursache finden, den Tag, an dem Du dem Hippias gefallen hast, unter Deine glücklichen zu zählen."

Mit diesen Worten verließ er unsern Jüngling und ersparte sich dadurch die Demüthigung, zu sehen, wie wenig der neue Kallias durch die Hoffnungen gerührt schien, wozu ihn diese Erklärung berechtigte. In der That hatte die Bestimmung, die jonischen Ohren zu bezaubern, in Agathon's Augen nicht Edles genug, daß er sich deswegen hätte glücklich schätzen sollen; und überdem war etwas in dem Ton dieser Anrede, welches ihm mißfiel, ohne daß er eigentlich wußte warum?

Inzwischen vermehrte sich seine Verwunderung, je mehr er sich in dem Hause des weisen Hippias umsah; und er begriff nun ganz deutlich, daß sein Herr, was auch sonst seine Grundsätze sein möchten, wenigstens von der Ertödtung der Sinnlichkeit, wovon er ehemals den Plato zu Athen sehr schöne Dinge sagen gehört hatte, keine Profession mache. Allein wie er sah, was die Weisheit in diesem Hause für eine Tafel hielt, wie prächtig sie sich bedienen ließ, was für reizende Gegenstände ihre Augen, und welche wollüstige Harmonien ihre Ohren ergetzten, indessen der Schenktisch, mit griechischen Weinen und den angenehm betäubenden Getränken der Asiaten beladen, den Sinnen zu so mannichfaltigem Genuß neue Kräfte zu geben schien; wie er die Menge von jungen Sklaven sah, die den Liebesgöttern glichen, die Chöre von Tänzerinnen und Lautenspielerinnen, die durch die Reizungen ihrer Gestalt so sehr als durch ihre Geschicklichkeit bezauberten, und die nachahmenden Tänze, in denen sie die Geschichte einer Leda oder Danae durch bloße Bewegungen mit einer Lebhaftigkeit vorstellten, die einen Nestor hätte verjüngen können; wie er die üppigen Bäder, die bezauberten Gärten, kurz, wie er Alles sah, was das Haus des weisen Hippias zu einem Tempel der ausgekünsteltsten Sinnlichkeit machte: so

stieg seine Verwunderung bis zum Erstaunen, und er konnte nicht begreifen, was dieser Sybarit gethan haben müsse, um den Namen eines Weisen zu verdienen, oder wie er sich einer Benennung nicht schäme, die ihm (seinen Begriffen nach) nicht besser anstand, als dem Alexander von Phera, wenn man ihn den Leutseligen, oder der Phryne, wenn man sie die Keusche hätte nennen wollen. Alle Auflösungen, die er sich selbst hierüber machen konnte, befriedigten ihn so wenig, daß er sich vornahm, bei der ersten Gelegenheit diese Aufgabe — dem Hippias selbst vorzulegen.

Drittes Capitel.

Welches bei Einigen den Verdacht erwecken wird, daß diese Geschichte erdichtet sei.

Die Verrichtungen des Agathon ließen ihm so viele Zeit übrig, daß er in wenig Tagen in einem Hause, wo Alles Freude athmete, sehr lange Weile hatte. Freilich lag die Schuld nur an ihm selbst, wenn es ihm an einem Zeitvertreibe mangelte, der die hauptsächlichste Beschäftigung der Leute von seinem Alter auszumachen pflegt. Die Nymphen dieses Hauses waren von einer so gefälligen Gemüthsart, von einer so anziehenden Figur und von einem so günstigen Vorurtheil für den neuen Hausgenossen eingenommen, daß es weder die Furcht abgewiesen zu werden, noch der Fehler ihrer Reizungen war, was den schönen Kallias so zurückhaltend oder unempfindlich machte, als er sich zu ihrer nicht geringen Befremdung finden ließ.

Einige, die aus seinem Betragen schlossen, daß er noch ein Neuling sein müsse, waren so gefällig, daß sie ihm die Schwierigkeiten zu erleichtern suchten, die ihm seine Schüchternheit (ihren Gedanken nach) in den Weg legte, und ihm Gelegenheiten gaben, die den Zaghaftesten hätten unternehmend machen sollen. Allein — wir müssen es nur gestehen, was man auch von unserm Helden deswegen denken mag — er gab sich eben so viel Mühe, diesen Gelegenheiten auszuweichen, als man sich geben konnte, sie ihm zu machen. Wenn dies anzuzeigen scheint, daß er entweder einiges Mißtrauen in sich selbst oder ein allzu großes Vertrauen in die Reizungen dieser schönen Verführerinnen gesetzt habe, so dient vielleicht zu seiner Entschuldigung, daß er noch nicht alt genug war, ein Xenokrates zu sein, und daß er, vermuthlich nicht ohne Ursache, ein Vorurtheil wider dasjenige gefaßt hatte,

was man im Umgange von jungen Personen beiderlei Geschlechts unschuldige Freiheiten zu nennen pflegt. Dem sei indessen wie ihm wolle, dies ist gewiß, daß Agathon durch dieses seltsame Betragen einen Argwohn erweckte, der ihm bei allen Gelegenheiten beißende Spöttereien von den übrigen Hausgenossen und selbst von den Schönen zuzog, welche sich durch seine Sprödigkeit nicht wenig beleidigt fanden und ihm auf eine feine Art zu verstehen gaben, daß sie ihn für geschickter hielten, die Tugend der Damen zu bewachen, als auf die Probe zu stellen.

Agathon fand nicht rathsam, sich in einen Wettstreit einzulassen, wo er besorgen mußte, daß die Begierde Recht zu haben, die sich in der Hitze des Streites auch der Klügsten zu bemeistern pflegt, ihn zu gefährlichen Erörterungen führen könnte. Er machte daher bei solchen Anlässen eine so alberne Figur, daß man von seinem Witz eine eben so verdächtige Meinung bekommen mußte, als man schon von seiner Person gefaßt hatte; und die allgemeine Verachtung, in die er deswegen fiel, trug vielleicht nicht wenig dazu bei, ihm den Aufenthalt in einem Hause beschwerlich zu machen, wo ihm ohnehin Alles, was er sah und hörte, ärgerlich war. Er liebte zwar die Künste, über welche, nach dem Glauben der Griechen, die Musen die Aufsicht hatten; aber er war zu sehr gewöhnt, sich die Musen und die Grazien, ihre Gespielen, nie anders als im Gefolge der Weisheit zu denken, um von dem Mißbrauche, welchen Hippias von ihren Gaben machte, nicht beleidigt zu werden. Die Gemälde, womit alle Säle und Gänge des Hauses ausgeziert waren, stellten so schlüpfrige und unsittliche Gegenstände vor, daß er seinen Augen um so weniger erlauben konnte, sich darauf zu verweilen, je vollkommner die Natur darin nachgeahmt war, und je mehr sich das Genie bemüht hatte, der Natur selbst neue Reizungen zu leihen. Eben so weit war die Musik, die er alle Abende nach der Tafel hören konnte, von derjenigen unterschieden, welche, seiner Einbildung nach, allein der Musen würdig war. Er liebte eine Musik, welche die Leidenschaften besänftigte und die Seele in ein angenehmes Staunen wiegte, oder mit einem feurigen Schwung von Begeisterung das Lob der Unsterblichen sang und das Herz in heiliges Entzücken und in ein schauervolles Gefühl der gegenwärtigen Gottheit setzte; oder drückte sie Zärtlichkeit und Freude aus, so sollte es die Zärtlichkeit der Unschuld und die rührende Freude der einfältigen Natur sein.

Allein in diesem Hause hatte man einen ganz andern Geschmack.

Was Agathon hörte, waren Sirenengesänge, die den üppigsten Liedern Anakreon's, Sappho's und Korinnens einen Reiz gaben, welcher selbst aus unangenehmen Lippen verführerisch gewesen wäre; Gesänge, die durch den nachahmenden Ausdruck der schmeichelnden, seufzenden und schmachtenden, oder der triumphirenden und in Entzücken aufgelösten Leidenschaft die Begierde erregten, dasjenige zu erfahren, was in der Nachahmung schon so reizend war; lydische Flöten, deren girrendes, verliebtes Flüstern die redenden Bewegungen der Tänzerinnen ergänzte und ihrem Spiel eine Deutlichkeit gab, welche der Einbildungskraft nichts zu errathen übrig ließ; Symphonien, welche die Seele in ein bezaubertes Vergessen ihrer selbst versenkten und, nachdem sie alle ihre edleren Kräfte entwaffnet hatten, die erregte und willige Sinnlichkeit der ganzen Gewalt der von allen Seiten eindringenden Wollust auslieferten.

Agathon konnte bei diesen Scenen, wo so viele Künste, so viele Zaubermittel sich vereinigten, den Widerstand der Tugend zu ermüden, nicht so gleichgiltig bleiben, als diejenigen zu sein schienen, die derselben gewohnt waren; und die Unruhe, in die er dadurch gesetzt wurde, machte ihm (was auch die Stoiker sagen mögen) mehr Ehre, als dem Hippias und seinen Freunden ihre Gelassenheit. Er befand also für gut, allemal, wenn er seine Rolle als Homerist geendigt hatte, sich hinweg zu begeben und irgend einen Winkel zu suchen, wo er in ungestörter Einsamkeit von den widrigen Eindrücken sich befreien konnte, die das geschäftige und fröhliche Getümmel des Hauses und der Anblick so vieler Gegenstände, die seinen moralischen Sinn beleidigten, den Tag über auf sein Gemüth gemacht hatten.

Viertes Capitel.

Schwärmerei unsers Helden.

Die Wohnung des Hippias war auf der mittäglichen Seite von Gärten umgeben, in deren weitläufigem Bezirke die Kunst und der Reichthum alle ihre Kräfte aufgewandt hatten, die einfältige Natur mit ihren eignen und mit fremden Schönheiten zu überladen. Gefilde voll Blumen, die, aus allen Welttheilen gesammelt, jeden Monat zum Frühling eines andern Klima machten; Lauben von allen Arten wohlriechender Stauden; Lustgänge von Citronenbäumen, Oelbäumen und Cedern, in deren

Länge der schärfste Blick sich verlor; Haine von allen Arten fruchtbarer Bäume und Irrgänge von Myrten- und Lorbeerhecken, mit Rosen von allen Farben durchwunden, wo tausend marmorne Najaden, die sich zu regen und zu athmen schienen, kleine murmelnde Bäche zwischen die Blumen hingossen, oder mit muthwilligem Plätschern in spiegelhellen Brunnen spielten, oder unter überhangenden Schatten von ihren Spielen auszuruhen schienen: Alles dies machte die Gärten des Hippias den bezauberten Gegenden ähnlich, diesen Spielen einer dichterischen und malerischen Phantasie, welche man erstaunt ist außerhalb seiner Einbildung zu sehen.

Hier war es, wo Agathon seine angenehmsten Stunden zubrachte; hier fand er die Heiterkeit der Seele wieder, die er dem angenehmsten Taumel der Sinne unendlich weit vorzog; hier konnte er sich mit sich selbst besprechen; hier sah er sich von Gegenständen umgeben, die zu seiner Gemüthsbeschaffenheit stimmten: wiewol die seltsame Denkart, wodurch er die Erwartung des Hippias so sehr betrog, auch hier nicht ermangelte, sein Vergnügen durch den Gedanken zu vermindern, daß alle diese Gegenstände weit schöner wären, wenn sich die Kunst nicht angemaßt hätte, die Natur ihrer Freiheit und rührenden Einfältigkeit zu berauben.

Oft, wenn er beim Mondschein, den er mehr als den Tag liebte, einsam im Schatten lag, erinnerte er sich der frohen Scenen seiner ersten Jugend, der unbeschreiblichen Eindrücke, die jeder schöne Gegenstand, jeder ihm neue Auftritt der Natur auf seine noch unverwöhnten Sinne gemacht hatte, der süßen Stunden, die ihm in den Entzückungen einer ersten schuldlosen Liebe zu Augenblicken geworden waren. Diese Erinnerungen, mit der Stille der Nacht und dem Gemurmel sanfter Bäche und sanft wehender Sommerlüfte, wiegten seine Sinne in eine Art von leichtem Schlummer ein, worin die innerlichen Kräfte der Seele mit verdoppelter Stärke wirken. Dann bildeten sich ihm die reizenden Aussichten einer bessern Zukunft vor; er sah alle seine Wünsche erfüllt; er fühlte sich etliche Augenblicke glücklich; und erwachte er wieder, so beredete er sich, daß diese Hoffnungen ihn nicht so lebhaft rühren, nicht in eine so gelassene Zufriedenheit senken würden, wenn es nur nächtliche Spiele der Einbildung und nicht vielmehr innerliche Ahnungen wären, Blicke, welche der Geist, in der Stille und Freiheit, die ihm die schlummernden Sinne lassen, in die Zukunft und in eine weitere Sphäre

thut, als diejenige ist, die von der Schwäche seiner körperlichen Sinne umschrieben wird.

In einer solchen Stunde war es, als Hippias, den die Anmuth einer schönen Sommernacht zum Spaziergang einlud, ihn unter diesen Beschauungen überraschte, denen er, in der Meinung allein zu sein, sich zu überlassen pflegte. Hippias blieb eine Weile vor ihm stehen, ohne daß Agathon seiner gewahr ward; endlich aber redete er ihn an und ließ sich in ein Gespräch mit ihm ein, welches ihn nur allzu sehr in dem Argwohne bestärkte, den er von dem Hang unseres Helden zu demjenigen, was die Welt Schwärmerei nennt, bereits gefaßt hatte.

Fünftes Capitel.

Ein Gespräch zwischen Hippias und seinem Sklaven.

„Du scheinst in Gedanken vertieft, Kallias?"

„Ich glaubte allein zu sein."

„Ein Anderer an Deiner Stelle würde die Freiheit meines Hauses anders zu benutzen wissen. Doch vielleicht gefällst Du mir um dieser Zurückhaltung willen nur desto besser. Aber mit was für Gedanken vertreibst Du Dir die Zeit, wenn man fragen darf?"

„Die allgemeine Stille, der Mondschein, die rührende Schönheit der schlummernden Natur, die mit den Ausdünstungen der Blumen durchwürzte Nachtluft, tausend angenehme Empfindungen, deren liebliche Verwirrung meine Seele trunken machte, setzten mich in eine Art von Entzückung, worin ein anderer Schauplatz von unbekannten Schönheiten sich vor mir aufthat. Es war nur ein Augenblick, aber ein Augenblick, den ich um eines von den Jahren des Königs von Persien nicht vertauschen wollte."

Hippias lächelte.

„Dieses brachte mich auf die Gedanken, wie glücklich der Zustand der Geister sei, die den groben thierischen Leib abgelegt haben und im Anschauen des wesentlichen Schönen, des Unvergänglichen, Ewigen und Göttlichen Jahrtausende durchleben, die ihnen nicht länger scheinen als mir dieser Augenblick; und in den Betrachtungen, denen ich hierüber nachhing, bin ich von Dir überrascht worden."

„Du schliefst doch nicht, Kallias? Du hast, wie ich sehe, mehr Talente, als ich Dir zutraute; Du kannst auch wachend träumen?"

„Es giebt vielerlei Arten von Träumen, und bei einigen Menschen scheint ihr ganzes Leben Traum zu sein. Wenn meine Vorstellungen Träume sind, so sind sie wenigstens angenehmer als Alles, was ich in dieser Zeit wachend hätte erfahren können."

„Du gedenkst also vielleicht selbst einer von diesen Geistern zu werden, die Du so glücklich preisest?"

„Ich hoffe es zu werden und würde ohne diese Hoffnung mein Dasein für kein Gut achten."

„Besitzest Du etwa ein Geheimniß, körperliche Wesen in geistige zu erhöhen? einen Zaubertrank von der Art derjenigen, womit die Medeen und Circen der Dichter so wunderbare Verwandlungen zuwege bringen?"

„Ich verstehe Dich nicht, Hippias."

„So will ich deutlicher sein. Wenn ich anders Dich verstanden habe, so hältst Du Dich für einen Geist, der in einen thierischen Leib eingekerkert ist?"

„Wofür sollte ich mich sonst halten?"

„Sind die vierfüßigen Thiere, die Vögel, die Fische, die Gewürme auch Geister, die in einen thierischen Leib eingeschlossen sind?"

„Vielleicht."

„Und die Pflanzen?"

„Vielleicht auch diese."

„Du bauest also Deine Hoffnung auf ein Vielleicht? Wenn die Thiere vielleicht auch nicht Geister sind, so bist Du vielleicht eben so wenig einer; denn dies ist einmal gewiß, daß Du ein Thier bist. Du entstehst wie die Thiere, wächst wie sie, hast ihre Bedürfnisse, ihre Sinne, ihre Leidenschaften, wirst erhalten wie sie, vermehrst Dich wie sie, stirbst wie sie und wirst wie sie wieder zu einem Bischen Wasser und Erde, wie Du vorher gewesen warst. Wenn Du einen Vorzug vor ihnen hast, so ist es eine schönere Gestalt, ein Paar Hände, mit denen Du mehr ausrichten kannst als ein Thier mit seinen Pfoten, eine Bildung gewisser Gliedmaßen, die Dich der Rede fähig macht, und ein lebhafterer Witz, der von einer schwächeren und reizbareren Beschaffenheit Deiner Fibern herkommt und dennoch alle Künste, womit wir uns so groß zu machen pflegen, den Thieren abgelernt hat."

„Wir haben also sehr verschiedene Begriffe von der menschlichen Natur, Du und ich."

„Vermuthlich, weil ich sie für nichts Anderes halte, als wofür meine Sinne und eine Beobachtung ohne Vorurtheile sie mir geben. Doch ich will freigebig sein; ich will Dir zugeben, dasjenige, was in Dir denkt, sei ein Geist und wesentlich von Deinem Körper unterschieden. Worauf gründest Du aber die Hoffnung, daß dieser Geist noch denken werde, wenn Dein Leib zerstört sein wird? Ich will nicht sagen, daß er zu Nichts werde. Aber wenn Dein Leib durch den Tod die Form verliert, die ihn zu Deinem Leibe machte, woher hoffest Du, daß Dein Geist die Form nicht verlieren werde, die ihn zu Deinem Geiste macht?"

„Weil ich mir unmöglich vorstellen kann, daß der oberste Geist, dessen Geschöpfe oder Ausflüsse die übrigen Geister sind, ein Wesen zerstören werde, das er fähig gemacht hat, so glücklich zu sein, als ich es schon gewesen bin."

„Ein neues Vielleicht? Woher kennst Du diesen obersten Geist?"

„Woher kennst Du den Meister, der diesen Amor gemacht hat?"

„Weil ich ihm zusah, als er ihn machte; denn vielleicht könnte eine Bildsäule auch entstehen, ohne daß sie von einem Künstler gemacht würde."

„Wie so?"

„Eine ungefähre Bewegung ihrer kleinsten Elemente könnte diese Form endlich hervorbringen."

„Eine regellose Bewegung ein regelmäßiges Werk?"

„Warum das nicht? Du kannst im Würfelspiel von ungefähr alle Drei werfen. So gut als dieses möglich ist, könntest Du auch unter etlichen Billionen von Würfen einen werfen, wodurch eine gewisse Anzahl Sandkörner in eine cirkelrunde Figur fallen würden. Die Anwendung ist leicht zu machen."

„Ich verstehe Dich. Aber es bleibt allemal unendlich unwahrscheinlich, daß die ungefähre Bewegung der Elemente nur eine Muschel, deren so unzählig viele an jenem Ufer liegen, hervorbringen könne; und die Ewigkeit selbst scheint nicht lang genug zu sein, nur diese Erdkugel, diesen kleinen Atomen des ganzen Weltgebäudes, auf solche Weise entstehen zu machen."

„Es ist genug, daß unter unendlich vielen ungefähren Bewegungen, die nichts Regelmäßiges und Dauerhaftes hervorbringen, *eine* möglich ist, die eine Welt hervorbringen kann.

Dies setzt der Wahrscheinlichkeit Deiner Meinung ein Vielleicht entgegen, wodurch sie auf einmal entkräftet wird."

„So viel als das Gewicht einer unendlichen Last durch die Hinwegnahme eines einzigen Sandkorns."

„Du hast vergessen, daß eine unendliche Zeit in die andere Wagschale gelegt werden muß. Doch ich will diesen Einwurf fahren lassen, ob er gleich weiter getrieben werden kann; was gewinnt Deine Meinung dadurch? Vielleicht ist die Welt immer in der allgemeinen Verfassung gewesen, worin sie ist? — Vielleicht ist sie selbst das einzige Wesen, das durch sich selbst besteht? — Vielleicht ist der Geist, von dem Du sagtest, durch die wesentliche Beschaffenheit seiner Natur gezwungen, diesen allgemeinen Weltkörper nach den Gesetzen einer unveränderlichen Nothwendigkeit zu beleben? Und gesetzt, die Welt sei, wie Du meinest, das Werk eines verständigen und freien Entschlusses: vielleicht hat sie viele Urheber? Mit einem Worte, Kallias, Du hast viele mögliche Fälle zu vernichten, ehe Du nur das Dasein Deines obersten Geistes außer Zweifel gesetzt hast."

„Ein mäßiger Gebrauch des allgemeinen Menschenverstandes könnte Dich überführen, Hippias, daß alle die Fälle, von denen Du sprichst, keine möglichen Fälle sind. Kein Mensch in der Welt ist jemals albern genug gewesen zu glauben, daß eine ungefähre Bewegung der Buchstaben des Alphabets nur eine Iliade hervorbringen könnte. Und was ist eine ungefähre Bewegung? Was ist ein untheilbares, ewiges, nothwendiges, durch sich selbst bestehendes Stäubchen? Oder eine durch sich selbst bestehende Welt? Oder eine Welt, welche viele Urheber hat? Entwickle die Begriffe, die Du mit diesen Wörtern zu verbinden glaubst, und Du wirst finden, daß sie einander vernichten, daß Du wirklich nichts dabei denkst, noch denken kannst. Die Rede ist hier nicht davon, sich selbst muthwillig durch willkürliche Abstractionen zu betrügen, sondern die Wahrheit zu suchen; und wenn es Dein Ernst wäre, die Wahrheit zu suchen, wie wäre es möglich, sie zu verfehlen? sie, die sich dem allgemeinen Gefühl der Menschheit aufdringt? Was ist dieses große Ganze, welches wir die Welt nennen, anders als ein Inbegriff von Wirkungen? Wo ist die Ursache davon? Oder kannst Du Wirkungen ohne Ursache, oder zusammenhängende, regelmäßige, sich aus einander entwickelnde und in einen Zweck zusammenstimmende Wirkungen ohne eine verständige Ursache denken? O Hippias, glaube mir, nicht Dein Kopf (es müßte nur ein sehr zerrütteter Kopf sein),

Dein Herz ist ein Gottesleugner. Deine Zweifel sind die unredlichen Ausflüchte eines Menschen, der nur darum der Wahrheit zu entwischen sucht, weil er sich fürchtet, von ihr beleuchtet zu werden. Ein gerades Herz, eine unverfälschte Seele hat nicht vonnöthen, die erste, die augenscheinlichste und liebenswürdigste aller Wahrheiten durch alle diese Irrgänge metaphysischer Begriffe zu verfolgen. Ich brauche nur die Augen zu öffnen, nur mich selbst zu empfinden, um in der ganzen Natur, um in dem Innersten meines eigenen Wesens den Urheber derselben, diesen höchsten wohlthätigsten Geist, zu erblicken. Ich erkenne sein Dasein nicht blos durch Vernunftschlüsse; ich fühle es, wie ich fühle, daß eine Sonne ist, wie ich fühle, daß ich selbst bin."

„Ein Träumender, ein Kranker, ein Wahnwitziger sieht; und doch ist das nicht, was er sieht."

„Weil er in diesem Zustande nicht recht sehen kann."

„Wie kannst Du beweisen, daß Du nicht gerade in diesem Punkte krank bist? Frage die Aerzte: man kann in einem einzigen Stücke wahnwitzig und in allen übrigen klug sein, so wie eine Laute bis auf eine einzige falsche Saite rein gestimmt sein kann. Der rasende Ajax sieht zwei Sonnen, ein doppeltes Thebe. Was für ein untrügliches Kennzeichen hast Du, das Wahre von dem, was nur scheint, das, was Du wirklich empfindest, von dem, was Du Dir nur einbildest, das, was Du richtig empfindest, von dem, was eine verstimmte Nerve Dich empfinden macht, zu unterscheiden? Und wie, wenn alle Empfindung betröge und nichts von Allem, was ist, so wäre, wie Du es empfindest?"

„Darum bekümmere ich mich wenig. Gesetzt, was ich ohnehin sehr wahrscheinlich finde, die Sonne sei nicht so, wie ich sie sehe und fühle; für mich ist sie darum nicht minder so, wie ich sie sehe und fühle, und das ist für mich genug. Ihr Einfluß in das System aller meiner übrigen Empfindungen ist darum nicht weniger wirklich, wenn sie gleich nicht so ist, wie sie sich meinen Sinnen darstellt, ja wenn sie gar nicht ist."

„Die Anwendung hiervon, wenn Dir's beliebt?"

„Die Empfindung, die ich von dem höchsten Geist habe, hat in das innerliche System des meinigen den nämlichen Einfluß, den die Empfindung, die ich von der Sonne habe, auf mein körperliches System hat."

„Wie so?"

„Wenn sich mein Leib übel befindet, so vermehrt die Abwesenheit der Sonne das Unbehagliche dieses Zustandes. Der

wiederkehrende Sonnenschein belebt, ermuntert, erquickt meinen Körper wieder, und ich befinde mich wohl oder doch erleichtert. Eben diese Wirkung thut die Empfindung des allbeseelenden Geistes auf meine Seele. Sie erheitert, sie beruhigt, sie ermuntert mich; sie zerstreut meinen Unmuth, sie belebt meine Hoffnung; sie macht, daß ich in einem Zustande nicht unglücklich bin, der mir ohne sie unerträglich wäre."

„Ich bin also glücklicher als Du, weil ich alles Dieses nicht vonnöthen habe. Erfahrung und Nachdenken haben mich von Vorurtheilen frei gemacht; ich genieße Alles, was ich wünsche, und wünsche nichts, dessen Genuß nicht in meiner Gewalt ist. Ich weiß also wenig von Unmuth und Sorgen. Ich hoffe wenig, weil ich mit dem Genusse des Gegenwärtigen zufrieden bin. Ich genieße mit Mäßigung, damit ich desto länger genießen könne; und wenn ich einen Schmerz fühle, so leide ich mit Geduld, weil dies das beste Mittel ist, seine Dauer abzukürzen."

„Und worauf gründest Du Deine Tugend? Womit nährst und belebst Du sie? Womit überwindest Du die Hindernisse, die sie aufhalten, die Versuchungen, die von ihr ablocken, das Ansteckende der Beispiele, die Unordnung der Begierden und die Trägheit, welche die Seele so oft erfährt, wenn sie sich erheben will?"

„O Jüngling, lange genug habe ich Deinen Ausschweifungen zugehört. In was für ein Gewebe von Hirngespinnsten hat Dich die Lebhaftigkeit Deiner Einbildungskraft verwickelt! Deine Seele schwebt in einer immerwährenden Bezauberung, in einer steten Abwechselung von quälenden und entzückenden Träumen, und die wahre Beschaffenheit der Dinge bleibt Dir so verborgen als die sichtbare Gestalt der Welt einem Blindgebornen. Ich bedaure Dich, Kallias. Deine Gestalt, Deine Gaben berechtigen Dich, nach Allem zu trachten, was das menschliche Leben Glückliches hat; Deine Denkungsart allein wird Dich unglücklich machen. Angewöhnt, lauter idealische Wesen um Dich her zu sehen, wirst Du niemals die Kunst, von den Menschen Vortheil zu ziehen, lernen. Du wirst in einer Welt, die Dich so wenig kennen wird als Du sie, wie ein Einwohner des Mondes herumirren und nirgends am rechten Platze sein als in einer Einöde oder im Fasse des Diogenes. Was soll man mit einem Menschen anfangen, der Geister sieht? der von der Tugend fordert, daß sie mit aller Welt und mit sich selbst in beständigem Kriege leben soll? Mit einem Menschen, der sich in den Mondschein

setzt und Betrachtungen über das Glück der entkörperten Geister anstellt? Glaube mir, Kallias (ich kenne die Welt und sehe keine Geister), Deine Philosophie mag vielleicht gut genug sein, eine Gesellschaft müßiger Köpfe statt eines anderen Spieles zu belustigen; aber es ist Thorheit, sie ausüben zu wollen. — Doch, Du bist jung; die Einsamkeit Deiner ersten Jugend und die morgenländischen Schwärmereien, die uns von etlichen griechischen Müßiggängern aus Aegypten und Chaldäa mitgebracht worden sind, haben Deiner Phantasie einen romanhaften Schwung gegeben; die übermäßige Empfindlichkeit Deiner Organisation hat den angenehmen Betrug befördert. Leuten von dieser Art ist nichts schön genug, was sie fühlen; die Phantasie muß ihnen andere Welten schaffen, die Unersättlichkeit ihres Herzens zu befriedigen. Allein diesem Uebel kann noch abgeholfen werden. Selbst in den Ausschweifungen Deiner Einbildungskraft entdeckt sich eine natürliche Richtigkeit des Verstandes, der nichts fehlt, als — auf andere Gegenstände angewandt zu werden. Ein wenig Gelehrigkeit ist Alles, was Du nöthig hast, um von dieser seltsamen Art von Wahnwitz geheilt zu werden, die Du für Weisheit hältst. Ueberlaß es mir, Dich aus den unsichtbaren Welten in die wirkliche herabzuführen. Sie wird Dich anfangs befremden, aber nur weil sie Dir neu ist; und wenn Du ihrer einmal gewohnt bist, wirst Du die ätherischen so wenig vermissen, als ein erwachsener Mensch die Spiele seiner Kindheit. Diese Schwärmereien sind Kinder der Einsamkeit und der Muße. Wer nach angenehmen Empfindungen dürstet und der Mittel beraubt ist, sich wirkliche zu verschaffen, ist genöthigt, sich mit Einbildungen zu speisen, und aus Mangel einer bessern Gesellschaft mit den Sylphen umzugehen. Die Erfahrung wird Dich hiervon am Besten überzeugen können. Ich will Dir die Geheimnisse einer Weisheit entdecken, die zum Genuß alles Dessen führt, was die Natur, die Kunst, die Gesellschaft und selbst die Einbildung (denn der Mensch ist doch nicht gemacht, immer weise zu sein) Gutes und Angenehmes zu geben haben; und ich müßte mich ganz an Dir betrügen, wenn die Stimme der Vernunft, die Du noch niemals gehört zu haben scheinst, Dich nicht von einem Irrwege zurückrufen könnte, wo Du am Ende Deiner Reise in das Land der Hoffnungen Dich um nichts reicher befinden würdest als um die Erfahrung, Dich betrogen zu haben. Jetzt ist es Zeit, schlafen zu gehen; aber der nächste ruhige Morgen, den ich habe, soll Dein sein. Ich

brauche Dir nicht zu sagen, wie zufrieden ich mit der Art bin, wie Du bisher Dein Amt versehen hast, und ich wünsche nichts, als daß eine bessere Uebereinstimmung unserer Denkungsart mich in den Stand setze, Dir Beweise von meiner Freundschaft zu geben."

Mit diesen Worten begab sich Hippias hinweg und ließ unsern Agathon in einer Verfassung, die der Leser aus dem folgenden Capitel ersehen wird.

Sechstes Capitel.

Worin Agathon für einen Schwärmer ziemlich gute Schlüsse macht.

Wir zweifeln nicht, verschiedene Leser dieser Geschichte werden vermuthen, Agathon müsse über diese nachdrucksvolle Apostrophe des weisen Hippias nicht wenig betroffen, oder doch in einige Unruhe gesetzt worden sein. Das Alter des Sophisten, der Ruf der Weisheit, worin er stand, der zuversichtliche Ton, womit er sprach, der Schein von Wahrheit, der über seine Rede ausgebreitet war und, was nicht das Wenigste scheint, das Ansehen, welches ihm seine Reichthümer gaben: alle diese Umstände hätten nicht fehlen sollen, einen Menschen aus der Fassung zu setzen, der ihm so viele Vorzüge eingestehen mußte und überdies noch sein Sklave war. Gleichwol hatte Agathon diese ganze nachdrucksvolle Rede mit einem Lächeln angehört, welches fähig gewesen wäre, alle Sophisten der Welt irre zu machen, wenn die Dunkelheit und das Vorurtheil des Redners für sich selbst es hätten bemerken lassen; und kaum befand er sich allein, so war die erste Wirkung derselben, daß dieses Lächeln sich in ein Lachen verwandelte, welches er zum Nachtheil seines Zwerchfells länger zurückzuhalten unnöthig hielt, und welches immer wieder anfing, so oft er sich die Miene, den Ton und die Geberden vorstellte, womit der weise Hippias die kräftigsten Stellen seiner Rede von sich gegeben hatte. „Es ist wahr," sagte er zu sich selbst, „ein Mensch, der so lebt wie Hippias, muß so denken; und wer so denkt wie Hippias, würde unglücklich sein, wenn er nicht so leben könnte. Aber gleichwol muß ich lachen, wenn ich an den Ton der Unfehlbarkeit denke, womit er sprach. Dieser Ton ist mir nicht so neu, als der weise Hippias glauben mag. Ich habe Gerber und Grobschmiede zu Athen gekannt, die sich nicht zu wenig däuchten, mit dem ganzen Volke in diesem Tone

zu sprechen. Er glaubt, mir etwas Neues gesagt zu haben, wenn er meine Denkungsart Schwärmerei nennt und mir mit der Gewißheit eines Propheten die Schicksale ankündigt, die sie mir zuziehen wird. Wie sehr betrügt er sich, wenn er mich dadurch erschreckt zu haben glaubt! O Hippias, was ist das, was Du Glückseligkeit nennest? Niemals wirst Du fähig sein, zu wissen, was Glückseligkeit ist. Was Du so nennst, ist Glückseligkeit, wie das Liebe ist, was Dir Deine Tänzerinnen einflößen. Du nennst die meinige Schwärmerei? Laß mich immer ein Schwärmer sein, und sei Du ein Weiser! Die Natur hat Dir diese Empfindlichkeit, diese innerlichen Sinne versagt, die den Unterschied zwischen uns Beiden machen; Du bist einem Tauben ähnlich, der die fröhlichen Bewegungen, welche die begeisternde Flöte eines Damon in alle Glieder seiner Hörer bringt, dem Wein oder der Unsinnigkeit zuschreibt; er würde tanzen wie sie, wenn er hören könnte. Die Weltleute sind in der That nicht zu verdenken, wenn sie uns Andre für ein Wenig mondsüchtig halten. Wer will ihnen zumuthen zu glauben, es mangle ihnen etwas, das zu einem vollständigen Menschen gehört? Ich kannte zu Athen ein junges Frauenzimmer, welches die Natur wegen der Häßlichkeit ihrer übrigen Figur durch den feinsten Fuß getröstet hatte. Ich möchte doch wissen, sagte sie zu einer Freundin, was diese jungen Gecken an der einbildischen Timandra sehen, da sie sonst für Niemand Augen haben als für sie? Es ist wahr, ihre Gesichtsfarbe geht noch mit, ihre Züge sind so so, ihre Augen wenigstens aufmunternd genug; aber was sie für Füße hat! Wie kann man einen Anspruch an Schönheit machen, ohne einen feinen Fuß zu haben? Du hast Recht, versetzte die Freundin, die der Natur nichts Schöneres zu danken hatte als ein Paar ungemein kleine Ohren, um schön zu sein, muß man einen Fuß haben wie Du; aber was sagst Du zu ihren Ohren, Hermia? So wahr mir Diana gnädig sei, sie würden einem Faun Ehre machen. — So sind die Menschen, und es wäre unbillig, ihnen übel zu nehmen, daß sie so sind. Die Nachtigall singt, der Rabe krächzt, und er müßte kein Rabe sein, wenn er nicht dächte, daß er gut krächze; ja, er hat noch Recht, wenn er denkt, die Nachtigall krächze nicht gut. Es ist wahr, dann geht er zu weit, wenn er über die Nachtigall spottet, daß sie nicht so gut krächze wie er; aber sie würde eben so Unrecht haben, wenn sie über ihn lachte, daß er nicht singe wie sie; singt er nicht, so krächzt er doch gut, und das ist für ihn genug. —

Aber Hippias ist besorgt für mich, er bedauert mich, er will mich so glücklich haben, wie er ist. Dies ist großmüthig! — Er hat ausfindig gemacht, daß ich das Schöne liebe, daß ich gegen den Reiz des Vergnügens nicht unempfindlich bin. Die Entdeckung war leicht zu machen; aber in den Schlüssen, die er daraus zieht, könnt' er sich betrogen haben. Der kluge Ulysses zog sein steiniges kleines Ithaka, wo er frei war, und seine alte Frau, mit welcher er vor zwanzig Jahren jung gewesen war, der bezauberten Insel der schönen Kalypso vor, wo er unsterblich und ein Sklave gewesen wäre; und der Schwärmer Agathon würde mit allem seinem Geschmack für das Schöne und mit aller seiner Empfindlichkeit für die Ergetzungen, ohne sich einen Augenblick zu bedenken, lieber in das Faß des Diogenes kriechen, als den Palast, die Gärten, das Gynäceon und die Reichthümer des weisen Hippias besitzen und Hippias sein."

Immer Selbstgespräche! hören wir den Leser sagen. Wenigstens ist dies eines, und wer kann dafür? Agathon hatte sonst Niemand, mit dem er hätte reden können, als sich selbst; denn mit den Bäumen und Nymphen reden nur die Verliebten. Wir müssen uns schon entschließen, ihm diese Unart zu gut zu halten; und wir sollten es desto eher thun können, da ein so feiner Weltmann, als Horaz unstreitig war, sich nicht geschämt hat, zu gestehen, daß er öfters mit sich selbst zu reden pflege.

Siebentes Capitel.

Vorbereitungen zum Folgenden.

Agathon hatte noch nicht lange genug unter den Menschen gelebt, um die Welt so gut zu kennen, wie ein Theophrast sie kannte, da er sie verlassen mußte. Allein, was ihm an Erfahrung abging, ersetzte seine natürliche Gabe, in den Seelen zu lesen, die durch die Aufmerksamkeit geschärft worden war, womit er die Menschen und die Auftritte des Lebens, welche er zu sehen Gelegenheit gehabt, beobachtet hatte. Daher kam es, daß seine letzte Unterredung mit dem Hippias, anstatt ihn etwas Neues zu lehren, nur den Verdacht rechtfertigte, den er schon einige Zeit gegen den Charakter und die Denkungsart dieses Sophisten gefaßt hatte. Er konnte also leicht errathen, von was für einer Art die geheime Philosophie sein würde, von welcher man ihm so große Vortheile versprochen hatte. Demungeachtet

verlangte ihn nach dieser Zusammenkunft: theils weil er neugierig war, die Denkungsart eines Hippias in ein System gebracht zu sehen, theils weil er sich von der Beredsamkeit desselben diejenige Art von Ergetzung versprach, die uns ein geschickter Gaukler macht, der uns sehen läßt, was wir nicht sehen, ohne es darum bei einem klugen Menschen so weit zu bringen, daß er nur einen Augenblick zweifeln sollte, ob er betrogen werde oder nicht.

Mit einer Gemüthsverfassung, die so wenig von der Gelehrigkeit hatte, welche Hippias forderte, fand sich Agathon ein, als er nach Verfluß einiger Tage an einem Morgen in das Zimmer des Sophisten gerufen wurde, welcher auf einem Ruhebette liegend seiner wartete und ihm befahl, sich neben ihm niederzusetzen und das Frühstück mit ihm zu nehmen.

Diese Höflichkeit war nach der Absicht des weisen Hippias eine Vorbereitung, und er hatte, um die Wirkung derselben zu befördern, das schönste Mädchen in seinem Hause ausersehen, sie dabei zu bedienen. In der That, die Gestalt dieser Nymphe und die gute Art, womit sie ihr Amt versah, machten ihre Aufwartung für einen Weisen von Agathon's Alter ein Wenig beunruhigend. Das Schlimmste war, daß die kleine Zauberin, um sich wegen der Gleichgiltigkeit, womit er ihre zuvorkommende Güte bisher vernachlässigt hatte, zu rächen, keinen von den Kunstgriffen verabsäumte, wodurch sie ihm den Werth des verscherzten Glückes empfindlicher zu machen glaubte. Sie hatte die Bosheit gehabt, sich in einem so niedlichen, so sittsamen und doch so verführerischen Morgenanzug darzustellen, daß Agathon sich nicht verhindern konnte zu denken, die Grazien selbst könnten, wenn sie gekleidet erscheinen wollten, keinen Anzug erfinden, der auf eine wohlanständigere Art das Mittel zwischen Kleidung und Nacktheit hielte. Die Wahrheit zu sagen, das rosenfarbene Gewand, welches sie umfloß, war eher demjenigen ähnlich, was Petron einen gewebten Wind oder einen leinenen Nebel nennt, als einem Zeuge, der den Augen viel entziehen soll. Die kleinste Bewegung entdeckte Reizungen, welche desto gefährlicher waren, da sie sich sogleich wieder in verrätherische Schatten verbargen und mehr der Einbildungskraft als den Augen nachzustellen schienen.

Demungeachtet würde unser Held sich vielleicht ganz wohl aus der Sache gezogen haben, wenn er nicht beim ersten Anblicke die Absichten des Hippias und der schönen Cyane (so hieß die

junge Schöne) errathen hätte. Diese Entdeckung setzte ihn in eine Art von Verlegenheit, die desto merklicher ward, je größere Gewalt er sich anthat, sie zu verbergen. Er erröthete zu seinem größten Verdrusse bis an die Ohren, machte allerlei gezwungene Geberden und sah alle Gemälde im Zimmer nach einander an, um seine Verwirrung unmerklich zu machen. Aber alle seine Mühe war umsonst; die Geschäftigkeit der schalkhaften Cyane fand immer neuen Vorwand, seinen zerstreuten Blick auf sich zu ziehen.

Doch der Triumph, dessen sie in diesen Augenblicken genoß, währte nicht lange. So empfindlich Agathon's Augen waren, so waren sie es doch nicht mehr als sein moralischer Sinn; und ein Gegenstand, der diesen beleidigte, konnte keinen so angenehmen Eindruck auf jene machen, daß er nicht von der unangenehmen Empfindung des andern wäre überwogen worden. Die Ansprüche der schönen Cyane, das Gekünstelte, das Schlaue, das Schlüpfrige, das ihm an ihrer ganzen Person anstößig war, löschte das Reizende so sehr aus und erkältete seine Sinne so sehr, daß ein einziger Grad mehr, gleich dem Anblick der Medusa, fähig gewesen wäre, ihn in einen Stein zu verwandeln. Die Freiheit und Gleichgiltigkeit, die ihm dieses gab, blieb Cyanen nicht verborgen. Er sorgte dafür, sie durch gewisse Blicke und ein gewisses Lächeln, dessen Bedeutung ihr ganz deutlich war, zu überzeugen, daß sie zu früh triumphirt habe. Dieses Betragen war für ihre Reizungen allzu beleidigend, als daß sie es für ungezwungen hätte halten sollen. Der Widerstand, den sie fand, forderte sie zu einem Wettstreit heraus, worin sie alle ihre Künste anwandte, den Sieg zu erhalten. Allein die Stärke ihres Gegners ermüdete endlich ihre Hoffnung, und sie behielt kaum noch so viel Gewalt über sich selbst, den Verdruß zu verbergen, den sie über diese Demüthigung ihrer Eitelkeit empfand.

Hippias, der sich eine Zeit lang stillschweigend an diesem Spiel belustigte, urtheilte bei sich selbst, daß es nicht leicht sein werde, „den Verstand eines Menschen zu fangen, dessen Herz selbst auf der schwächsten Seite so wohl befestigt schien.“ Allein diese Anmerkung bekräftigte ihn nur in seinen Gedanken von der Methode, die er bei seinem neuen Schüler gebrauchen müsse; und da er selbst von seinem System besser überzeugt war, als irgend ein Bonze von der Kraft der Amulete, die er seinen dankbaren Gläubigen austheilt, so zweifelte er nicht,

Agathon würde durch einen freimüthigen Vortrag besser zu gewinnen sein als durch die rednerischen Kunstgriffe, deren er sich bei schwächeren Seelen mit gutem Erfolge zu bedienen pflegte. Sobald also das Frühstück genommen und die beschämte Cyane abgetreten war, fing er nach einem kleinen Vorbereitungsgespräche den merkwürdigen Discurs an, durch dessen vollständige Mittheilung wir desto mehr Dank zu verdienen hoffen, da wir von Kennern versichert worden sind, daß der geheime Verstand desselben den buchstäblichen an Wichtigkeit noch weit übertreffe, und der wahre und unfehlbare Prozeß, den Stein der Weisen zu finden, darin verborgen liege.

Drittes Buch.

Darstellung der Philosophie des Hippias.

Erstes Capitel.

Prolog eines interessanten Discurses.

„Wenn wir auf das Thun und Lassen der Menschen Acht geben, mein lieber Kallias, so scheint zwar, daß alle ihre Sorgen und Bemühungen kein andres Ziel haben als sich glücklich zu machen; allein die Seltenheit derjenigen, die es wirklich sind, oder es doch zu sein glauben, beweist zugleich, daß die Meisten nicht wissen, durch was für Mittel sie sich glücklich machen sollen, wenn sie es nicht sind, das ist, wie sie sich ihres guten Glückes bedienen sollen, um in denjenigen Zustand zu kommen, den man Glückseligkeit nennt. Es giebt eben so viele, die im Schooße des Ansehens, des Glücks und der Wollust, als solche, die in einem Zustande von Mangel, Dienstbarkeit und Unterdrückung elend sind. Einige haben sich aus diesem letztern Zustand empor gearbeitet, in der Meinung, daß sie nur darum unglückselig wären, weil es ihnen am Besitze der Güter des Glücks fehle. Allein die Erfahrung hat sie gelehrt, daß, wenn es eine Kunst giebt, die Mittel zur Glückseligkeit zu erwerben, es vielleicht eine noch schwerere, zum Wenigsten eine seltnere Kunst sei, diese Mittel recht zu gebrauchen. Es ist daher allezeit die Beschäftigung der Verständigsten unter den Menschen gewesen, durch Verbindung dieser beiden Künste diejenige herauszubringen, die man die Kunst glücklich zu leben nennen kann, und in deren Ausübung, nach meinem Begriffe, die Weisheit besteht, die so selten ein Antheil der Sterblichen ist. Ich nenne sie eine Kunst, weil sie von der fertigen Anwendung gewisser Regeln abhängt, die nur durch die Uebung erlangt werden kann; allein sie setzt, wie alle Künste, einen gewissen Grad von Fähigkeit voraus, den nur die Natur giebt, und den sie nicht Allen zu geben pflegt.

„Einige Menschen scheinen kaum einer größern Glückseligkeit fähig zu sein als die Austern; und wenn sie ja eine Seele haben, so ist es nur so viel, als vonnöthen ist, um ihren Leib eine Zeit lang vor der Fäulniß zu bewahren. Ein größerer, und vielleicht der größte Theil der Menschen befindet sich nicht in diesem Falle; aber weil es ihnen an genugsamer Stärke des Gemüths und an einer gewissen Feinheit der Empfindung mangelt, so ist ihr Leben, gleich dem Leben der übrigen Thiere des Erdbodens, zwischen Vergnügen, die sie weder zu wählen noch zu genießen, und Schmerzen, denen sie weder zu widerstehen noch zu entfliehen wissen, getheilt. Wahn und Leidenschaften sind die Triebfedern dieser menschlichen Maschinen; beide setzen sie einer unendlichen Menge von Uebeln aus, die es nur in einer betrogenen Einbildung, aber eben darum, wo nicht schmerzlicher, doch anhaltender und unheilbarer sind als diejenigen, die uns die Natur auferlegt. Diese Art von Menschen ist keines gesetzten und anhaltenden Vergnügens, keines Zustandes von Glückseligkeit fähig; ihre Freuden sind Augenblicke, und ihr übriges Leben ist entweder wirkliches Leiden oder ein unaufhörliches Gefühl verworrener Wünsche, eine immerwährende Ebbe und Fluth von Furcht und Hoffnung, von Phantasien und Gelüsten: kurz, eine unruhige Bewegung, die weder ein gewisses Maß noch ein festes Ziel hat und also weder ein Mittel zur Erwerbung dessen, was gut ist, sein kann, noch dasjenige genießen läßt, was man wirklich besitzt. Es scheint also unmöglich zu sein, ohne eine gewisse Feinheit und Zartheit des Gefühls, die uns in einem weitern Umkreise mit schärfern Sinnen und auf eine angenehmere Art genießen läßt, und ohne die Stärke der Seele, die uns fähig macht, das Joch der Einbildung und des Wahns abzuschütteln und die Leidenschaften in unsrer Gewalt zu haben, zu demjenigen ruhigen Zustande von Genuß und Zufriedenheit zu kommen, der die Glückseligkeit ausmacht. Nur Derjenige ist in der That glücklich, der sich von den Uebeln, die nur in der Einbildung bestehen, gänzlich frei zu machen, diejenigen aber, denen die Natur den Menschen unterworfen hat, entweder zu vermeiden oder doch zu vermindern gelernt hat und das Gefühl derselben einzuschläfern, hingegen sich in den Besitz alles des Guten, dessen uns die Natur fähig gemacht, zu setzen, und was er besitzt, auf die angenehmste Weise zu genießen weiß; und dieser Glückselige allein ist der Weise.

„Wenn ich Dich anders recht kenne, Kallias, so hat Dich die

Natur mit den Fähigkeiten, es zu sein, so reichlich begabt als mit den Vorzügen, deren kluger Gebrauch uns die Gunstbezeigungen des Glücks zu verschaffen pflegt. Demungeachtet bist Du weder glücklich, noch wirst Du es jemals werden, so lange Du nicht von beiden einen andern Gebrauch zu machen lernst, als Du bisher gethan hast. Du wendest die Stärke Deiner Seele an, Dein Herz gegen das wahre Vergnügen unempfindlich zu machen, und beschäftigst Deine Empfindlichkeit mit unwesentlichen Gegenständen, die Du nur in der Einbildung siehst und nur im Traume genießst. Die Vergnügungen, welche die Natur dem Menschen zugetheilt hat, sind für Dich Schmerzen, weil Du Dir Gewalt anthun mußt, sie zu entbehren; und Du setzest Dich allen Uebeln aus, die sie uns vermeiden lehrt, indem Du, statt einer nützlichen Geschäftigkeit, Dein Leben in den süßen Einbildungen wegträumst, womit Du Dir die Beraubung des wirklichen Vergnügens zu ersetzen suchst. Dein Uebel, lieber Kallias, entspringt von einer Einbildungskraft, welche Dir ihre Geschöpfe in einem überirdischen Glanze zeigt, der Dein Herz verblendet und ein falsches Licht über das, was wirklich ist, ausbreitet, von einer dichterischen Einbildungskraft, die sich beschäftigt, schönere Schönheiten und angenehmere Vergnügungen zu erfinden, als die Natur hat, einer Einbildungskraft, ohne welche weder Homere, noch Alkamene, noch Polygnote wären, welche gemacht ist, unsre Ergetzungen zu verschönern, aber nicht, die Führerin unseres Lebens zu sein. Um weise zu sein, hast Du nichts nöthig, als die gesunde Vernunft an die Stelle dieser begeisterten Zauberin und die kalte Ueberlegung an den Platz eines sehr oft betrüglichen Gefühls zu setzen. Bilde Dir auf etliche Augenblicke ein, daß Du den Weg zur Glückseligkeit erst suchen müssest; frage die Natur, höre ihre Antwort und folge dem Pfade, den sie Dir vorzeichnen wird."

Zweites Capitel.

Fortsetzung der Rede des Hippias. Seine Theorie der angenehmen Empfindungen.

„Und wen anders als die Natur können wir fragen, um zu wissen, wie wir leben sollen, um wohl zu leben? „Die Götter?" Sie sind entweder die Natur selbst oder die Urheber der Natur: in beiden Fällen ist die Stimme der Natur die Stimme der Gottheit. Sie ist die allgemeine Lehrerin aller Wesen; sie lehrt

jedes Thier, vom Elephanten bis zum Insect, was seiner besondern Verfassung gut oder schädlich ist. Um so glücklich zu sein, als es diese innerliche Einrichtung erlaubt, braucht das Thier nichts weiter, als dieser Stimme der Natur zu folgen, welche bald durch den süßen Zug des Vergnügens, bald durch das ungeduldige Fordern des Bedürfnisses, bald durch das ängstliche Pochen des Schmerzes es entweder zu Demjenigen lockt, was ihm zuträglich ist, oder es zur Erhaltung seines Lebens und seiner Gattung auffordert, oder es vor Demjenigen warnt, was seinem Wesen die Zerstörung dräuet. Sollte der Mensch allein von dieser mütterlichen Vorsorge ausgenommen sein, oder er allein irren können, wenn er der Stimme folgt, die zu allen Wesen spricht? Oder ist nicht vielmehr die Unachtsamkeit und der Ungehorsam gegen ihre Erinnerungen die einzige wahre Ursache, warum unter einer unendlichen Menge von lebenden Wesen der Mensch das einzige unglückselige ist?

„Die Natur hat allen ihren Werken eine gewisse Einfalt eingedrückt, die ihre mühsamen Anstalten und die genaueste Regelmäßigkeit unter einem Scheine von Leichtigkeit und Anmuth verbirgt. Mit diesem Stempel sind auch die Gesetze der Glückseligkeit bezeichnet, welche sie dem Menschen vorgeschrieben hat. Sie sind einfältig, leicht auszuüben, führen gerade und sicher zum Zweck. Die Kunst, glücklich zu leben, würde die gemeinste unter allen Künsten sein, wie sie die leichteste ist, wenn die Menschen nicht gewohnt wären, sich einzubilden, „daß man große Zwecke nicht anders als durch große Anstalten erreichen könne." Es scheint ihnen zu einfältig, daß Alles, was uns die Natur durch den Mund der Wahrheit zu sagen hat, in diese drei Erinnerungen zusammenfließen soll: Befriedige Deine Bedürfnisse; vergnüge alle Deine Sinne; erspare Dir, so viel Du kannst, alle schmerzhaften Empfindungen! Und doch wird Dich eine kleine Aufmerksamkeit überführen, daß die vollständigste Glückseligkeit, deren die Sterblichen fähig sind, in die Linie, die von diesen drei Formeln bezeichnet wird, eingeschlossen ist.

„Es hat Narren gegeben, welche die Frage mühsam untersucht haben, ob das Vergnügen ein Gut und der Schmerz ein Uebel sei? Es hat noch größere Narren gegeben, welche wirklich behaupteten, der Schmerz sei kein Uebel und das Vergnügen kein Gut, und was das Lustigste dabei ist, Beide haben Thoren gefunden, die albern genug waren, diese Narren für klug zu halten. Das Vergnügen ist kein Gut, sagen sie, weil es Fälle

giebt, wo der Schmerz ein größeres Gut ist, und der Schmerz ist kein Uebel, weil er zuweilen besser ist als das Vergnügen. Sind diese Wortspiele einer Antwort werth? Was würde ein Zustand sein, der in einem vollständigen, unaufhörlichen Gefühl des höchsten Grades aller möglichen Schmerzen bestände? Wenn dieser Zustand das höchste Uebel ist, so ist der Schmerz ein Uebel.

„Doch wir wollen die Schwätzer mit Worten spielen lassen, die ihnen bedeuten müssen, was sie wollen. Die Natur entscheidet diese Frage, wenn es eine sein kann, auf eine Art, die keinen Zweifel übrig läßt. Wer ist, der nicht lieber vernichtet als unaufhörlich gepeinigt werden wollte? Wer sieht nicht einen schönen Gegenstand lieber als einen ekelhaften? Wer hört nicht lieber den Gesang der Nachtigall als das Geheul der Nachteule? Wer zieht nicht einen angenehmen Geruch oder Geschmack einem widrigen vor? Und würde nicht der enthaltsame Kallias selbst lieber auf einem Lager von Blumen in den Rosenarmen irgend einer schönen Nymphe ruhen als in den glühenden Armen des ehernen Götzenbildes, welchem die unmenschliche Andacht gewisser syrischer Völker ihre Kinder opfert? Ebenso wenig scheint einem Zweifel unterworfen zu sein, daß der Schmerz und das Vergnügen so unverträglich sind, daß eine einzige gepeinigte Nerve genug ist, uns gegen die vereinigten Reizungen aller Wollüste unempfindlich zu machen. Die Freiheit von allen Arten der Schmerzen ist also unstreitig eine unumgängliche Bedingung der Glückseligkeit; allein da sie nichts Positives ist, so ist sie nicht sowol ein Gut als der Zustand, worin man des Genusses des Guten fähig ist. Dieser Genuß allein ist es, dessen Dauer den Stand hervorbringt, den man Glückseligkeit nennt.

„Es ist unleugbar, daß nicht alle Arten und Grade des Vergnügens gut sind. Die Natur allein hat das Recht, uns die Vergnügen anzuzeigen, die sie uns bestimmt hat. So unendlich die Menge dieser angenehmen Empfindungen zu sein scheint, so ist doch leicht zu sehen, daß sie alle entweder zu den Vergnügungen der Sinne oder der Einbildungskraft oder zu einer dritten Classe, die aus beiden zusammengesetzt ist, gehören. Die Vergnügen der Einbildungskraft sind entweder Erinnerungen an ehemals genossene sinnliche Vergnügen, oder Mittel, uns den Genuß derselben reizender zu machen, oder angenehme Dichtungen und Träume, die entweder in einer neuen willkürlichen Zusammensetzung angenehmer sinnlicher Vorstellungen oder in einer eingebildeten Erhöhung der Grade jener Vergnügen, die wir er-

fahren haben, bestehen. Es sind also, wenn man genau reden will, alle Vergnügungen im Grunde sinnlich, indem sie, es sei nun unmittelbar oder vermittelst der Einbildungskraft, von keinen andern als sinnlichen Vorstellungen entstehen können.

„Die Philosophen reden von Vergnügen des Geistes, von Vergnügen des Herzens, von Vergnügen der Tugend. Alle diese Vergnügen sind es für die Sinne oder für die Einbildungskraft, oder sie sind — nichts.

„Warum ist Homer unendliche Mal angenehmer zu lesen als Heraklitus? Weil die Gedichte des Ersten eine Reihe von Gemälden darstellen, die — entweder durch die eigenthümlichen Reizungen des Gegenstandes oder die Lebhaftigkeit der Farben oder einen Contrast, der das Vergnügen durch eine kleine Mischung mit widrigen Empfindungen erhöhet, oder die Erregung angenehmer Gemüthsbewegungen — unsere Phantasie bezaubern, dahingegen die trocknen Schriften des Philosophen nichts darstellen als eine Reihe von Wörtern, welche nicht Bilder, sondern bloße Zeichen abgezogener Begriffe sind, von welchen sich die Einbildungskraft nicht anders als mit vieler Anstrengung und mit einer beständigen Bemühung, die Verwirrung so vieler gestalt- und farbenloser Schatten zu verhüten, einige Vorstellung machen kann. Es ist wahr, es giebt abgezogene Begriffe, die für gewisse enthusiastische Seelen entzückend sind; aber warum sind sie es? In der That blos darum, weil die Einbildungskraft sie auf eine schlaue Art zu verkörpern weiß. Untersuche alle angenehmen Ideen von dieser Art, so unkörperlich und geistig sie scheinen mögen, und Du wirst finden, daß das Vergnügen, das sie Deiner Seele machen, von den sinnlichen Vorstellungen entsteht, womit sie begleitet sind. Bemühe Dich so sehr, als Du willst, Dir Götter ohne Gestalt, ohne Glanz, ohne etwas, das die Sinne rührt, vorzustellen: es wird Dir unmöglich sein. Der Jupiter des Homer und Phidias, die Idee eines Herkules oder Theseus, wie unsere Einbildungskraft sich diese Helden vorzustellen pflegt, die Ideen eines überirdischen Glanzes, einer mehr als menschlichen Schönheit, eines ambrosischen Geruchs werden sich unvermerkt an die Stelle derjenigen setzen, die Du Dich vergeblich zu machen bestrebst, und Du wirst noch immer an dem irdischen Boden kleben, wenn Du schon in den empyräischen Gegenden zu schweben glaubst.

„Sind die Vergnügen des Herzens weniger sinnlich? Sie sind die allersinnlichsten. Ein gewisser Grad derselben verbreitet

eine wollüstige Wärme durch unser ganzes Wesen, belebt den Umlauf des Blutes, ermuntert das Spiel der Fibern und setzt unsre ganze Maschine in einen Zustand von Behaglichkeit, der sich der Seele um so mehr mittheilt, als ihre eignen natürlichen Verrichtungen auf die angenehmste Art dadurch erleichtert werden. Die Bewunderung, die Liebe, das Verlangen, die Hoffnung, das Mitleiden, jeder zärtliche Affect bringt diese Wirkung in einigem Grade hervor und ist desto angenehmer, je mehr er sich derjenigen Wollust nähert, die unsere Alten würdig gefunden haben, in der Gestalt der personificirten Schönheit, aus deren Genusse sie entspringt, unter die Götter gesetzt zu werden. Derjenige, den sein Freund niemals in Entzückungen gesetzt hat, die den Entzückungen der Liebe ähnlich sind, ist nicht berechtigt, von den Vergnügen der Freundschaft zu reden. Was ist das Mitleiden, welches uns zur Gutthätigkeit treibt? Wer anders ist desselben fähig als diese empfindlichen Seelen, deren Auge durch den Anblick, deren Ohr durch den ächzenden Ton des Schmerzes und Elends gequält wird, und die in dem Augenblicke, da sie die Noth eines Unglücklichen erleichtern, beinahe dasselbe Vergnügen fühlen, welches sie in eben diesem Augenblick an seiner Stelle gefühlt hätten? Wenn das Mitleiden nicht ein wollüstiges Gefühl ist, warum rührt uns nichts so sehr als die leidende Schönheit? Warum lockt die klagende Phädra in der Nachahmung zärtliche Thränen aus unsern Augen, da die winselnde Häßlichkeit in der Natur nichts als Ekel erweckt? Und sind etwa die Vergnügen der Wohlthätigkeit und Menschenliebe weniger sinnlich? Dasjenige, was in Dir vorgehen wird, wenn Du Dir die contrastirenden Gemälde einer geängstigten und einer fröhlichen Stadt vorstellst, die Homer auf den Schild des Achilles setzt, wird Dir diese Frage auflösen. Nur Diejenigen, die der Genuß des Vergnügens in die lebhafteste Entzückung setzt, sind fähig, von den lachenden Bildern einer allgemeinen Freude und Wonne so sehr gerührt zu werden, daß sie dieselbe außer sich zu sehen wünschen; das Vergnügen der Gutthätigkeit wird allemal mit demjenigen in Verhältniß stehen, welches ihnen der Anblick eines vergnügten Gesichts, eines fröhlichen Tanzes, einer öffentlichen Lustbarkeit macht, und es ist nur der Vortheil ihres Vergnügens, je allgemeiner diese Scene ist. Je größer die Anzahl der Fröhlichen und die Mannichfaltigkeit der Freuden, desto größer die Wollust, wovon diese Art von Menschen, an denen Alles Sinn, Alles Herz und Seele ist, beim Anblick derselben überströmt

werden. Lass' uns also gestehen, Kallias, daß alle Vergnügen, die uns die Natur anbeut, sinnlich sind, und daß die hochfliegendste, abgezogenste und geistigste Einbildungskraft uns keine andern verschaffen kann als solche, die wir auf eine weit vollkommnere Art aus dem rosenbekränzten Becher und von den Lippen der schönen Cyane saugen könnten.

„Es ist wahr, es giebt noch eine Art von Vergnügen, die beim ersten Anblick eine Ausnahme von meinem Satze zu machen scheint. Man könnte sie künstliche nennen, weil wir sie nicht aus den Händen der Natur empfangen, sondern nur gewissen Einverständnissen der menschlichen Gesellschaft zu danken haben, durch welche Dasjenige, was uns dieses Vergnügen macht, die Bedeutung eines Gutes erhalten hat. Allein die kleinste Ueberlegung wird uns überzeugen, daß diese Dinge keine andere Art von Vergnügen gewähren, als die uns der Besitz des Geldes giebt, welches wir mit Gleichgiltigkeit ansehen würden, wenn es uns nicht für alle die wirklichen Vergnügen Gewähr leistete, die wir uns dadurch verschaffen können. Von der nämlichen Art ist Dasjenige, welches der Ehrgeizige empfindet, wenn ihm Bezeigungen einer scheinbaren Hochachtung gemacht werden, die ihm als Zeichen seines Ansehens und der Macht, die ihm dasselbe über Andere giebt, angenehm sind. Ein morgenländischer Despot bekümmert sich wenig um die Hochachtung seiner Völker, sklavische Unterwürfigkeit ist für ihn genug. Ein Mensch hingegen, dessen Glück in den Händen solcher Leute liegt, die Seinesgleichen sind, ist genöthigt, sich ihre Hochachtung zu erwerben. Allein diese Unterwürfigkeit ist dem Despoten, diese Hochachtung ist dem Republikaner nur darum angenehm, weil sie ihm das Vermögen oder die Gelegenheit giebt, die Leidenschaften und Begierden desto besser zu befriedigen, welche die unmittelbaren Quellen des Vergnügens sind. Warum ist Alcibiades ehrgeizig? Alcibiades bewirbt sich um einen Ruhm, der seine Ausschweifungen, seinen Uebermuth, seinen schleppenden Purpur, seine Schmäuse und Liebeshändel bedeckt, der es den Athenern erträglich macht, den Liebesgott mit dem Blitze Jupiter's bewaffnet auf dem Schilde ihres Feldherrn zu sehen, der die Gemahlin eines spartanischen Königs so sehr verblendet, daß sie stolz darauf ist, für seine Buhlerin gehalten zu werden. Ohne diese Vortheile würde ihm Ansehen und Ruhm so gleichgiltig sein als ein Haufen Rechenpfennige einem korinthischen Wechsler.

„Allein," spricht man, „wenn es seine Richtigkeit hat, daß

die Vergnügen der Sinne Alles sind, was uns die Natur zuerkannt hat, was ist leichter und was braucht weniger Kunst und Anstalten, als glücklich zu sein? Wie wenig bedarf die Natur, um genug zu haben?"

„Es ist wahr, die rohe Natur bedarf wenig. Unwissenheit ist der Reichthum des Wilden. Eine Bewegung, die seinen Körper munter erhält, eine Nahrung, die seinen Hunger stillt, ein Weib, schön oder häßlich, wenn ihn die Ungeduld des Bedürfnisses spornt, ein schattiger Rasen, wenn er des Schlafs bedarf, und eine Höhle, sich vor dem Ungewitter zu sichern, ist Alles, was der wilde Mensch nöthig hat, um in einem Leben von achtzig Jahren sich nur nicht träumen zu lassen, daß man mehr vonnöthen haben könne. Die Vergnügungen der Einbildungskraft und des Geschmackes sind nicht für ihn; er genießt nicht mehr als die übrigen Thiere und genießt wie sie. Wenn er glücklich ist, weil er sich nicht für unglücklich hält, so ist er es doch nicht in Vergleichung mit Demjenigen, für den die Künste des Witzes und des Geschmackes die angenehmste Art zu genießen und eine unendliche Menge von Ergetzungen der Sinne und der Einbildung erfunden haben, wovon die Natur in ihrem rohen Zustande keinen Begriff hat. Wahr ist's, diese Vergleichung findet nur in dem Stande einer Gesellschaft statt, die in einer langen Reihe von Jahrhunderten sich endlich zu einem gewissen Grade der Vollkommenheit erhoben hat. In diesem Stande aber wird alles Das zum Bedürfniß, was der Wilde nur darum nicht vermißt, weil es ihm unbekannt ist; und Diogenes könnte zu Korinth nicht glücklich sein, wenn er nicht — ein Narr wäre.

„Gewisse poetische Köpfe haben sich ein goldnes Alter, ein idealisches Arkadien, ein reizendes Hirtenleben geträumt, welches zwischen der rohen Natur und der Lebensart des begüterten Theils eines gesitteten und sinnreichen Volkes das Mittel halten soll. Sie haben die verschönerte Natur von allem Demjenigen entkleidet, wodurch sie verschönert worden ist, und diesen abgezogenen Begriff die schöne Natur genannt. Allein (außerdem, daß diese schöne Natur in der nackten Einfalt, welche man ihr giebt, niemals irgendwo vorhanden war) wer sieht nicht, daß die Lebensart des goldnen Alters der Dichter zu derjenigen, welche durch die Künste mit Allem bereichert und ausgeziert wird, was uns im Genuß einer ununterbrochenen Wollust vor dem Ueberdruß der Sättigung bewahren kann, daß, sage ich, jene dichterische Lebensart zu dieser sich ebenso verhält wie die

Lebensart des wildesten Sogdianers zu jener? Wenn es angenehmer ist, in einer bequemen Hütte zu wohnen, als in einem hohlen Baume, so ist es noch angenehmer, in einem geräumigen Hause zu wohnen, das mit den ausgesuchtesten und wollüstigsten Bequemlichkeiten versehen und allenthalben mit Bildern des Vergnügens ausgeziert ist. Und wenn eine mit Bändern und Blumen geschmückte Phyllis reizender ist als eine schmutzige Wilde, muß nicht eine von unsern Schönen, deren natürliche Reizungen durch einen wohl ausgesonnenen und schimmernden Putz erhoben werden, um ebenso viel besser gefallen als jene Schäferin?"

Drittes Capitel.

Geisterlehre eines ächten Materialisten.

„Wir haben die Natur gefragt, Kallias, worin die Glückseligligkeit bestehe, und wir hörten ihre Antwort: Ein schmerzenfreies Leben, die angenehmste Befriedigung unserer natürlichen Bedürfnisse und der abwechselnde Genuß aller Arten von Vergnügen, womit die Einbildungskraft, der Witz und die Künste unseren Sinnen zu schmeicheln fähig sind: dies ist Alles, was der Mensch fordern kann. Wenn es eine erhabnere Art von Glückseligkeit giebt, so können wir wenigstens gewiß sein, daß sie nicht für uns gehört, da wir nicht einmal fähig sind, uns eine Vorstellung von ihr zu machen. Es ist wahr, der enthusiastische Theil unter den Verehrern der Götter schmeichelt sich mit einer zukünftigen Glückseligkeit, zu welcher die Seele nach der Zerstörung des Körpers erst gelangen soll. Die Seele, sagen sie, war ehemals eine Freundin und Gespielin der Götter, sie war unsterblich wie sie und begleitete (wie Plato homerisirt) den geflügelten Wagen Jupiter's, um mit den übrigen Unsterblichen die unvergänglichen Schönheiten zu beschauen, womit die unermeßlichen Räume über den Sphären erfüllt sind. Ein Krieg, der unter den Bewohnern der unsichtbaren Welt entstand, verwickelte sie in den Fall der Besiegten; sie wurde vom Himmel gestürzt und in den Kerker eines thierischen Leibes eingeschlossen, um durch den Verlust ihrer ehemaligen Wonne in einem Zustande, der eine Kette von Plagen und Schmerzen ist, ihre Schuld auszutilgen. Das unendliche Verlangen, der nie gestillte Durst nach einer Glückseligkeit, die sie in keinem irdischen Gute findet, ist das Einzige, das ihr zu ihrer Qual von ihrem vor-

maligen Zustand übrig geblieben ist; und es ist unmöglich, daß sie diese vollkommene Seligkeit, wodurch sie allein befriedigt werden kann, wieder erlange, ehe sie sich wieder in ihren ursprünglichen Stand, in das reine Element der Geister emporgeschwungen hat. Sie ist also vor dem Tode keiner andern Glückseligkeit fähig als derjenigen, deren sie durch eine freiwillige Absonderung von allen irdischen Dingen, durch Ertödtung aller irdischen Leidenschaften und Entbehrung aller sinnlichen Vergnügen fähig gemacht wird. Nur durch diese Entkörperung wird sie der Beschauung der wesentlichen und göttlichen Dinge fähig, worin die Geister ihre einzige Nahrung und diese vollkommne Wonne finden, von welcher die sinnlichen Menschen sich keinen Begriff machen können. Solchergestalt kann sie nur, nachdem sie durch verschiedene Grade der Reinigung von Allem, was thierisch und körperlich ist, gesäubert worden, sich wieder zu der überirdischen Sphäre erheben, mit den Göttern leben und im unverwandten Anschauen des wesentlichen und ewigen Schönen, wovon alles Sichtbare blos der Schatten ist, Ewigkeiten durchleben, die ebenso grenzenlos sind als die Wonne, von der sie überströmt werden.

„Vielleicht giebt es Leute, Kallias, bei denen die Milzsucht hoch genug gestiegen ist, daß diese Begriffe eine Art von Wahrheit für sie haben. Es ist auch nichts Leichteres, als daß junge Personen von lebhafter Empfindung und feuriger Einbildungskraft durch eine einsame Lebensart und den Mangel solcher Gegenstände und Freuden, worin sich dieses übermäßige Feuer verzehren könnte, von solchen hochfliegenden Chimären eingenommen werden, welche so geschickt sind, ihre nach Vergnügen lechzende Seele durch eine Art von Wollust zu täuschen, die nur desto lebhafter ist, je verworrener und dunkler die bezaubernden Phantome sind, die sie hervorbringen. Allein ob diese Träume außer dem Gehirn ihrer Erfinder und derjenigen, deren Einbildungskraft so glücklich ist, ihnen nachfliegen zu können, einige Wahrheit oder Wirklichkeit haben, ist eine Frage, deren Erörterung, wenn sie der gesunden Vernunft aufgetragen wird, nicht zum Vortheil derselben ausfällt. Wem anders als der Unwissenheit und dem Aberglauben der ältesten Welt haben die Nymphen und Faunen, die Najaden und Tritonen, die Furien und die erscheinenden Schatten der Verstorbenen ihre vermeinte Wirklichkeit zu danken? Je besser wir die Körperwelt kennen lernen, desto enger werden die Grenzen des Geisterreichs. Ich

will jetzt nichts davon sagen, ob es nicht wahrscheinlich sei, daß die Priesterschaft, die von jeher einen so zahlreichen Orden unter den Menschen ausgemacht, bald genug die Entdeckung machen mußte, was für große Vortheile man durch diesen Hang der Menschen zum Wunderbaren von ihren beiden heftigsten Leidenschaften, der Furcht und der Hoffnung, ziehen könne. Wir wollen bei der Sache selbst bleiben. Worauf gründet sich die erhabene Theorie, von der wir reden? Wer hat jemals diese Götter, diese Geister gesehen, deren Dasein sie voraussetzt? Welcher Mensch erinnert sich dessen, daß er ehemals ohne Körper in den ätherischen Gegenden geschwebt, den geflügelten Wagen Jupiter's begleitet und mit den Göttern Nektar getrunken habe? Was für einen sechsten oder siebenten Sinn haben wir, um das wirkliche Dasein der Gegenstände damit zu erkennen, womit man die Geisterwelt bevölkert? Sind es unsre innerlichen Sinne? Was sind diese anders als das Vermögen der Einbildungskraft, die Erscheinungen der äußern Sinne nachzuäffen? Was sieht das inwendige Auge eines Blindgebornen? Was hört das innere Ohr eines gebornen Tauben? Oder was sind die erhabensten Scenen, in welche die Einbildungskraft auszuschweifen fähig ist, anders als neue Zusammensetzungen, die sie gerade so macht, wie ein Mädchen aus den zerstreuten Blumen in einem Parterre einen Kranz flicht, oder höhere Grade dessen, was die Sinne einst empfunden haben, von welchen man jedoch immer unfähig bleibt, sich einige klare Vorstellung zu machen? Denn was empfinden wir bei dem ätherischen Schimmer oder den ambrosischen Gerüchen der Homerischen Götter? Wir sehen, wenn ich so sagen kann, den Schatten eines Glanzes in unsrer Einbildung; wir riechen, so zu sagen, den Schatten eines lieblichen Duftes, aber wir sehen keinen ätherischen Glanz und empfinden keinen ambrosischen Geruch. Kurz, man verbiete den Schöpfern der überirdischen Welten, sich keiner irdischen und sinnlichen Materialien zu bedienen, so werden ihre Welten (um mich eines ihrer Ausdrücke zu bedienen) plötzlich wieder in den Schooß des Nichts zurückfallen, woraus sie gezogen worden.

„Und brauchen wir wol noch einen andern Beweis, um uns diese ganze Theorie verdächtig zu machen, als die Methode, die man uns vorschreibt, um zu der geheimnißvollen Glückseligkeit zu gelangen, welcher wir diejenige aufopfern sollen, die uns die Natur und unsre Sinne anbieten? Wir sollen uns den sichtbaren Dingen entziehen, um die unsichtbaren zu sehen; wir

sollen aufhören zu empfinden, damit wir desto lebhafter phantasiren können. Verstopfet Eure Sinne, sagen sie, so werdet Ihr Dinge sehen und hören, wovon diese thierischen Menschen, die gleich dem Vieh mit den Augen sehen und mit den Ohren hören, sich keinen Begriff machen können. Eine vortreffliche Diät, in Wahrheit! Die Schüler des Hippokrates werden Dir beweisen, daß man keine bessere erfinden kann, um — wahnsinnig zu werden.

„Es ist also sehr wahrscheinlich, daß alle diese Geister, diese Welten, welche sie bewohnen, und diese Glückseligkeiten, welche man nach dem Tode mit ihnen zu theilen hofft, nicht mehr Wahrheit haben als die Nymphen, Liebesgötter und Grazien der Dichter, als die Gärten der Hesperiden und die Inseln der Circe und Kalypso, kurz als alle diese Spiele der Einbildungskraft, welche uns belustigen, ohne daß wir sie für wirklich halten. Die Religion unsrer Väter befiehlt uns, einen Jupiter, einen Apollo, eine Pallas, eine Aphrodite zu glauben; ganz gut! aber was für eine Vorstellung macht man uns von ihnen? Jedermann gesteht, daß es unmöglich sei, diese Götter, diese Göttinnen auf eine vollkommnere Weise abzubilden, als es von Phidias und Praxiteles geschehen ist. Gleichwol ist der Jupiter des Phidias nichts Anderes als ein heroischer Mann, die Cythere des Praxiteles nichts mehr als ein schönes Weib; von dem Gott und der Göttin hat kein Mensch in Griechenland den mindesten Begriff. Man verspricht uns nach dem Tode ein unsterbliches Leben bei den Göttern; aber die Begriffe, die wir uns davon machen, sind entweder aus den sinnlichen Wollüsten oder den feinern und geistigern Freuden, die wir in diesem Leben erfahren haben, zusammengesetzt; es ist also klar, daß wir gar keine ächte Vorstellung von dem Leben der Geister und von ihren Freuden haben.

„Ich will hiermit nicht leugnen, daß es Götter, Geister oder vollkommnere Wesen, als wir sind, geben könne oder vielleicht wirklich gebe. Alles, was meine Schlüsse beweisen, ist dies: „daß wir unfähig sind, uns eine richtige Vorstellung von ihnen zu machen, oder kurz, daß wir nichts von ihnen wissen." Wissen wir aber nichts, weder von ihrem Zustande noch von ihrer Natur, so ist es für uns ebenso viel, als ob sie gar nicht wären. Anaxagoras bewies mir einst mit dem ganzen Enthusiasmus eines Sternsehers, daß der Mond Einwohner habe. Vielleicht sagte er die Wahrheit. Allein was sind diese Mondbewohner

für Dich oder mich? Meinst Du, der König Philippus werde sich die mindeste Sorge machen, die Griechen möchten sie gegen ihn zu Hilfe rufen? Es mögen Einwohner im Monde sein; aber für uns ist der Mond weder mehr noch weniger als eine leere, glänzende Scheibe, die unsre Nächte erheitert und unsre Zeit abmißt.

„Wenn es denn also, mein lieber Kallias, mit allen jenen übersinnlichen Dingen diese Bewandtniß hat und nothwendig haben muß, wie thöricht wär' es, den Plan unsers Lebens auf Chimären zu gründen und uns der Glückseligkeit, deren wir wirklich genießen könnten, zu begeben, um uns, wie der Hund im Nil, mit ungewissen Hoffnungen, den Schatten unsrer Wünsche, zu speisen! Was könnte widersinniger sein, als die Frucht seines Daseins zu verlieren, in Hoffnung, sich dafür schadlos zu halten, wenn man nicht mehr sein wird! Denn daß wir jetzt leben, und daß dieses Leben aufhören wird, das wissen wir gewiß; ob ein anderes alsdann anfange, ist wenigstens ungewiß, und wenn es auch gewiß wäre, so ist doch unmöglich, das Verhältniß desselben gegen das jetzige zu bestimmen, da wir kein Mittel haben, uns einen ächten Begriff davon zu machen. Lass' uns also den Plan unsers Lebens auf das gründen, was wir kennen und wissen, und nachdem wir gefunden haben, was das glückliche Leben ist, den geradesten und sichersten Weg suchen, auf dem wir dazu gelangen können."

Viertes Capitel.

Worin Hippias eine feine Kenntniß der Welt zu zeigen scheint.

„Ich habe schon bemerkt, daß die Glückseligkeit, welche wir suchen, nur in dem Stand einer Gesellschaft, die sich schon zu einem gewissen Grade der Vollkommenheit erhoben hat, stattfinde. In einer solchen Gesellschaft entwickeln sich alle diese mannichfaltigen Geschicklichkeiten, die bei dem rohen Menschen, der wenig bedarf, einsam lebt und wenig Leidenschaften hat, immer müßige Fähigkeiten bleiben. Die Einführung des Eigenthums, die Ungleichheit der Güter und Stände, die Armuth der Einen, der Ueberfluß, die Ueppigkeit und Trägheit der Andern, dieses sind die wahren Götter der Künste, die Merkure und die Musen, denen wir ihre Erfindung oder doch ihre Vollkommenheit zu danken haben. Wie viele Menschen müssen ihre Bemühungen vereinigen, um einen einzigen Reichen zu befriedigen! Diese

bauen seine Felder und Weinberge, Jene pflanzen seine Lustgärten; Andere bearbeiten den Marmor, woraus seine Wohnung aufgeführt wird; Tausende durchschiffen den Ocean, um ihm die Reichthümer fremder Länder zuzuführen; Tausende beschäftigen sich, die Seide und den Purpur zu bereiten, die ihn kleiden, die Tapeten, die seine Zimmer schmücken, die kostbaren Gefäße, woraus er ißt und trinkt, und das weiche Lager, worauf er der wollüstigen Ruhe genießt; Tausende strengen in schlaflosen Nächten ihren Witz an, um neue Bequemlichkeiten, neue Wollüste, eine leichtere und angenehmere Art, die leichtesten und angenehmsten Verrichtungen, die uns die Natur auferlegt, zu thun, für ihn zu erfinden und durch die Zaubereien der Kunst, die den gemeinsten Dingen einen Schein der Neuheit zu geben weiß, seinen Ekel zu täuschen und seine vom Genuß ermüdeten Sinne aufzuwecken. Für ihn arbeitet der Maler, der Tonkünstler, der Dichter, der Schauspieler und überwindet unendliche Schwierigkeiten, um Künste zur Vollkommenheit zu treiben, welche die Anzahl seiner Ergetzungen vermehren sollen. Allein alle diese Leute, welche für den glücklichen Menschen arbeiten, würden sie es thun, wenn sie nicht selbst glücklich zu sein wünschten? Für wen arbeiten sie als für Denjenigen, der ihre Bemühung, ihn zu vergnügen, belohnen kann? Der König von Persien selbst ist nicht mächtig genug, einen Zeuxis zu zwingen, daß er ihm eine Leda male. Nur die Zauberkraft des Goldes, welchem eine allgemeine Uebereinkunft der gesitteten Völker den Werth aller nützlichen und angenehmen Dinge beigelegt hat, kann das Genie und den Fleiß einem Midas dienstbar machen, der ohne seine Schätze vielleicht kaum würdig wäre, dem für ihn arbeitenden Maler die Farben zu reiben.

„Die Kunst, sich die Mittel zur Glückseligkeit zu verschaffen, ist also schon gefunden, mein lieber Kallias, sobald wir die Kunst gefunden haben, einen genugsamen Vorrath von diesem wahren Steine der Weisen zu bekommen, der uns die ganze Natur unterwirft, Millionen Unsersgleichen zu freiwilligen Sklaven unserer Ueppigkeit macht, uns in jedem schlauen Kopf einen dienstwilligen Merkur und, durch den unwiderstehlichen Glanz eines goldnen Regens, in jeder Schönen eine Danae finden läßt.

„Die Kunst, reich zu werden, Kallias, ist im Grunde nichts Anderes als die Kunst, sich des Eigenthums andrer Leute mit ihrem guten Willen zu bemächtigen. Ein Despot hat unter dem Schutz eines Vorurtheils, welches demjenigen sehr ähnlich ist,

womit die Aegypter das Krokodil vergöttern, in diesem Stück ungemeine Vortheile. Da sich seine Rechte so weit erstrecken als seine Macht, und diese Macht durch keine Pflichten eingeschränkt ist, weil ihn Niemand zwingen kann, sie zu erfüllen, so kann er sich das Vermögen seiner Unterthanen zueignen, ohne sich darum zu bekümmern, ob es mit ihrem guten Willen geschieht. Es kostet ihm keine Mühe, unermeßliche Reichthümer zu erwerben, und um mit der unmäßigsten Schwelgerei in einem Tage Millionen zu verschwenden, braucht er nur den Theil des Volkes, den seine Dürftigkeit zu einer immerwährenden Arbeit verdammt, an diesem Tage — fasten zu lassen. Allein, außerdem daß dieser Vortheil nur sehr wenigen Sterblichen zu Theil werden kann, ist er auch nicht so beschaffen, daß ein weiser Mann ihn beneiden könnte. Das Vergnügen hört auf, Vergnügen zu sein, sobald es über einen gewissen Grad getrieben wird. Das Uebermaß der sinnlichen Wollüste zerstört die Werkzeuge der Empfindung; das Uebermaß der Vergnügen der Einbildungskraft verderbt den Geschmack des Schönen, indem für unmäßige Begierden nichts reizend sein kann, was in die Verhältnisse und das Ebenmaß der Natur eingeschlossen ist. Daher ist das gewöhnliche Schicksal eines morgenländischen Fürsten, der in die Mauern seines Serails eingekerkert ist, in den Armen der Wollust vor Ersättigung und Ueberdruß umzukommen. Er vergeht vor langer Weile, indeß die süßesten Gerüche von Arabien vergeblich für ihn duften, die geistigsten Weine ihm ungekostet aus Krystallen entgegen blinken, tausend Schönheiten, deren jede zu Paphos einen Altar erhielte, alle ihre Reizungen, alle ihre buhlerischen Künste umsonst verschwenden, seine schlaffen Sinne zu erwecken, und zehntausend Sklaven seiner Ueppigkeit in die Wette eifern, um unerhörte und ungeheure Wollüste zu erdenken, welche vielleicht fähig sein möchten, das abgestumpfte Gefühl dieses unglückseligen Glücklichen auf etliche Augenblicke zu täuschen. Wir haben also mehr Ursache, als man insgemein glaubt, der Natur zu danken, wenn sie uns in einen Stand setzt, wo wir das Vergnügen durch Arbeit erkaufen müssen und unsre Leidenschaften erst mäßigen lernen, eh' wir zu einer Glückseligkeit gelangen, die wir ohne diese Mäßigung nicht genießen könnten.

„Da nun die Despoten — und die Straßenräuber die Einzigen sind, denen es (auf ihre Gefahr) zusteht, sich des Vermögens andrer Leute mit Gewalt zu bemächtigen, so bleibt

Demjenigen, der sich aus einem Zustande von Mangel und Abhängigkeit emporschwingen will, nichts Anderes übrig, als „daß er sich die Geschicklichkeit erwerbe, den Vortheil und das Vergnügen der Lieblinge des Glückes zu befördern."

„Unter den vielerlei Arten, wie dieses geschehen kann, sind einige dem Menschen von Genie mit Ausschluß aller übrigen vorbehalten, und diese theilen sich nach ihrem verschiedenen Endzweck in zwei Classen ein, wovon die erste die Vortheile und die andere das Vergnügen des beträchtlichsten Theils einer Nation zum Gegenstande hat. Die erste, unter welcher die Regierungs- und Kriegskünste begriffen sind, scheint ordentlicherweise nur in freien Staaten Platz zu finden; die andre hat keine Grenzen als den Grad des Reichthums und der Ueppigkeit eines jeden Volkes, von welcher Art seine Staatsverfassung sein mag. In dem armen Athen wurde ein guter Feldherr unendliche Mal höher geschätzt als ein guter Maler. In dem reichen, wollüstigen Athen hingegen giebt man sich keine Mühe, zu untersuchen, wer der Tüchtigste sei, ein Kriegsheer anzuführen. Man hat wichtigere Dinge zu entscheiden. Die Frage ist, welche unter etlichen Tänzerinnen die artigsten Füße hat und die leichtesten Sprünge macht? Ob die Venus des Praxiteles oder des Alkamenes die schönere ist? — Daher kommt es auch, daß die Künste des Genie's von der ersten Classe für sich allein selten zum Reichthum führen. Die großen Talente, die großen Verdienste und Tugenden, die dazu erfordert werden, finden sich gemeiniglich nur in armen und emporstrebenden Republiken, die Alles, was man für sie thut, nur mit Lorbeerkränzen bezahlen. In Staaten aber, wo Reichthum und Ueppigkeit schon die Oberhand gewonnen haben, kann man aller dieser Talente und Tugenden, welche die Regierungskunst zu erfordern scheint, entbehren. Man kann in solchen Staaten Gesetze geben, ohne ein Solon, Kriegsheere anführen, ohne ein Leonidas oder Themistokles zu sein. Perikles, Alcibiades regierten zu Athen den Staat und führten die Völker an, obgleich Jener nur ein Redner war, und Dieser keine andre Kunst kannte als die Kunst, Herzen zu fangen. „In solchen Freistaaten hat das Volk die Eigenschaften, die in einem despotischen der Einzige hat, der kein Sklave ist; man braucht ihm nur zu gefallen, um zu Allem tüchtig befunden zu werden." Perikles herrschte ohne die äußerlichen Zeichen der königlichen Würde so unumschränkt in dem freien Athen als Artaxerxes in dem unterthänigen Asien.

Seine Talente und die Künste, die er von der schönen Aspasia gelernt hatte, erwarben ihm eine Art von Oberherrschaft, die nur desto unumschränkter war, da sie ihm freiwillig zugestanden wurde. Die Kunst, eine große Meinung von sich zu erwecken, die Kunst, zu überreden, die Kunst, von der Eitelkeit der Athener Vortheil zu ziehen und ihre Leidenschaften zu lenken, machten seine ganze Regierungskunst aus. Er verwickelte die Republik in ungerechte und unglückliche Kriege, erschöpfte die öffentliche Schatzkammer, erbitterte die Bundesgenossen durch gewaltsame Erpressungen; und damit das Volk keine Zeit hätte, eine so schnöde Staatsverwaltung genauer zu beobachten, so bauete er Schauspielhäuser, gab ihnen schöne Bildsäulen und Gemälde zu sehen, unterhielt sie mit Tänzerinnen und Virtuosen und gewöhnte sie so sehr an diese abwechselnden Ergetzungen, daß die Vorstellung eines neuen Stücks oder der Wettstreit unter etlichen Flötenspielern zuletzt Staatsangelegenheiten wurden, über welchen man diejenigen vergaß, die es in der That waren. Nur funfzig Jahre früher würde man einen Perikles für eine Pest der Republik angesehen haben; allein damals würde Perikles ein Aristides gewesen sein. In seinem Zeitraume war er, gerade so wie er war, und weil er so war, der größte Mann des Staats, der Mann, der Athen zu dem höchsten Grade der Macht und des Glanzes erhob, den es erreichen konnte, der Mann, dessen Zeit als das goldne Alter der Musen in allen künftigen Jahrhunderten angezogen werden wird, und, was für ihn selbst das Wichtigste war, der Mann, für welchen die Natur die Euripiden und Aristophane, die Phidias, die Zeuxis, die Damonen und die Aspasien zusammenbrachte, um sein Privatleben so angenehm zu machen, als sein öffentliches Leben glänzend war. „Die Kunst, über die Einbildungskraft der Menschen zu herrschen, die geheimen, ihnen selbst verborgenen Triebfedern ihrer Bewegungen nach unserm Gefallen zu lenken und sie zu Werkzeugen unserer Absichten zu machen, indem wir sie in der Meinung erhalten, daß wir es von den ihrigen sind," ist also ohne Zweifel diejenige, die ihrem Besitzer am Nützlichsten ist, und dies ist die Kunst, welche die Sophisten lehren und ausüben, die Kunst, welcher sie das Ansehen, die Unabhängigkeit und die glücklichen Tage, deren sie genießen, zu danken haben. Du kannst Dir leicht vorstellen, Kallias, daß sie sich in etlichen Stunden weder lehren noch lernen läßt; allein meine Absicht ist auch für jetzt nur, Dir überhaupt einen Begriff davon zu geben.

„Dasjenige, was man die Weisheit der Sophisten nennt, ist die Geschicklichkeit, sich der Menschen so zu bedienen, daß sie geneigt sind, unser Vergnügen zu befördern oder überhaupt die Werkzeuge unserer Absichten zu sein. Die Beredsamkeit, welche diesen Namen erst alsdann verdient, wenn sie im Stande ist, die Zuhörer, wer sie auch sein mögen, von Allem zu überreden, was wir wollen, und in jeden Grad einer jeden Leidenschaft zu setzen, die zu unsrer Absicht nöthig ist: eine solche Beredsamkeit ist unstreitig ein unentbehrliches Werkzeug und das vornehmste, wodurch die Sophisten diesen Zweck erreichen. Die Sprachlehrer bemühen sich, junge Leute zu Rednern zu bilden; die Sophisten thun mehr: sie lehren sie, Ueberreder zu werden, wenn mir dieses Wort erlaubt ist. Hierin allein besteht das Erhabene einer Kunst, die vielleicht noch Niemand in dem Grade besessen hat wie Alcibiades, der in unsern Zeiten so viel Aufsehens gemacht hat. Der Weise bedient sich dieser Ueberredungsgabe nur als eines Werkzeugs zu höhern Absichten. Alcibiades überläßt es einem Antiphon, sich mit Ausfeilung einer künstlich gesetzten Rede zu bemühen; er überredet indessen seine Landsleute, daß ein so liebenswürdiger Mann wie Alcibiades das Recht habe, zu thun, was ihm einfalle; er überredet die Spartaner, zu vergessen, daß er ihr Feind gewesen und daß er es bei der ersten Gelegenheit wieder sein werde; er überredet die Königin Timea, die Mutter eines jungen Alcibiades durch ihn zu werden, und die Satrapen des großen Königs, daß er ihnen die Athener zu eben der Zeit verrathen wolle, da er diese überredet, daß sie ihn mit Unrecht für einen Verräther hielten. Eine solche Ueberredungskraft setzt die Geschicklichkeit voraus, jede Gestalt anzunehmen, wodurch wir Demjenigen gefällig werden können, auf den wir Absichten haben, die Geschicklichkeit, sich der verborgensten Zugänge seines Herzens zu versichern, seine Leidenschaften, je nachdem wir es nöthig finden, zu erregen, zu liebkosen, eine durch die andre zu verstärken oder zu schwächen oder gar zu unterdrücken; sie erfordert eine Gefälligkeit, die von den Sittenlehrern Schmeichelei genannt wird, aber diesen Namen nur alsdann verdient, wenn sie von den Gnathonen, die um die Tafeln der Reichen sumsen, nachgeäfft wird, — — eine Gefälligkeit, die aus einer tiefen Kenntniß der Menschen entspringt und das Gegentheil von der lächerlichen Sprödigkeit gewisser Phantasten ist, die den Menschen übelnehmen, daß sie anders sind, als wie diese ungebetenen Gesetzgeber es haben

wollen, kurz, diejenige Gefälligkeit, ohne welche es vielleicht möglich ist, die Hochachtung, aber niemals die Liebe der Menschen zu erlangen, weil wir nur Diejenigen lieben können, die uns ähnlich sind, die unsern Geschmack haben oder zu haben scheinen und so eifrig sind, unser Vergnügen zu befördern, daß sie hierin die Aspasia von Milet zum Muster nehmen, welche sich bis ans Ende in der Gunst des Perikles erhielt, indem sie in demjenigen Alter, worin man die Seele der Damen zu lieben pflegt, sich in die Grenzen der Platonischen Liebe zurückzog und die Rolle des Körpers durch Andere spielen ließ.

„Ich lese in Deinen Augen, Kallias, was Du gegen diese Künste einzuwenden hast, die sich so übel mit den Vorurtheilen vertragen, die Du gewohnt bist für Grundsätze zu halten. Es ist wahr, die Kunst, zu leben, welche die Sophisten lehren, ist auf ganz andere Begriffe von dem, was in sittlichem Verstande schön und gut ist, gebaut, als diejenigen hegen, die von dem idealischen Schönen und von einer gewissen Tugend, die ihr eigner Lohn sein soll, so viel schöne Dinge zu sagen wissen. Allein, wenn Du noch nicht müder bist, mir zuzuhören, als ich es bin, zu schwatzen, so denke ich, es soll mir nicht schwer werden, Dich zu überzeugen, daß das idealische Schöne und die idealische Tugend mit jenen Geistermärchen, deren ich vorhin erwähnte, in die nämliche Classe gehören."

Fünftes Capitel.

Der Anti-Platonismus in nuce.

„Was ist das Schöne? Was ist das Gute? — Ehe wir diese Frage beantworten können, müssen wir, däucht mich, vorher fragen: Was ist das, was die Menschen schön und gut nennen? Wir wollen vom Schönen anfangen. Was für eine unendliche Verschiedenheit in den Begriffen, die man sich bei den verschiedenen Völkern des Erdbodens von der Schönheit macht! Alle Welt kommt darin überein, daß ein schönes Weib das schönste unter allen Werken der Natur sei. Allein wie muß sie sein, um für eine vollkommne Schönheit in ihrer Art gehalten zu werden? Hier fängt der Widerspruch an. Stelle Dir eine Versammlung von so vielen Liebhabern vor, als es verschiedene Nationen unter verschiedenen Himmelsstrichen giebt: was ist gewisser, als daß ein Jeder den Vorzug seiner Geliebten vor den

Uebrigen behaupten wird? Der Europäer wird die blendende Weiße, der Mohr die rabengleiche Schwärze der seinigen vorziehen; der Grieche wird einen kleinen Mund, eine Brust, die mit der hohlen Hand bedeckt werden kann, und das angenehme Ebenmaß einer feinen Gestalt, der Afrikaner die eingedrückte Nase, die ölige Haut und die aufgeschwollenen Lippen, der Perser die großen Augen und den schlanken Wuchs, der Serer die kleinen Augen, den runden Wanst und die winzigen Füße an der seinigen bezaubernd finden. Hat es vielleicht mit dem Schönen im sittlichen Verstande, mit dem, was sich geziemt, eine andere Bewandtniß? Ich glaube nein. Die spartanischen Jungfrauen scheuen sich nicht, in einem Aufzuge gesehen zu werden, wodurch in Athen die geringste öffentliche Metze sich entehrt hielte. In Persien würde ein Frauenzimmer, das an einem öffentlichen Orte sein Gesicht entblößte, ebenso angesehen werden als in Smyrna eine, die sich ohne alle Kleidung sehen ließe. Bei den morgenländischen Völkern erfordert der Wohlanstand eine Menge von Beugungen und unterthänigen Geberden, die man gegen diejenigen macht, die man ehren will; wir Griechen finden diese Höflichkeit ebenso schändlich und sklavenmäßig, als die attische Urbanität zu Persepolis grob und bäurisch scheinen würde. Bei den Griechen hat eine Freigeborene ihre Ehre verloren, die sich den jungfräulichen Gürtel von einem Andern als ihrem Manne auflösen läßt; bei gewissen Völkern jenseits des Ganges ist ein Mädchen desto vorzüglicher, je mehr es Liebhaber gehabt hat, die seine Reizungen aus Erfahrung anzurühmen wissen. Diese Verschiedenheit der Begriffe vom sittlichen Schönen zeigt sich nicht nur in besonderen Gebräuchen und Gewohnheiten verschiedener Völker, wovon sich die Beispiele ins Unendliche häufen ließen, sondern selbst in dem Begriffe, den sie sich überhaupt von der Tugend machen. Bei den Römern ist Tugend und Tapferkeit einerlei; bei den Athenern schließt dieses Wort alle Arten von nützlichen und angenehmen Eigenschaften in sich. Zu Sparta kennt man keine andere Tugend als den Gehorsam gegen die Gesetze, in despotischen Reichen keine andere als die sklavische Unterthänigkeit gegen den Monarchen und seine Satrapen; am Kaspischen Meere ist der Tugendhafteste, der am Besten rauben kann und die meisten Feinde erschlagen hat; in dem wärmsten Striche von Indien hat nur der die höchste Tugend erreicht, der sich durch eine völlige Unthätigkeit, ihrer Meinung nach, den Göttern ähnlich macht.

„Was folgt nun aus allen diesen Beispielen? Ist nichts an sich selbst schön oder recht? Giebt es kein gewisses Modell, wonach dasjenige, was schön oder sittlich ist, beurtheilt werden muß? Wir wollen sehen. Wenn ein solches Modell ist, so muß es in der Natur sein. Denn es wäre Thorheit, sich einzubilden, daß irgend ein Pygmalion eine Bildsäule schnitzen könne, welche schöner wäre als die berühmte Phryne, die sich der Vollkommenheit aller Formen ihrer Gestalt dermaßen bewußt war, daß sie kein Bedenken trug, eine unendliche Menge von Augen zu Richtern darüber zu machen, als sie an einem Feste der Eleusinischen Göttinnen sich, blos in ihre langen fliegenden Haare eingehüllt, öffentlich im Meere badete. Gewiß ist die Venus eines jeden Volkes nichts Anderes als die Abbildung derjenigen Frau, bei welcher sich nach dem allgemeinen Urtheile dieses Volkes die Nationalschönheit im höchsten Grade befinden würde. Aber welches unter so vielerlei Modellen ist denn an sich selbst das schönste? Wer soll unter so Vielen, die an den goldenen Apfel mit anscheinend gleichem Recht Anspruch machen, den Ausschlag geben? Wir wollen es versuchen. Gesetzt, es würde eine allgemeine Versammlung angestellt, wozu eine jede Nation den schönsten Mann und das schönste Weib, nach ihrem National-Modell zu urtheilen, geschickt hätte, und wo die Weiber zu entscheiden hätten, welcher unter allen diesen Mitbewerbern um den Preis der Schönheit der schönste Mann, und die Männer, welche unter allen das schönste Weib wäre. Dies vorausgesetzt, sage ich, man würde gar bald Diejenigen aus allen Uebrigen aussondern, die unter diesen milden und gemäßigten Himmelsstrichen geboren worden wären, wo die Natur allen ihren Werken ein feineres Ebenmaß der Gestalt und eine angenehmere Mischung der Farben zu geben pflegt. Denn die vorzügliche Schönheit der Natur in den gemäßigten Zonen erstreckt sich vom Menschen bis auf die Pflanzen. Unter diesen Auserlesenen von beiden Geschlechtern würde vielleicht der Vorzug lange zweifelhaft sein; allein endlich würde doch unter den Männern derjenige den Preis erhalten, bei dessen Landsleuten die verschiedenen gymnastischen Uebungen ohne Uebermaß und in dem höchsten Grade der Vollkommenheit getrieben würden, und alle Männer würden mit einer Stimme diejenige für die schönste unter den Schönen erklären, die von einem Volke abgeschickt worden wäre, welches bei der Erziehung der Töchter die möglichste Entwicklung und Pflege der natürlichen Schönheit zur Hauptsache machte. Der

Spartaner würde also vermuthlich für den schönsten Mann und die Perserin für das schönste Weib erklärt werden. Der Grieche, welcher der Anmuth den Vorzug vor der Schönheit giebt, weil die griechischen Weiber mehr reizend als schön sind, würde nichtsdestoweniger zu eben der Zeit, da sein Herz einem Mädchen von Paphos oder Milet den Vorzug gäbe, bekennen müssen, daß die Perserin schöner sei, und eben dieses würde der Serer thun, ob er gleich das dreifache Kinn und den Wanst seiner Landsmännin reizender finden würde.

„Vermuthlich hat es die nämliche Bewandtniß mit dem sittlichen Schönen. So groß auch hierin die Verschiedenheit der Begriffe unter verschiedenen Zonen ist, so wird doch schwerlich geleugnet werden können, daß der Preis der Sitten derjenigen Nation gebühre, welche die geistreichste, die ausgebildetste, die belebteste, geselligste und angenehmste ist. Die ungezwungene und einnehmende Urbanität des Atheners muß einem jeden Fremden angenehmer sein als die abgemessene, ernsthafte und ceremonielle Höflichkeit des Morgenländers. Das verbindliche Wesen, der Schein von Leutseligkeit, den jener seinen kleinsten Handlungen zu geben weiß, muß vor dem steifen Ernst des Persers oder der rauhen Gutherzigkeit des Scythen eben so sehr den Vorzug erhalten, als der Putz einer Dame von Smyrna, der die Schönheit weder ganz verhüllt, noch ganz den Augen preisgiebt, vor der Vermummung der Morgenländerin oder der thierischen Blöße einer Wilden. Das Muster der aufgeklärtesten und geselligsten Nation scheint also die wahre Regel des sittlichen Schönen oder des Anständigen zu sein, und Athen und Smyrna sind die Schulen, worin man seinen Geschmack und seine Sitten bilden muß.

„Allein, nachdem wir eine Regel für das Schöne gefunden haben, was für eine werden wir für das, was recht ist, finden? wovon so verschiedene und widersprechende Begriffe unter den Menschen herrschen, daß ebendieselbe Handlung, die bei dem einen Volke mit Lorbeerkränzen und Statuen belohnt wird, bei dem andern eine schmähliche Todesstrafe verdient, und daß kaum ein Laster ist, welches nicht irgendwo seinen Altar und seinen Priester habe. Es ist wahr, die Gesetze sind bei dem Volke, welchem sie gegeben sind, die Richtschnur des Rechts und Unrechts; allein, was bei diesem Volke durch das Gesetz befohlen wird, wird bei einem andern durch das Gesetz verboten.

„Die Frage ist also: Giebt es nicht ein allgemeines Gesetz,

welches bestimmt, was an sich selbst recht ist? Ich antworte: Ja; und dieses allgemeine Gesetz, was könnt' es anders sein als die Stimme der Natur, die zu einem Jeden spricht: Suche Dein eigenes Bestes; oder mit andern Worten: Befriedige Deine natürlichen Begierden und genieße so viel Vergnügen, als Du kannst. Dies ist das einzige Gesetz, das die Natur dem Menschen gegeben hat; und so lange er sich im Stande der Natur befindet, ist das Recht, das er an Alles hat, was seine Begierden verlangen, oder was ihm gut ist, durch nichts Anderes als das Maß seiner Stärke eingeschränkt; er darf Alles, was er kann, und ist keinem Andern etwas schuldig. Allein der Stand der Gesellschaft, welcher eine Anzahl von Menschen zu ihrem gemeinschaftlichen Besten vereinigt, setzt zu jenem einzigen Gesetze der Natur: Suche Dein eigenes Bestes, die Einschränkung: ohne einem Andern zu schaden. Wie also im Stande der Natur einem jeden Menschen Alles recht ist, was ihm nützlich ist: so erklärt im Stande der Gesellschaft das Gesetz Alles für unrecht und strafwürdig, was der Gesellschaft schädlich ist, und verbindet hingegen die Vorstellung eines Vorzugs und belohnungswürdigen Verdienstes mit allen Handlungen, wodurch der Nutzen oder das Vergnügen der Gesellschaft befördert wird.

„Die Begriffe von Tugend und Laster gründen sich also einestheils auf den Vertrag, den eine gewisse Gesellschaft unter sich gemacht hat, und insofern sind sie willkürlich, anderntheils auf dasjenige, was einem jeden Volke nützlich oder schädlich ist; und daher kommt es, daß ein so großer Widerspruch unter den Gesetzen verschiedener Nationen herrscht. Das Klima, die Lage, die Regierungsform, die Religion, das eigene Temperament und der Nationalcharakter eines jeden Volkes, seine Lebensart, seine Stärke oder Schwäche, seine Armuth oder sein Reichthum bestimmen seine Begriffe von dem, was ihm gut oder schädlich ist. Daher diese unendliche Verschiedenheit des Rechts oder Unrechts unter den policirten Nationen; daher der Contrast der Moral der glühenden Zonen mit der Moral der kalten Länder, der Moral der freien Staaten mit der Moral der despotischen Reiche, der Moral einer armen Republik, welche nur durch den kriegerischen Geist gewinnen kann, mit der Moral einer reichen, die ihren Wohlstand dem Geiste der Handelschaft und dem Frieden zu danken hat; daher endlich die Albernheit der Moralisten, welche sich den Kopf zerbrechen, um zu bestimmen, was für alle Nationen recht sei, ehe sie die Auflösung der Aufgabe gefunden

haben, wie man machen könne, daß ebendasselbe für alle Nationen gleich nützlich sei.

„Die Sophisten, deren Sittenlehre sich nicht auf abgezogene Ideen, sondern auf die Natur und wirkliche Beschaffenheit der Dinge gründet, finden die Menschen an einem jeden Orte so, wie sie sein können. Sie schätzen einen Staatsmann zu Athen an sich selbst nicht höher als einen Gaukler zu Persepolis, und eine Matrone von Sparta ist in ihren Augen kein vortrefflicheres Wesen als eine Lais zu Korinth. Es ist wahr, der Gaukler würde zu Athen und die Lais zu Sparta schädlich sein; allein ein Aristides würde zu Persepolis und eine Spartanerin zu Korinth, wo nicht eben so schädlich, doch wenigstens ganz unnützlich sein. Die Idealisten, wie ich diese Philosophen zu nennen pflege, welche die Welt nach ihren Ideen umschmelzen wollen, bilden ihre Lehrjünger zu Menschen, die man nirgends für einheimisch erkennen kann, weil ihre Moral eine Gesetzgebung voraussetzt, welche nirgends vorhanden ist. Sie bleiben arm und ungeachtet, weil ein Volk nur Demjenigen Hochachtung und Belohnung zuerkennt, der seinen Nutzen befördert oder doch zu befördern scheint; ja, sie werden als Verderber der Jugend und als heimliche Feinde der Gesellschaft angesehen, und die Landesverweisung oder der Giftbecher ist zuletzt Alles, was sie für die undankbare Bemühung davontragen, die Menschen zu entkörpern, um sie in die Classe der mathematischen Punkte, Linien und Dreiecke zu erheben. Klüger als diese eingebildeten Weisen, die, wie jener Citherschläger von Aspendus, nur in und für sich selbst musiciren, überlassen die Sophisten den Gesetzen eines jeden Volkes, ihre Bürger zu lehren, was recht oder unrecht sei. Da sie selbst zu keinem besondern Staatskörper gehören, so genießen sie die Vorrechte eines Weltbürgers, und indem sie den Gesetzen und der Religion eines jeden Volkes, bei dem sie sich befinden, diejenige Achtung bezeigen, welche sie vor allen Ungelegenheiten mit den Handhabern derselben sichert, so erkennen und befolgen sie doch in der That kein anderes als jenes allgemeine Gesetz der Natur, welches dem Menschen sein eigenes Bestes zur einzigen Richtschnur giebt. Alles, wodurch ihre natürliche Freiheit eingeschränkt wird, ist die Beobachtung einer nützlichen Klugheit, die ihnen vorschreibt, ihren Handlungen die Farbe, den Schnitt und die Auszierung zu geben, wodurch sie denjenigen, mit welchen sie zu thun haben, am Gefälligsten werden. Das moralische Schöne ist für unsere Handlungen eben

das, was der Putz für unsern Leib; und es ist ebenso nöthig, seine Aufführung nach den Vorurtheilen und dem Geschmack derjenigen zu modeln, mit denen man lebt, als es nöthig ist, sich so zu kleiden wie sie. Ein Mensch, der nach einem gewissen besondern Modell gebildet worden ist, sollte, wie die wandelnden Bildsäulen des Dädalus, an seinen väterlichen Boden angefesselt werden; denn er ist nirgends an seinem Platz als unter Seinesgleichen. Ein Spartaner würde sich nicht besser schicken, die Rolle eines obersten Sklaven des Artaxerxes zu spielen, als ein Sarmater sich schickte, Polemarchos (Kriegsminister) zu Athen zu sein. Der Weise hingegen ist der allgemeine Mensch, der Mensch, dem alle Farben, alle Umstände, alle Verfassungen und Stellungen anstehen; und er ist es eben darum, weil er keine besondern Vorurtheile und Leidenschaften hat, weil er nichts als ein Mensch ist. Er gefällt allenthalben, weil er, wohin er kommt, sich die Vorurtheile und Thorheiten gefallen läßt, die er antrifft. Wie sollte er nicht geliebt werden, er, der immer bereit ist, sich für die Vortheile Anderer zu beeifern, ihre Begriffe zu billigen, ihren Leidenschaften zu schmeicheln? Er weiß, daß die Menschen von nichts überzeugter sind als von ihren Irrthümern, nichts zärtlicher lieben als ihre Fehler, und daß es kein gewisseres Mittel giebt, sich ihr Mißfallen zuzuziehen, als wenn man ihnen eine Wahrheit entdeckt, die sie nicht wissen wollen. Weit entfernt also, ihnen die Augen wider ihren Willen zu öffnen oder einen Spiegel vorzuhalten, der ihnen ihre Häßlichkeit vorrückte, bestärkt er den Thoren in dem Gedanken, daß nichts abgeschmackter sei, als Verstand zu haben, den Verschwender in dem Wahne, daß er großmüthig, den Knicker in dem Gedanken, daß er ein guter Haushalter, die Häßliche in der süßen Einbildung, daß sie desto geistreicher, und den Großen und Reichen in der Ueberredung, daß er ein Staatsmann, ein Gelehrter, ein Held, ein Gönner der Musen, ein Liebling der Schönen, kurz Alles, was er wolle, sei. Er bewundert das System des Philosophen, die einbildische Unwissenheit des Hofmannes und die großen Thaten des Generals. Er gesteht dem Tanzmeister ohne Widerrede zu, daß Cimon der größte Mann in Griechenland gewesen wäre, wenn er — die Füße besser zu setzen gewußt hätte, und dem Maler, daß man mehr Genie braucht, ein Zeuxis als ein Homer zu sein. Diese Art, mit den Menschen umzugehen, ist von unendlich größerem Vortheil, als man beim ersten Anblick denken sollte. Sie erwirbt uns ihre Liebe, ihr Zutrauen und

eine desto größere Meinung von unserm Verdienste, je größer diejenige ist, die wir von dem ihrigen zu haben scheinen. Sie ist das gewisseste Mittel, zu den höchsten Stufen des Glücks empor zu steigen. Meinst Du, daß es die größten Talente, die vorzüglichsten Verdienste seien, die einen Archonten, einen Heerführer, einen Satrapen oder den Günstling eines Fürsten machen? Siehe Dich in den Republiken um: Du wirst finden, daß der Eine sein Ansehen der lächelnden Miene zu danken hat, womit er die Bürger grüßt, ein Anderer der ansehnlichen Peripherie seines Wanstes, ein Dritter der Schönheit seiner Gemahlin und ein Vierter seiner brüllenden Stimme. Gehe an die Höfe: Du wirst Leute finden, welche das Glück, worin sie schimmern, der Empfehlung eines Kammerdieners, der Gunst einer Dame, die sich für ihre Talente verbürgt hat, oder der Gabe des Schlafs schuldig sind, womit sie befallen werden, wenn der Vezier mit ihren Weibern scherzt. Nichts ist in diesem Lande der Bezauberungen gewöhnlicher, als einen unbärtigen Knaben in einen Feldherrn, einen Gaukler in einen Staatsminister, einen Kuppler in einen Oberpriester verwandelt zu sehen; ja, ein Mensch ohne alle sittlichen Verdienste kann oft durch ein einziges Talent, welches er vielleicht nicht einmal gestehen darf, zu einem Glücke gelangen, das ein Anderer durch die größten Verdienste vergeblich zu erhalten gesucht hat.

„Wer könnte demnach zweifeln, daß die Kunst der Sophisten nicht fähig sein sollte, ihrem Besitzer auf diese oder jene Art die Gunst des Glücks zu verschaffen? — Vorausgesetzt, daß er die natürlichen Gaben besitze, ohne welche der Mann von Verstand allezeit dem Narren Platz machen muß, der damit versehen ist. Allein selbst auf dem Wege der Verdienste ist Niemand gewisser, sein Glück zu machen als er. Wo ist das Amt, das er nicht mit Ruhm bekleiden wird? Wer ist geschickter, die Menschen zu regieren, als Derjenige, der am Besten mit ihnen umzugehen weiß? Wer schickt sich besser zu öffentlichen Unterhandlungen? Wer ist fähiger, Rathgeber eines Fürsten oder Demagog eines unabhängigen Volkes zu sein? Ja, wofern er nur das Glück auf seiner Seite hat, wer wird mit größerem Ruhm ein Kriegsheer anführen? Wer die Kunst besser verstehen, sich für die Geschicklichkeit und die Verdienste seiner Untergebenen belohnen zu lassen? Wer die Vorsicht, die er nicht gehabt, die klugen Anstalten, die er nicht gemacht, die Wunden, die er nicht bekommen hat, besser geltend zu machen wissen als er?

„Doch, es ist Zeit, einen Discurs zu enden, der für uns Beide ermüdend zu werden anfängt. — Ich habe Dir genug gesagt, um den Zauber zu vernichten, den die Schwärmerei auf Deine Seele geworfen hat, und wenn dies nicht genug ist, so würde Alles überflüssig sein, was ich hinzuthun könnte.

„Glaube übrigens nicht, Kallias, daß der Orden der Sophisten einen unansehnlichen Theil der menschlichen Gesellschaft mache. Die Anzahl derjenigen, die unsere Kunst ausüben, ist in allen Ständen sehr beträchtlich, und Du wirst unter Hundert, die ein großes Glück gemacht haben, schwerlich einen Einzigen finden, der es nicht einer geschickten Anwendung unserer Grundsätze zu danken habe. Diese Grundsätze machen (wiewol sie aus Klugheit nicht laut bekannt oder eingestanden werden) die gewöhnliche Denkungsart der Höflinge, der Leute, die sich dem Dienste der Großen gewidmet haben, und überhaupt derjenigen Classe von Menschen aus, die an jedem Orte die Ersten und Angesehensten sind; und (die wenigen Fälle ausgenommen, wo das spielende Glück durch einen blinden Wurf einen Narren an den Platz eines klugen Menschen fallen läßt) sind die geschickten Köpfe, die von diesen Maximen den besten Gebrauch zu machen wissen, allezeit Diejenigen, die es auf der Bahn der Ehre und des Glücks am Weitesten bringen.“

Viertes Buch.

Agathon wird durch Hippias mit der schönen Danae bekannt.

Erstes Capitel.

Unerwartete Ungelehrigkeit des Agathon.

Hippias konnte sich wol für berechtigt halten, einigen Dank bei seinem Lehrjünger verdient zu haben, da er sich so viele Mühe gegeben hatte, ihn weise zu machen. Allein, wir müssen es nur gestehen, er hatte es mit einem Menschen zu thun, der nicht fähig war, die Wichtigkeit dieses Dienstes einzusehen oder die Schönheit eines Lehrbegriffs zu empfinden, welcher dem ganzen System seiner eigenen Begriffe und Gefühle so sehr zuwider war. Die Erwartung des Sophisten wurde also nicht wenig betrogen, als Agathon, wie er sah, daß sein weiser Gebieter zu reden aufgehört hatte, ihm diese kurze Antwort gab:

„Du hast eine schöne Rede gehalten, Hippias; Deine Beobachtungen sind sehr fein, Deine Schlüsse sehr bündig, Deine Maximen sehr praktisch, und ich zweifle nicht, daß der Weg, den Du mir vorgezeichnet hast, wirklich zu einer Glückseligkeit führe, deren Vorzüge vor der meinigen Du in ein so helles Licht gesetzt hast. Demungeachtet empfinde ich nicht die mindeste Lust, so glücklich zu sein, und wenn ich mich anders recht kenne, so werde ich schwerlich eher ein Sophist werden, bis Du Deine Tänzerinnen entlässest, Dein Haus zu einem öffentlichen Tempel der Diana widmest und nach Indien ziehst, ein Gymnosophist zu werden."

Hippias lachte über diese Antwort, ohne daß sie ihm desto besser gefiel. „Und was hast Du gegen mein System einzuwenden?" fragte er.

„Daß es mich nicht überzeugt," erwiderte Agathon.

„Und warum nicht?"

„Weil meine Erfahrungen und Empfindungen Deinen Schlüssen widersprechen.“

„Ich möchte wol wissen, was dies für Erfahrungen und Empfindungen sind, die demjenigen widersprechen, was alle Welt erfährt und empfindet?“

„Du würdest mir beweisen, daß es Chimären sind.“

„Und wenn ich es bewiesen hätte?“

„So würdest Du es nur Dir bewiesen haben; Du würdest nichts damit beweisen, als daß Du nicht Kallias bist.“

„Aber die Frage ist, ob Hippias oder Kallias richtig denkt?“

„Wer soll Richter sein?“

„Das ganze menschliche Geschlecht.“

„Was würde das wider mich beweisen?“

„Sehr viel. Wenn zehn Millionen Menschen urtheilen, daß zwei oder drei aus ihrem Mittel Narren sind, so sind sie es; dies ist unleugbar.“

„Aber wie, wenn die zehn Millionen, deren Ausspruch Dir so entscheidend vorkommt, Millionen Thoren wären, und die Drei wären die Klugen?

„Wie müßte dies zugehen?“

„Können nicht zehn Millionen die Pest haben, und Sokrates allein gesund bleiben?“

„Diese Instanz beweist nichts für Dich. Ein Volk hat nicht immer die Pest; allein die zehn Millionen denken immer so wie ich. Sie sind in ihrem natürlichen Zustande, wenn sie so denken, und wer anders denkt, gehört also entweder zu einer andern Gattung von Wesen, oder zu den Wesen, die man Thoren nennt.“

„So ergeb' ich mich in mein Schicksal.“

„Es giebt noch eine Alternative, junger Mensch. Du schämst Dich entweder, Deine Gedanken so schnell zu verändern, oder Du bist ein Heuchler.“

„Keines von Beiden, Hippias.“

„Leugne mir, zum Exempel, wenn Du kannst, daß Dir die schöne Cyane, die uns beim Frühstück bediente, Begierden eingeflößt hat, und daß Du verstohlene Blicke —“

„Ich leugne nichts.“

„So gestehe, daß das Anschauen dieser runden, schneeweißen Arme, dieses aus der flatternden Seide hervorathmenden Busens die Begierde in Dir erregte, ihrer zu genießen.“

„Ist das Anschauen kein Genuß?“

„Keine Ausflüchte, junger Mensch!“

„Du betrügst Dich, Hippias, wenn es erlaubt ist, einem Weisen das zu sagen; ich bedarf keiner Ausflüchte. Ich mache nur einen Unterschied zwischen einem mechanischen Triebe, der nicht gänzlich von mir abhängt, und dem Willen meiner Seele. Ich habe den Willen nicht gehabt, dessen Du mich beschuldigst.“

„Ich beschuldige Dich nichts, als daß Du meiner spottest. Ich denke, daß ich die Natur kennen sollte. Die Schwärmerei kann in Deinen Jahren keine so unheilbare Krankheit sein, daß sie wider die Reizungen des Vergnügens sollte aushalten können.“

„Deswegen vermeide ich die Gelegenheiten.“

„Du gestehst also, daß Cyane reizend ist?“

„Sehr reizend.“

„Und daß ihr Genuß ein Vergnügen wäre?“

„Vermuthlich.“

„Warum quälst Du Dich denn, Dir ein Vergnügen zu versagen, das in Deiner Gewalt ist?“

„Weil ich mich dadurch vieler anderer Freuden berauben würde, die ich höher schätze.“

„Kann man in Deinem Alter so sehr ein Neuling sein? Was für ein Vergnügen, das allen übrigen Menschen unbekannt ist, hat die Natur für Dich allein aufbehalten? Wenn Du noch größere kennst als dieses — Doch, ich merke Dich. Du wirst mir wieder von der Wonne der Geister, von Nektar und Ambrosia sprechen; aber wir spielen jetzt keine Komödie, mein Freund.“

„Hippias, ich rede, wie ich denke. Ich kenne Vergnügungen, die ich höher schätze als diejenigen, die der Mensch mit den Thieren gemein hat.“

„Zum Exempel?“

„Das Vergnügen, eine gute Handlung zu thun.“

„Was nennst Du eine gute Handlung?“

„Eine Handlung, wodurch ich mit einiger Anstrengung meiner Kräfte oder Aufopferung eines Vortheils oder Vergnügens Anderer Bestes befördere.“

„Du bist also thöricht genug, zu glauben, daß Du Andern mehr schuldig seist als Dir selbst?“

„Das nicht; sondern ich glaube vernünftig zu handeln, wenn ich ein geringeres Gut dem größeren aufopfere, welches ich genieße, wenn ich das Glück meiner Nebengeschöpfe befördern kann.“

„Du bist sehr dienstfertig. Gesetzt aber, es sei so, wie hängt dies mit demjenigen zusammen, wovon jetzt die Rede ist?"

„Dies ist leicht zu sehen. Gesetzt, ich überließe mich den Eindrücken, welche die Reizungen der schönen Cyane auf mich machen könnten, und sie gewährte mir Alles, — was ein Geschöpf wie sie gewähren kann. Eine Verbindung von dieser Art könnte wol von keiner langen Dauer sein. Aber würden die Erinnerungen der genossenen Freuden nicht die Begierde erwecken, sie wieder zu genießen?"

„Eine neue Cyane —"

„Würde mir wieder gleichgiltig werden und eben diese Begierden zurücklassen."

„Eine immerwährende Abwechslung ist also hierin, wie Du siehst, das Gesetz der Natur."

„Aber auf diese Art würde ich's gar bald so weit bringen, keiner Begierde widerstehen zu können."

„Wozu brauchst Du zu widerstehen, so lange Deine Begierden in den Schranken der Natur und der Mäßigung bleiben?"

„Wie aber, wenn endlich das Weib meines Freundes, oder welche es sonst wäre, die der ehrwürdige Name einer Mutter gegen den bloßen Gedanken eines unkeuschen Anfalls sicher stellen soll, oder wie, wenn die unschuldige Jugend einer Tochter, die vielleicht keine andere Mitgift als ihre Unschuld und Schönheit hat, der Gegenstand dieser Begierden würde, über die ich durch so vieles Nachgeben alle Gewalt verloren hätte?"

„So hättest Du Dich, in Griechenland wenigstens, vor den Gesetzen vorzusehen. Allein was müßte das für ein Gehirn sein, das in solchen Umständen kein Mittel ausfindig machen könnte, seine Leidenschaft zu vergnügen, ohne sich mit den Gesetzen zu überwerfen? Ich sehe, Du kennst die Schönen zu Athen und Sparta nicht."

„O, was dies betrifft, ich kenne sogar die Priesterinnen zu Delphi. Aber ist's möglich, daß Du im Ernste gesprochen hast?"

„Ich habe nach meinen Grundsätzen gesprochen. Die Gesetze haben in gewissen Staaten (denn es giebt einige, wo sie mehr Nachsicht tragen) für nöthig gefunden, unser natürliches Recht an eine Jede, die unsere Begierden erregt, einzuschränken. Allein da dies nur geschah, um gewisse Ungelegenheiten zu verhindern, die aus dem ungescheuten Gebrauch jenes Rechts in solchen Staaten zu besorgen wären, so siehst Du, daß der Geist und

die Absicht des Gesetzes nicht verletzt wird, wenn man vorsichtig genug ist, zu den Ausnahmen, die man davon macht, keine Zeugen zu nehmen."

„O Hippias!" rief Agathon hier aus, „ich habe Dich, wohin ich Dich bringen wollte. Sieh einmal die Folgen Deiner selbstsüchtigen Grundsätze! Wenn Alles an sich selbst recht ist, was meine Begierden wollen; wenn die ausschweifenden Forderungen der Leidenschaft unter dem Namen des Nützlichen, den sie nicht verdienen, die einzige Richtschnur unserer Handlungen sind; wenn den Gesetzen nur mit einer guten Art ausgewichen werden muß, und im Dunkeln Alles erlaubt ist; wenn die Tugend und die Hoffnungen der Tugend nur Chimären sind: was hindert die Kinder, sich, sobald es ihnen nützlich ist und ungestraft geschehen kann, wider ihre Eltern zu verschwören? Was hindert die Mutter, sich selbst und ihre Tochter dem Meistbietenden preiszugeben? Was hindert mich, wenn ich dadurch gewinnen kann, den Dolch in die Brust meines Freundes zu stoßen, die Tempel der Götter zu berauben, mein Vaterland zu verrathen, oder mich an die Spitze einer Räuberbande zu stellen und (wenn ich Macht genug dazu habe) ganze Länder zu verwüsten, ganze Völker in ihrem Blute zu ertränken? Siehst Du nicht, daß Deine Grundsätze (die Du unverschämt Weisheit nennst und durch eine künstliche Vermischung des Wahren und Falschen scheinbar zu machen suchst), wenn sie allgemein würden, die Menschen in weit ärgere Ungeheuer als Hyänen, Tiger und Krokodile verwandeln würden? — Du spottest der Religion und der Tugend? Wisse, nur den unauslöschlichen Zügen, womit ihr Bild in unsre Seelen eingegraben ist, nur dem geheimen und wunderbaren Reize, der uns zur Wahrheit, Ordnung und Güte zieht und den Gesetzen besser zu statten kommt als alle Belohnungen und Strafen, nur diesem ist es zuzuschreiben, daß es noch Menschen auf dem Erdboden giebt, und daß unter diesen Menschen noch ein Schatten von Sittlichkeit und Güte zu finden ist. Du erklärst die Ideen von moralischer Vollkommenheit für Phantasien. Siehe mich hier, Hippias, so wie ich hier bin, biete ich den Verführungen aller Deiner Cyanen, den scheinbarsten Ueberredungen Deiner egoistischen Weisheit und allen Vortheilen, die mir Deine Grundsätze und Dein Beispiel versprechen, Trotz. Eine einzige von jenen Phantasien ist hinreichend, die unwesentliche Zauberei aller Deiner Blendwerke zu zerstreuen. Nenne die Tugend immerhin

Schwärmerei; diese Schwärmerei macht mich glücklich und würde alle Menschen glücklich machen, würde den ganzen Erdboden in ein Elysium verwandeln, wenn Deine Grundsätze und Diejenigen, welche sie ausüben, nicht, so weit ihr ansteckendes Gift dringt, Elend und Verderbniß ausbreiteten."

Agathon wurde ganz glühend, indem er dies sagte, und ein Maler, um den zürnenden Apollo zu malen, hätte sein Gesicht in diesem Augenblick zum Urbild nehmen müssen. Der weise Hippias hingegen erwiderte diesen Eifer mit einem Lächeln, welches dem Momus selbst Ehre gemacht hätte, und sagte, ohne seine Stimme zu verändern: „Nunmehr glaube ich Dich zu kennen, Kallias, und Du wirst von meinen Verführungen weiter nichts zu besorgen haben. Die gesunde Vernunft ist nicht für so warme Köpfe gemacht wie der Deinige. Wie leicht, wenn Du mich zu verstehen fähig gewesen wärest, hättest Du Dir den Einwurf selbst beantworten können, daß die Grundsätze der Sophisten verderblich wären, wenn sie allgemein würden! Die Natur hat schon dafür gesorgt, daß sie nicht allgemein werden. — Doch ich würde mir selbst lächerlich sein, wenn ich Deine begeisterte Apostrophe beantworten oder Dir zeigen wollte, wie sehr auch der Affect der Tugend das Gesicht verfälschen kann. Bleibe, wenn Du kannst, immer, was Du bist, Kallias! Fahre fort, Dich um den Beifall der Geister und die Gunst der ätherischen Schönen zu bewerben; rüste Dich, dem Ungemach, das Dein Platonismus Dir in dieser Unterwelt zuziehen wird, großmüthig entgegen zu gehen, und tröste Dich, wenn Du Leute siehst, die niedrig genug sind, sich an irdischen Glückseligkeiten zu weiden, mit dem frommen Gedanken, daß sie in einem andern Leben, wo die Reihe an Dich kommt, glücklich zu sein, sich in den Flammen des Phlegethon wälzen werden."

Mit diesen Worten stand Hippias auf, warf einen verächtlich-mitleidigen Blick auf Agathon und wandte ihm den Rücken zu, um ihm mit einer unter Seinesgleichen gewöhnlichen Höflichkeit zu verstehen zu geben, daß er sich zurückziehen könne.

Zweites Capitel.

Geheimer Anschlag gegen die Tugend unsers Helden.

Vermuthlich wird es einige Leser dünken, Hippias habe in seinem Discurs bei seinem schönen Sklaven einen größern

Mangel von Erfahrung und Kenntniß der Welt vorausgesetzt, als er nach Allem, was mit unserm Helden bereits vorgegangen war, zu thun Ursache hatte. Wir müssen also zur Entschuldigung dieses Weisen sagen, daß Agathon (aus Ursachen, die uns unbekannt geblieben sind) für gut befunden hatte, aus dem glänzenden Theile seiner Begebenheiten und sogar aus seinem Namen ein Geheimniß zu machen. Denn dieser Name war durch die Rolle, die er zu Athen gespielt hatte, in den griechischen Städten allzu bekannt geworden, als daß er es nicht auch dem Hippias hätte sein sollen; wiewol dieser, seitdem er in Smyrna wohnte, sich wenig um die Staatsangelegenheiten der Griechen bekümmerte, als welche er in den Händen seiner Freunde und Schüler ganz wohl versorgt glaubte. Da nun Agathon die Vorsicht gebraucht hatte, ihm Alles zu verbergen, was einigen Verdacht hätte erwecken können, als ob er jemals etwas mehr als ein Aufwärter in dem Tempel zu Delphi gewesen sei, so konnte ihn Hippias um so mehr für einen gänzlichen Neuling in der Welt ansehen, als weder die Denkungsart noch das Betragen dieses jungen Mannes so beschaffen war, daß ein Kenner auf günstigere Gedanken hätte gebracht werden sollen. Leute von seiner Art können in der That zehn Jahre hinter einander in der großen Welt gelebt haben, ohne daß sie dieses fremde und entlehnte Ansehen verlieren, welches beim ersten Blicke verkündigt, daß sie hier nicht einheimisch sind, geschweige, daß sie fähig wären, sich jemals zu dieser edlen Freiheit von den Fesseln der gesunden Vernunft, zu dieser weisen Gleichgiltigkeit gegen Alles, was schöne Seelen Gefühl nennen, und zu dieser verzärtelten Feinheit des Geschmacks zu erheben, wodurch die Hippiasse sich auf eine so vortheilhafte Art unterscheiden. Sie können freilich auch Beobachtungen machen; allein, da ihnen natürlicherweise der sympathetische Instinct mangelt, mittelst dessen Jene einander so schnell und zuverlässig ausfindig machen; da sie von Allem auf eine andere Art gerührt werden und sich mit aller möglichen Anstrengung der Einbildungskraft doch niemals recht an die Stelle eines Egoisten setzen können: so sind sie in einer Welt, deren ansehnlichster Theil aus Menschen dieses Schlages besteht, immer in einem unbekannten Lande, wo ihre Erkenntniß blos bei Muthmaßungen stehen bleibt und ihre Erwartung alle Augenblicke durch unbegreifliche Zufälle und unverhoffte Erscheinungen betrogen wird.

Mit allen seinen Vorzügen war Agathon gleichwol ein

Mitglied dieser letztern Classe, und es ist also kein Wunder, daß er ungeachtet der tiefen Betrachtungen, die er über seine Unterredung mit seinem Gebieter anstellte, sehr weit entfernt war, die Gedanken zu errathen, womit der Sophist jetzt umging, dessen Eitelkeit durch den schlechten Fortgang seines Vorhabens und den Eigensinn dieses seltsamen Jünglings weit mehr beleidigt war, als er sich hatte ansehen lassen. Agathon, wenn er das wirklich wäre, was er zu sein schien, wäre (dachte Hippias nicht ohne Grund) eine lebendige Widerlegung seines Systems. „Wie?“ sagte er zu sich selbst, „ich habe mehr als vierzig Jahre in der Welt gelebt und unter einer unendlichen Menge von Menschen von allen Ständen und Classen nicht einen einzigen angetroffen, der meine Begriffe von der menschlichen Natur nicht bestätigt hätte, und dieser junge Mensch sollte mich noch an die Tugend glauben lehren? Es kann nicht sein; er ist ein Phantast oder ein Heuchler. Was er auch sein mag, ich will es ausfindig machen. — — Gut! Ein glücklicher Einfall! Ich will ihn auf eine Probe stellen, wo er unterliegen muß, wenn er ein Schwärmer, oder wo er die Maske ablegen wird, wenn er ein Komödiant ist. Er hat gegen Cyanen ausgehalten; dies hat ihn stolz und sicher gemacht; aber es beweist noch nichts. Wir wollen ihn auf eine stärkere Probe setzen! Wenn er auch in dieser den Sieg erhält, so muß er — Nun ja, dann will ich, beim Hercules! meine Nymphen entlassen, mein Haus den Priestern der Cybele vermachen und an den Ganges ziehen, um in der Höhle eines alten Palmbaumes mit geschlossenen Augen und den Kopf zwischen den Knien so lange sitzen zu bleiben, bis ich, allen meinen Sinnen zum Trotz, mir einbilde, daß ich nicht mehr bin!“

Dies war ein hartes Gelübde! Auch hielt sich Hippias sehr überzeugt, daß es so weit nicht kommen würde, und damit er keine Zeit versäumen möchte, machte er noch an demselbigen Tage Anstalt, seinen Anschlag auszuführen.

Drittes Capitel.

Hippias stattet einen Besuch bei einer Dame ab, die eine große Rolle in dieser Geschichte spielen wird.

Die Damen zu Smyrna hatten damals eine Gewohnheit, welche ihrer Schönheit mehr Ehre machte als ihrer Sittsamkeit.

Sie pflegten sich in den warmen Monaten gemeiniglich alle Nachmittage eines kühlenden Bades zu bedienen, und um keine lange Weile zu haben, nahmen sie um diese Zeit die Besuche derjenigen Mannspersonen an, die das Recht eines freien Zutritts in ihren Häusern hatten. Diese Gewohnheit war in Smyrna ebenso unanstößig, als es der Gebrauch bei unsern westlichen Nachbarinnen ist, Mannspersonen bei der Toilette um sich zu haben; auch kam diese Freiheit nur den Freunden zu statten, und (den besondern Fall ausgenommen, wenn die hartnäckige Blödigkeit eines noch unerfahrenen Neulings einiger Aufmunterung nöthig hatte) waren die Liebhaber gänzlich davon ausgeschlossen.

Unter einer ziemlichen Anzahl von Schönen, bei denen der weise Hippias dieses Vorrecht genoß, war auch eine, welche unter dem Namen Danae den ersten Rang in derjenigen Classe von Frauenzimmern einnahm, die man bei den Griechen Gesellschafterinnen zu nennen pflegte. Diese waren damals unter ihrem Geschlechte, was die Sophisten unter dem männlichen; sie standen auch in keiner geringern Achtung und konnten sich rühmen, daß die vollkommensten Modelle aller Vorzüge ihres Geschlechts, wenn man die strenge Tugend ausnimmt, die Thargelien, die Aspasien, die Leontion, sich kein Bedenken machten, von ihrem Orden zu sein. Was unsre Danae betrifft, so machten die Mannspersonen zu Smyrna kein Geheimniß daraus, daß sie an Schönheit und Artigkeit alle anderen Frauenzimmer, galante und spröde, tugendhafte und andächtige, übertreffe. Es ist wahr, die Geschichte meldet nicht, daß die Damen sich sehr beeifert hätten, das Urtheil der Mannspersonen durch einen öffentlichen Beitritt zu bestätigen; allein so viel ist gewiß, daß keine unter ihnen war, die sich selbst nicht gestanden hätte, daß, eine einzige Person ausgenommen, welche man niemals öffentlich nennen wollte, die schöne Danae alle übrigen eben so weit übertreffe, als sie von dieser einzigen Ungenannten übertroffen werde. In der That war ihr Ruhm von dieser Seite so festgesetzt, daß man das Gerücht nicht unwahrscheinlich fand, welches versicherte, sie habe in ihrer ersten Jugend den berühmtesten Malern zum Modell gedient und bei einer solchen Gelegenheit den Namen erhalten, unter welchem sie in Jonien berühmt war. Jetzt hatte sie zwar das dreißigste Jahr schon zurückgelegt, allein ihre Schönheit schien dadurch mehr gewonnen als verloren zu haben; denn der blendende Jugendglanz, der mit dem Mai des Lebens zu verschwinden pflegt, wurde durch

tausend andere Reizungen ersetzt, welche ihr (nach dem Urtheile der Kenner) eine Anziehungskraft gaben, die man, ohne sich eines schwülstigen Ausdrucks schuldig zu machen, in gewissen Umständen für unwiderstehlich halten konnte. Demungeachtet scheute sich, unter der Aegide der Gleichgiltigkeit, worin ihn damals ordentlicher Weise auch die schönsten Figuren zu lassen pflegten, der weise Hippias nicht, seine Tugend öfters dieser Gefahr auszusetzen. Er war der schönen Danae unter dem Titel eines Freundes vorzüglich angenehm; die geheime Geschichte sagt sogar, daß sie ihn ehemals nicht unwürdig gefunden habe, ihm eine noch interessantere Stelle bei ihrer Person anzuvertrauen, eine Stelle, die nur von den Liebenswürdigsten seines Geschlechts bekleidet zu werden pflegte. Diese Dame war es, deren Beihilfe Hippias sich zur Ausführung seines Anschlags wider unsern Helden bedienen wollte, dessen schwärmerische Tugend seinen Gedanken nach eine Beschimpfung seiner Grundsätze war, die er viel weniger leiden konnte als die allerscharfsinnigste Widerlegung in forma.

Er begab sich also zu der gewöhnlichen Stunde zu ihr, und war kaum in den Saal getreten, wo sie in den Bedürfnissen des Bades von zwei jungen Knaben, welche ein Paar Liebesgötter zu sein schienen, bedient wurde, als sie schon in seinem Gesichte etwas bemerkte, das mit seiner gewöhnlichen Heiterkeit einen Abstich machte. „Was hast Du, Hippias," sagte sie zu ihm, „daß Du eine so tiefsinnige Miene mitbringst?"

„Ich weiß nicht," antwortete er, „warum ich tiefsinnig aussehen sollte, wenn ich eine Dame im Bade besuche; aber dies weiß ich, daß ich Dich noch nie so schön gesehen habe als diesen Augenblick."

„Gut," sagte sie, „dies bekräftigt meine Bemerkung. Ich bin gewiß, daß ich heute nicht besser aussehe als das letzte Mal, da Du mich sahest; aber Deine Phantasie ist höher gestimmt als gewöhnlich, und Du schreibst den Einfluß, den sie auf Deine Augen hat, großmüthig auf die Rechnung des Gegenstandes, den Du vor Dir siehst. Ich wollte wetten, die häßlichste meiner Kammermädchen würde Dir in diesem Augenblick eine Grazie scheinen."

„Ich habe," versetzte Hippias, „keine Ansprüche an eine lebhaftere Einbildungskraft zu machen als Zeuxis und Polygnotus, die sich nichts Vollkommneres zu erfinden getrauten als Danae. Welche schöne Gelegenheit zu einer neuen Verwandlung, wenn ich Jupiter wäre!"

„Und was für eine Gestalt wolltest Du annehmen, um zu gleicher Zeit meine Sprödigkeit und die Wachsamkeit Deiner Juno zu hintergehen? Denn unter allen geflügelten, vierfüßigen und kriechenden Thieren ist wol keines, das nicht bereits einem Unsterblichen hätte dienen müssen, irgend ein ehrliches Mädchen zu beschleichen."

„Ich würde mich nicht lange besinnen; was für eine Gestalt könnte ich annehmen, die Dir angenehmer und mir zu meiner Absicht bequemer wäre, als dieses Sperlings, der Deine Liebhaber so oft zu gerechter Eifersucht reizt, der, durch die zärtlichsten Namen aufgemuntert, mit solcher Freiheit um Deinen Nacken flattert, mit muthwilligem Schnabel den schönsten Busen neckt und die Liebkosungen allezeit doppelt wieder empfängt, die er Dir gemacht hat?"

„Es ist Dir leichter, wie es scheint," versetzte Danae, „einen Sperling an Deine Stelle, als Dich an die Stelle eines Sperlings zu setzen; bald könntest Du mir die Schmeicheleien meines kleines Lieblings verdächtig machen. Aber genug von den Wundern, die Du meiner Schönheit zutraust; lass' uns von was Anderm reden! Weißt Du, daß ich meinem Liebhaber den Abschied gegeben habe?"

„Dem schönen Hyacinthus?"

„Ihm selbst, und, was noch mehr ist, mit dem festen Entschluß, seine Stelle nimmer zu ersetzen."

„Eine tragische Entschließung, schöne Danae!"

„Nicht so sehr, als Du denkst. Ich versichere Dich, Hippias, meine Geduld reicht nicht mehr zu, alle Thorheiten dieser abgeschmackten Gecken auszustehen, welche die Sprache der Empfindung reden wollen und nichts fühlen; deren Herz nicht so viel, als eine Nadelritze beträgt, verwundet ist, ob sie gleich von Martern und Flammen reden; die unfähig sind, etwas Anderes zu lieben als sich selbst, und meine Augen nur als einen Spiegel gebrauchen, worin sie die Wichtigkeit ihrer kleinen unverschämten Figur bewundern. Kaum vermeinen sie ein Recht an unsre Gütigkeit zu haben, so glauben sie uns noch viel Ehre zu erweisen, wenn sie unsre Liebkosungen mit einer zerstreuten Miene dulden. Jeder Blick, den sie auf uns werfen, sagt uns, daß wir ihnen nur zum Spielzeuge dienen, und die Hälfte unserer Reizungen geht an ihnen verloren, weil sie keine Seele haben, um die Schönheiten einer Seele zu empfinden."

„Dein Unwille ist gerecht," versetzte der Sophist; „es ist ver-

drießlich, daß man diesen Mannsleuten nicht begreiflich machen kann, daß die Seele das Liebenswürdigste an einer Schönen ist. Aber beruhige Dich! Nicht alle Männer denken so unedel. Ich kenne einen, der Dir gefallen würde, wenn Du zur Abwechslung einmal Lust hättest, es mit einem geistigen Liebhaber zu versuchen."

„Und wer kann das sein, wenn man fragen darf?"

„Es ist ein Jüngling, der dazu gemacht scheint, Deine Hyacinthe zu demüthigen — schöner als Adonis."

„Fi, Hippias, das ist, als ob Du sagtest, süßer als Honigseim. Du begreifst nicht, wie sehr mir vor diesen schönen Herren ekelt."

„O, dies hat nichts zu bedeuten; ich stehe Dir für diesen. Er hat keinen von den Fehlern der Narcisse, die Dir so ärgerlich sind. Kaum scheint er es zu wissen, daß er einen Leib hat. Er ist ein Mensch, wie man nicht viele sieht, schön wie ein Apollo, aber geistig wie ein Zephyr, ein Mensch, der lauter Seele ist, der Dich selbst, wie Du hier bist, für eine bloße Seele ansehen würde und Alles auf eine geistige Art thut, was wir Andern körperlich thun. Du verstehst mich doch, schöne Danae?"

„Nicht allzu wohl; aber Deine Beschreibung gefällt mir nichtsdestoweniger. Sprichst Du im Ernste?"

„Im ganzen Ernste! Wenn Du Lust haben solltest, die metaphysische Liebe zu kosten, so habe ich Deinen Mann gefunden. Er ist platonischer als Plato selbst! — Und ich denke doch, Du könntest uns geheime Nachrichten von diesem berühmten Weisen geben."

„Ich erinnere mich," antwortete Danae lächelnd, „daß er einmal mit einer meiner Freundinnen eine kleine Zerstreuung gehabt hat, die Du ihm nicht übel nehmen mußt. Wo ist ein Geist, dem ein artiges Mädchen von achtzehn Jahren nicht einen Körper geben könnte?"

„Das sagst Du blos, weil Du meinen Mann noch nicht kennst: die Göttin von Paphos, ja, Du selbst würdest es bei ihm so weit nicht bringen. Du kannst ihn Tag und Nacht um Dich haben, Du kannst ihn auf alle Proben stellen, Du kannst ihn — bei Dir schlafen lassen, Danae, ohne daß er Dir Gelegenheit geben wird, nur die mindeste kleine Ausrufung anzubringen. Kurz, bei ihm kann Deine Tugend ganz ruhig einschlummern, ohne jemals in Gefahr zu kommen, aufgeweckt zu werden."

„Ach! nun verstehe ich Dich; es verlohnte sich auch wol der Mühe, den Scherz so weit zu treiben! Ich verlange keinen Liebhaber, der sich nur darum an meine Seele hält, weil ihm das Uebrige zu nichts nütze ist."

„Auch ist Derjenige, den ich Dir anpreise, weit entfernt, in diese Classe zu gehören: mache Dir darüber keinen Kummer! Was Du für die Folgen einer physischen Ursache hältst, ist bei ihm die Wirkung der Tugend, der erhabenen Philosophie, von der er Profession macht."

„Den Mann möcht' ich wol sehen! — Aber weißt Du auch, Hippias, daß meine Eitelkeit nicht zufrieden wäre, auf eine so kaltsinnige Art geliebt zu werden? Es ist wahr, ich bin dieser mechanischen Liebhaber von Herzen überdrüssig; aber ich würde doch auch nicht ganz mit einem Andern zufrieden sein, der gegen Dasjenige gänzlich ohne Empfindung wäre, wofür Jene allein empfindlich sind. Ein Frauenzimmer findet allezeit ein Vergnügen darin, Begierden einzuflößen, auch wenn sie nicht gesonnen ist, sie zu vergnügen. Die Spröden selbst sind von dieser Schwachheit nicht ausgenommen. Wozu brauchen wir von einem Liebhaber zu hören, daß wir reizend sind? Wir wollen es aus den Wirkungen sehen, die wir auf ihn machen. Je weiser er ist, desto schmeichelnder ist es für unsre Eitelkeit, wenn wir ihn aus seiner Fassung setzen können. Nein, Du begreifst nicht, wie sehr das Vergnügen, alle die Thorheiten zu sehen, wozu wir diese Herren der Schöpfung bringen können, alles Andre übertrifft, das sie uns zu geben fähig sind. Ein Philosoph, der zu meinen Füßen wie eine Turteltaube girrt, der, mir zu gefallen, seine Haare und seinen Bart kräuseln läßt, der alle Wohlgerüche von Arabien und Indien um sich duftet und, um sich bei mir einzuschmeicheln, meinen Schooßhund liebkost und Oden auf meinen Sperling macht, — ah! Hippias, man muß ein Frauenzimmer sein, um zu begreifen, was dies für ein Vergnügen ist!"

„So bedaure ich Dich, daß Du diesem Vergnügen bei dem Virtuosen, von dem ich spreche, entsagen mußt. Er hat seine Proben schon gemacht. Er ist zärtlich wie ein Knabe von sechzehn Jahren, aber, wie gesagt, nur für die Seelen der Schönen; alles Uebrige macht keinen größern Eindruck auf ihn als auf eine Bildsäule."

„Das wollen wir sehen, Hippias! Ich verlange schlechterdings, daß Du ihn diesen Abend zu mir bringst. Du wirst

nur eine kleine Gesellschaft finden, die uns nicht stören soll. — Aber wer ist denn dieser Ungenannte, von dem wir schon so lange schwatzen?"

Es ist ein Sklave, den ich vor etlichen Wochen von einem Cilicier gekauft habe, aber ein Sklave, wie man sonst nirgends sieht, zu Delphi im Tempel des Apollo erzogen; vermuthlich hat er sein Dasein der antiplatonischen Liebe dieses Gottes oder eines von seinen Vertretern zu irgend einer hübschen Schäferin zu danken, die sich zu tief in seinen Lorbeerhain wagte. Er ist in der Folge nach Athen gekommen, und die schönen Reden des Plato haben die romanhafte Erziehung vollendet, die er in den geheiligten Hainen von Delphi erhielt. Er gerieth durch einen Zufall in die Hände cilicischer Seeräuber und aus diesen in die meinigen. Er nannte sich Pythokles; aber weil ich diese Art von Namen nicht leiden kann, so hieß ich ihn Kallias; und er verdient, so zu heißen, denn er ist der schönste Mensch, den ich jemals gesehen habe. Seine übrigen Gaben bestätigen die gute Meinung, die sein Anblick von ihm erweckt. Er hat Witz, Geschmack, Kenntnisse, er ist ein Liebhaber und selbst ein Günstling der Musen; aber mit allen diesen Vorzügen scheint er doch nichts weiter als ein wunderlicher Kopf, ein Schwärmer und ein unbrauchbarer Mensch zu sein. Er nennt seinen Eigensinn Tugend, weil er sich einbildet, die Tugend müsse die Gegenfüßlerin der Natur sein; er hält die Ausschweifungen seiner Phantasie für Vernunft, weil er sie in einen gewissen Zusammenhang gebracht hat, und sich selbst für weise, weil er auf eine methodische Art rast. Er gefiel mir beim ersten Anblick; ich faßte den Entschluß, etwas aus dem jungen Menschen zu machen; aber alle meine Mühe war umsonst. Wenn es möglich ist, daß er durch Jemand zurecht gebracht werde, so muß es durch ein Frauenzimmer geschehen; denn ich glaube bemerkt zu haben, daß man nur durch sein Herz in seinen Kopf kommen kann. Die Unternehmung wäre Deiner würdig, schöne Danae. Wenn sie Dir nicht gelingt, so ist er unverbesserlich und verdient, daß man ihn seiner Thorheit und seinem Schicksal überlasse."

„Du hast meinen ganzen Ehrgeiz rege gemacht, Hippias," versetzte die schöne Danae. „Bring' ihn diesen Abend mit; ich will ihn sehen, und wenn er nicht aus andern Elementen zusammengesetzt ist als die übrigen Erdensöhne, so wollen wir eine Probe machen, ob Danae ihrer Lehrmeisterin würdig ist."

Hippias war sehr erfreut, den Zweck seines Besuches so glücklich erreicht zu haben, und versprach beim Abschied, zur bestimmten Zeit diesen wunderbaren Jüngling aufzuführen, an welchem die schöne Danae so begierig war, die Macht ihrer Reizungen zu versuchen.

Viertes Capitel.

Einige Nachrichten von der schönen Danae.

Die Schöne, mit welcher wir die Leser im vorigen Capitel bekannt gemacht haben, hat sie vermuthlich ebenso geneigt gemacht, eine nähere Nachricht von dem Charakter und der Geschichte derselben zu erwarten, als wir es sind, ihrem Verlangen ein Genüge zu thun. Gleichwol ist dasjenige, was man damals zu Smyrna von ihr wußte, oder doch öffentlich von ihr sagte, Alles, was wir dem Leser vor der Hand mittheilen können, bis sich vielleicht in der Folge Gelegenheit zeigt, genauere und getreuere Nachrichten aus ihrem eignen Munde zu erhalten.

Die allgemeine Meinung zu Smyrna war, daß sie eine Tochter der berühmten Aspasia von Milet sei. Diese Aspasia hatte schon in ihrer Vaterstadt die Kunst der Galanterie oder der weiblichen Sophistik (wie man sie auch nennen könnte) durch die Verbindung derselben mit den Künsten der Musen zu einem so hohen Grade der Vollkommenheit erhoben, daß sie mit Recht als die wahre Erfinderin derselben anzusehen ist. Milet schien ihr endlich ein zu kleiner Schauplatz. Sie zog nach Athen und bediente sich daselbst ihrer seltenen Vorzüge auf eine so kluge Art, daß sie zuletzt die unumschränkte Beherrscherin des großen Perikles, der in gewissem Sinne das ganze Griechenland beherrschte, oder wie die komischen Dichter seiner Zeit sich ausdrückten, die Juno dieses athenischen Jupiters wurde.

Unstreitig konnte man der schönen Danae keine Abkunft geben, welche einer Person von ihrer Classe mehr Ehre gemacht hätte. Allein die Vermuthungen, worauf sich diese Meinung gründete, sind nicht hinlänglich, ihr eignes Geständniß zu überwiegen, vermöge dessen sie aus der Insel Skios gebürtig und nach dem Tode ihrer Eltern in ihrem vierzehnten Jahre mit einem Bruder nach Athen gekommen war, um in dieser Stadt, worin alle angenehmen Talente Aufmunterung fanden, die ihrigen geltend zu machen. Die Kunst, welche sie hier trieb,

war eine Art von pantomimischen Tänzen, wozu gemeiniglich nur eine oder zwei Personen erfordert wurden, und worin die tanzende Person nach der Modulation einer Flöte oder Leyer gewisse Stücke aus der Götter- und Heldengeschichte der Griechen durch Geberden und Bewegungen vorstellte. Allein da diese Kunst wegen der Menge derer, die sie trieben, nicht zureichte, sie anständig zu unterhalten, so sah sich die junge Schöne genöthigt, den Künstlern zu Athen die Dienste eines Modells zu thun. Außer dem Nutzen, den sie davon zog, erhielt sie dadurch die schmeichelhafte Ehre, bald als Danae oder Leda die Bewunderung der Kenner, bald als Diana oder Venus die Anbetung des Pöbels zu erhalten.

Bei einer solchen Gelegenheit begab es sich, daß sie von dem jungen Alcibiades überrascht und in der Stellung der Danae allzu reizend befunden wurde, als daß einem Geringern wie Alcibiades auch nur der Anblick so vieler Schönheiten erlaubt sein sollte. Wie leicht zu erachten ist, hatte dieser liebenswürdige Verführer, dem seine Gestalt, seine Manieren, sein Stand und sein Reichthum das Wort redeten, wenig Mühe, ein Mädchen dieser Gattung zu überreden, sich in seinen Schutz zu begeben. Er brachte sie in das Haus der Aspasia, welches zu gleicher Zeit eine Akademie der schönsten Geister von Athen und eine Art von Frauenzimmerschule war, worin junge Mädchen von den vorzüglichsten Gaben, unter Aufsicht einer so vollkommenen Meisterin, eine Erziehung erhielten, welche sie zu der Bestimmung geschickt machen sollte, die Großen und die Weisen der Republik in ihren Ruhestunden zu ergetzen. Danae machte sich diese Gelegenheit so wohl zu Nutze, daß sie die Gunst und endlich selbst die Vertraulichkeit der Aspasia erhielt, welche, weit über die Niederträchtigkeit gemeiner Seelen erhaben, sich mit so vielem Vergnügen in dieser jungen Person wieder hervorgebracht sah, daß sie dadurch zu der Vermuthung Anlaß gab, deren wir bereits Erwähnung gethan haben. Inzwischen genoß Alcibiades allein der Früchte einer Erziehung, wodurch die natürlichen Gaben seiner jungen Freundin zu einer Vollkommenheit entwickelt wurden, die ihr den Namen der zweiten Aspasia erwarb, und die schöne Danae legte sich selbst die Pflicht auf, eine Treue gegen ihn zu beobachten, welche er nicht zu erwidern nöthig fand. Da die Liebe zur Veränderung eine stärkere Leidenschaft bei ihm war als die Liebe, die ihm irgend eine Sterbliche einflößen konnte, so mußte auch Danae, nachdem sie sich eine ge-

raume Zeit in dem ersten Platze bei ihm erhalten hatte, einer Andern weichen, die keinen Vorzug vor ihr hatte, als daß sie ihm neu war. So schwach Danae von einer gewissen Seite sein mochte, so edel war ihr Herz in andern Stücken. Sie liebte den Alcibiades, weil sie von seiner Person und von seinen Eigenschaften bezaubert war, und dachte wenig daran, von seinen Reichthümern Vortheil zu ziehen. Sie würde also nichts von ihm übrig behalten haben als das Andenken, von dem liebenswürdigsten Mann ihrer Zeit geliebt worden zu sein, wenn er nicht ebenso stolz und freigebig, als sie (wider die Gewohnheit ihrer Gespielen) uneigennützig war, gewesen wäre und ihr eine Summe aufgedrungen hätte, welche mehr als hinlänglich war, sie, wie er sagte, vor der Erniedrigung zu sichern, dem Reichsten überlassen zu müssen, was nur dem Liebenswürdigsten gehörte.

Nach Aspasiens Tode fand sie Gelegenheit, dem jüngern Cyrus bekannt zu werden, dessen glänzende Eigenschaften durch die Feder Xenophon's ebenso bekannt geworden sind als der unglückliche Ausgang der Unternehmung, wodurch er seinen Bruder Artaxerxes (Mnemon) von dem Throne des großen Cyrus zu verdrängen hoffte. Ihr erster Anblick unterwarf ihr das Herz eines Prinzen, der desto empfindlicher gegen diejenige Art von Reizungen war, wodurch sich die Schülerinnen der Aspasia unterschieden, je seltener sie unter den lebenden Statuen anzutreffen sind, welche in Persien dem Vergnügen der Großen gewidmet werden und in der That zu dem einzigen Gebrauche, den ihre Gebieter von ihnen zu machen wissen, wenig Seele nöthig haben. Danae begleitete diesen Prinzen auf seinem Feldzuge gegen den großen König, und nach dem unglücklichen Ausgange desselben erwählte sie Smyrna zu ihrem beständigen Aufenthalte, durch die großmüthige Freigebigkeit des Cyrus, der sich hierin von keinem Bürger von Athen übertreffen lassen wollte, in den Stand gesetzt, ihre einzige Sorge sein zu lassen, wie sie auf die angenehmste Art leben wollte. Sie bediente sich dieses Glücks, wie es der Name der zweiten Aspasia erforderte. Ihre Wohnung schien ein Tempel der Musen und Grazien zu sein, und wenn Amor von einer so reizenden Gesellschaft nicht ausgeschlossen blieb, so war es jener Amor, den die Musen beim Anakreon mit Blumenkränzen binden, und der sich in dieser Gefangenschaft so wohl gefällt, daß Venus ihn vergeblich bereden will, sich in seine vorige Freiheit setzen zu lassen. Die

Spiele, die Scherze und die Freuden (wenn es uns erlaubt ist, die Sprache Homer's zu gebrauchen, wo die gewöhnliche zu matt scheint) schlossen mit den lächelnden Stunden einen unauflöslichen Reihentanz um sie her, und Schwermuth, Ueberdruß und lange Weile waren mit allen andern Feinden der Ruhe und des Vergnügens gänzlich aus diesem Wohnsitze der Freude verbannt.

Wir haben, däucht uns, schon mehr als genug gesagt, um unsere Leser in keine mittelmäßige Sorge für die Tugend unsers Helden zu setzen. In der That hatte er sich noch niemals in Umständen befunden, die uns weniger hoffen lassen, daß sie sich werde erhalten können. Die Gefahr, worin sie bei der üppigen Pythia, unter den rasenden Bacchantinnen und in dem Hause des weisen Hippias, welches dem Stalle der Circe so ähnlich sah, geschwebt hatte, kommt in gar keine Betrachtung gegen diejenige, die ihr bevorsteht und deren wir ihn gern überhoben hätten, wenn die Pflichten des Geschichtsschreibers erlaubten, einer freundschaftlichen Parteilichkeit zum Nachtheile der Wahrheit Gehör zu geben.

Fünftes Capitel.

Wie gefährlich eine verschönernde Einbildungskraft ist.

Wenn eine lebhafte Einbildungskraft ihrem Besitzer eine unendliche Menge von Vergnügungen gewährt, die den übrigen Sterblichen versagt sind; wenn ihr zauberischer Einfluß alles Schöne in seinen Augen verschönert und ihn da in Entzückung setzt, wo Andre kaum empfinden; wenn sie in glücklichen Stunden ihm diese Welt zu einem Paradiese macht und in traurigen seine Seele von der Scene seines Kummers hinwegzieht und in bessere Welten versetzt, welche durch die vergrößernden Schatten einer vollkommnen Wonne seinen Schmerz bezaubern: so müssen wir auf der andern Seite gestehen, daß sie nicht weniger eine Quelle von Irrthümern, Ausschweifungen und Qualen für ihn ist, wovon er, selbst mit Hilfe der Weisheit und mit der feurigsten Liebe zur Tugend, sich nicht eher los machen kann, bis er (auf welche Art es nun sein mag) dazu gekommen ist, die allzu große Lebhaftigkeit derselben zu mäßigen.

Der weise Hippias hatte unserm Helden sehr wenig Unrecht

gethan, als er ihm eine Einbildungskraft von dieser Art zuschrieb, und die schlaue Danae machte sich aus der Beschreibung des Hippias eine sehr richtige Vorstellung von ihm, da sie Alles gewonnen zu haben glaubte, wenn sie nur seine Einbildungskraft auf ihre Seite gebracht haben würde. Hippias, dachte sie, hatte nur darin gefehlt, daß er ihn durch die Sinne verführen wollte. Auf diese Voraussetzung gründete sie einen Plan, zu dessen Erfolg sie sich selbst zum Voraus Glück wünschte, und dachte ebenso wenig daran, daß die Ausführung sie ihr eignes Herz kosten könnte, als Agathon sich von der Gefahr träumen ließ, die dem seinigen zubereitet wurde.

Die Stunde, welche sie dem Sophisten anberaumt hatte, war nun gekommen, und Agathon begleitete seinen Herrn, ohne zu wissen wohin. Sie traten in einen Palast, der auf einer doppelten Reihe von jonischen Säulen ruhte und mit vielen vergoldeten Bildsäulen ausgeziert war. Das Inwendige stimmte vollkommen mit der Pracht des äußerlichen Anblicks überein. Allenthalben begegnete ihnen das geschäftige Gewimmel von unzähligen Sklaven und Sklavinnen, wovon die Erstern alle unter dem vierzehnten Jahre und, so wie die Letztern, von außerordentlicher Schönheit waren. Ihre Kleidung stellte dem Aug' eine angenehme Verbindung der Einförmigkeit mit der Abwechslung dar; einige waren weiß, andre himmelblau, andre rosenfarb, andre grün gekleidet, und jede Farbe schien eine besondere Classe zu bezeichnen, welcher ihre eignen Dienste angewiesen waren.

Agathon, auf den alles Schöne lebhaftere Eindrücke zu machen pflegte, als vonnöthen war, um nach dem Maßstabe der Moralisten genug zu sein, wurde durch Alles, was er sah, so sehr bezaubert, daß er sich in eine von seinen idealischen Welten versetzt glaubte. Er hatte noch nicht Zeit gehabt, wieder zu sich selbst zu kommen, als ihn Hippias in einen großen, hell erleuchteten Saal führte, worin die Gesellschaft versammelt war, welche sie vermehren sollten. Kaum hatte er einen Blick auf sie geworfen, als die schöne Danae ihm mit einer ihr eigenen Anmuth entgegen kam, ihm zu sagen, daß ein Freund des Hippias das Recht habe, sich in ihrem Hause und in dieser Gesellschaft als einheimisch anzusehen. Ein so verbindlicher Willkommen verdiente wol eine Antwort in gleichem Tone; allein Agathon war in diesem Augenblick außer Stande, höflich zu sein. Ein Blick, womit man den äußersten Grad des angenehmsten Er-

staunens malen müßte, war Alles, was er auf diese Anrede zu erwidern wußte.

Die Gesellschaft war aus lauter solchen Personen zusammengesetzt, welche die Vorrechte des vertrautesten Umgangs in diesem Hause genossen und die attische Urbanität (die von der steifen und ceremonienreichen Höflichkeit der heutigen Europäer merklich abstach) in ebenso hohem Grade als Danae selbst besaßen. In einer Gesellschaft nach der heutigen Art würde Agathon in den ersten Augenblicken, da er sich darstellte, zu einer Menge kleiner boshafter Anmerkungen Stoff gegeben haben; in dieser war ein flüchtiger Blick Alles, was er auszuhalten hatte. Die Unterredung wurde fortgesetzt; Niemand zischelte dem Andern ins Ohr oder schien das Erstaunen zu bemerken, mit welchem seine Augen die schöne Danae zu verschlingen schienen; kurz, man ließ ihm alle Zeit, die er brauchte, um wieder zu sich selbst zu kommen, wofern sich anders dieser Ausdruck für die Verfassung schickt, worin er sich diesen ganzen Abend durch befand.

Vielleicht erwartet man, daß wir eine nähere Erläuterung über diesen außerordentlichen Eindruck geben sollen, welchen Danae auf unsern allzu reizbaren Helden machte. Allein wir sehen uns noch außer Stande, die Neugierde des Lesers über einen Punkt zu befriedigen, wovon Agathon selbst nicht fähig gewesen wäre, Rechenschaft zu geben. Alles, was wir davon sagen können, ist, daß diese Dame dem Anschein nach niemals weniger erwarten konnte, eine solche Wirkung zu machen, so wenig Mühe hatte sie sich gegeben, ihre Reizungen durch einen schimmernden Putz zu erhöhen oder durch andere Kunstgriffe in ein blendendes Licht zu setzen. Ein weißes Kleid mit kleinen Streifen von Purpur und eine halb eröffnete Rose in ihrem schwarzen Haar machte ihren ganzen Staat aus, und von der Durchsichtigkeit, wodurch die Kleidung der Cyane den Augen unsers Helden anstößig gewesen, war die ihrige so weit entfernt, daß man mit besserm Recht aussetzen konnte, sie verhülle zu viel. Es ist wahr, sie hatte Sorge getragen, daß ein sehr artiger kleiner Fuß dem Auge nicht immer entzogen würde; allein dieser kleine Fuß und eine schneeweiße, rosenfingerige Hand mit dem Anfang eines vollkommen schönen Armes war Alles, was das neidische Gewand vorwitzigen Blicken nicht versagte. Was es also auch sein mochte, was in seinem Herzen vorging, so ist doch dies gewiß, daß an der Person und dem Betragen der

schönen Danae nicht das Mindeste zu entdecken war, das einige besondere Absicht auf unsern Helden hätte anzeigen können, und daß sie, es sei nun aus Unachtsamkeit oder Bescheidenheit, nicht einmal zu bemerken schien, daß Agathon für sie allein Augen und über ihrem Anschauen den Gebrauch aller andern Sinne verloren hatte.

Sechstes Capitel.

Pantomimen.

Nach Endigung der Mahlzeit, bei welcher Agathon beinahe einen bloßen Zuschauer abgegeben hatte, trat ein Tänzer und eine junge Tänzerin herein, um nach der Modulation zweier Flöten die Geschichte des Apollo und der Daphne zu tanzen. Die Geschicklichkeit der Tanzenden befriedigte alle Zuschauer. Alles an ihnen war Seele und Ausdruck, und man glaubte sie immer zu hören, ob man sie gleich nur sah.

„Wie gefällt Dir die Tänzerin, Kallias?" fragte Danae den Agathon, welcher nur mittelmäßig aufmerksam auf dieses Spiel zu sein schien und der Einzige war, der nicht beobachtete, daß die Tänzerin von ungemeiner Schönheit und, ebenso wie neulich Cyane, kaum mit etwas mehr als gewebter Luft umhüllt war. „Mich däucht," versetzte Agathon (der jetzt erst anfing, diese Daphne aufmerksamer anzusehen), „mich däucht, daß sie, vielleicht aus allzu großer Begierde zu gefallen, den Charakter verläßt, den sie vorstellen soll. Warum sieht sie sich im Fliehen um? und mit einem Blicke, der es ihrem Verfolger zu verweisen scheint, daß er nicht schneller ist als sie? — Gut, sehr gut!" fuhr er fort, als die Stelle kam, wo Daphne den Flußgott um Hilfe anruft, „unverbesserlich! Mit welcher Wahrheit sie ihre Verwandlung ausdrückt! Wie sie erbleicht! wie sie schauert! Ihre Füße wurzeln mitten in einer schreckhaften Bewegung ein; umsonst will sie ihre ausgebreiteten Arme zurückziehen. — Aber warum dieser zärtlich-bange Blick auf ihren Liebhaber? Warum die Thräne, die in ihrem Auge zu erstarren scheint?"

Ein allgemeines Lächeln beantwortete die Frage Agathon's. „Du tadelst gerade," sagte einer von den Gästen, „was wir am Meisten bewundern. Eine gewöhnliche Tänzerin würde nicht fähig gewesen sein, Deinen Tadel zu verdienen. Es ist unmöglich, mehr Geist, mehr Feinheit und einen schönern Con-

kraft in diese Rolle zu bringen, als die kleine Psyche gethan hat."

Daphne selbst war nicht bestürzter gewesen, da sie sich verwandelt fühlte, als Agathon in dem Augenblick, da er den Namen Psyche hörte; er stockte mitten in einem Worte, das er sagen wollte; er erröthete, und seine Verwirrung war so merklich, daß Danae, welche sie der Beschämung seines Tadels zuschrieb, für nöthig hielt, ihm zu Hilfe zu kommen. „Der Tadel des Kallias," sagte sie, „beweist, daß er den Geist, womit Psyche ihre Rolle gespielt, so gut empfunden hat als Phädrias. Aber vielleicht ist er darum nicht minder gegründet. Psyche sollte die Person der Daphne gespielt haben, und hat ihre eigene gespielt. Ist es nicht so, Psyche? Du dachtest: Wie würde mir an Daphnens Stelle gewesen sein?" — „Und wie hätte ich's anders machen können, meine Gebieterin?" fragte die kleine Tänzerin. — „Du hättest den Charakter annehmen sollen, den ihr die Dichter geben, und hast Dich begnügt, Dich selbst in ihre Umstände zu setzen." — „Was für ein Charakter ist denn dies?" erwiderte Psyche. — „Einer Spröden," sagte der weise Hippias, „der Lieblingscharakter des Kallias." — Abermalige Gelegenheit zum Erröthen für den guten Agathon!

„Du hast es nicht errathen," versetzte dieser; „der Charakter, den Daphne nach meiner Idee haben soll, ist Gleichgiltigkeit und Unschuld; sie kann Beides haben, ohne eine Spröde zu sein."

„Psyche verdient also desto mehr Lob," erwiderte Phädrias (für den sie noch etwas mehr als eine Tänzerin war), „weil sie den Charakter verschönert hat, den sie vorstellen sollte. Der Streit zwischen Liebe und Ehre erfordert mehr Genie, um nachgeahmt zu werden, und ist für den Zuschauer rührender als die Gleichgiltigkeit, die ihr Kallias geben will. Und zudem, wo ist die junge Nymphe, die gegen die Liebe eines so schönen Gottes, wie Apollo ist, gleichgiltig sein könnte?" — „Ich bin Deiner Meinung," sagte Hippias. „Daphne flieht vor dem Apollo, weil sie — ein junges Mädchen ist, und weil sie — ein junges Mädchen ist, so wünscht sie heimlich, daß er sie erhaschen möge. Warum sieht sie sich so oft um, als um ihm zu verweisen, daß er nicht schneller sei? Wie er ihr so nahe war, daß sie nicht mehr entfliehen konnte, so flehte sie, sagt die Fabel, dem Flußgotte, daß er sie verwandeln sollte. Grimasse! Sie brauchte ja nur sich in den Fluß zu stürzen, wenn es ihr Ernst war. Sie that, was eine Nymphe thun soll,

da sie den Flußgott anrief; aber wer konnte auch fürchten, so schnell erhört zu werden? Und in welchem Augenblicke konnte sie es weniger wünschen, als in eben diesem, da sie sich von den begierigen Armen ihres Liebhabers schon umschlungen fühlte? Hatte sie sich denn aus einem andern Grund außer Athem gelaufen, als damit er sie desto gewisser erhaschen möchte? — Was ist also natürlicher als der Unwille, der Schmerz und die Traurigkeit, womit sie sein Betragen erwidert, da sie die Arme, womit sie ihn — zurückstoßen will, zu Lorbeerzweigen erstarrt fühlt? Selbst der zärtliche Blick ist natürlich; die Verstellung hört auf, wenn man in einen Lorbeerbaum verwandelt wird. War nicht dies das ganze Spiel der Psyche? Und kann etwas natürlicher sein? Es ist der Charakter eines jungen Mädchens, eines von den jungen Mädchen, versteht sich, mein lieber Kallias, wie man sie in dieser materiellen Welt findet." — „Ich ergebe mich," versetzte Agathon; „die Tänzerin hat Alles gethan, was man von ihr fordern konnte, und ich war lächerlich, zu erwarten, daß sie die Idee ausführen sollte, die ich von einer Daphne in meiner Phantasie habe."

Agathon hatte dieses kaum gesprochen, als Danae, ohne ein Wort zu sagen, aufstand, der Tänzerin einen Wink gab und mit ihr verschwand. In einer kleinen Weile kam die Tänzerin allein wieder zurück, die Flöten fingen wieder an, und Apollo und Daphne wiederholten ihre Pantomime. Aber wie erstaunte Agathon, als er sah, daß es Danae selbst war, die in der Kleidung der Tänzerin die Person der Daphne spielte! — Armer Agathon! Allzu reizende Danae! Wer hätte sich eines solchen Streiches versehen sollen? Ihr ganzes Spiel drückte die eigenste Idee Agathon's aus, aber mit einer Anmuth, mit einer Zauberei, wovon ihm seine Phantasie keine Idee gegeben hatte. Die Empfindungen, von denen seine Seele in diesen Augenblicken überfallen wurde, waren so lebhaft, daß er sich bemühte, seine Augen von diesem zu sehr bezaubernden Gegenstand abzuziehen. Aber vergebens! Eine unwiderstehliche Gewalt zog sie zurück. Wie edel, wie schön waren alle ihre Bewegungen! Mit welcher rührenden Einfalt drückte sie den ganzen Charakter der Unschuld aus! — Er sah noch in sprachloser Entzückung nach dem Orte, wo sie zum Lorbeerbaum erstarrte, als sie schon wieder verschwunden war, ohne das Lob und Händeklatschen der Zuschauer zu erwarten, welche nicht Worte genug finden konnten, das Vergnügen auszudrücken, das ihnen Danae durch diese

unerwartete Probe ihres Talents gemacht hatte. In wenigen Augenblicken kam sie schon wieder in ihrer eigenen Person zurück. — „Wie sehr ist Kallias Dir verbunden, schöne Danae," sagte Phädrias, indem sie hereintrat. „Du allein konntest seinen Tadel rechtfertigen; nur Diejenige konnte es, die liebenswürdig genug ist, um die Sprödigkeit selbst reizend zu machen. Wie sehr wäre ein Apollo zu bedauern, für den Du Daphne wärest!"

Es war glücklich für den guten Agathon, daß er, indem dieses mit einem bedeutenden Blick gesagt wurde, in dem Anschauen der schönen Danae so verloren war, daß er nichts hörte; denn sonst würde ein abermaliges Erröthen die Auslegung zu diesem Text gemacht haben. Das Lob dieser Dame und ein Gespräch über die Tanzkunst füllte den Ueberrest der Zeit aus, welche die Gesellschaft noch bei einander zubrachte, ein Gespräch, dessen Mittheilung uns der Leser gerne nachlassen wird, da wir seine Begierde nach angelegeneren Materien zu befriedigen haben. Nur diesen Umstand können wir nicht vorbeigehen, daß Agathon bei diesem Anlaß auf einmal so beredt wurde, als er vorher tiefsinnig und stillschweigend gewesen war. Eine lächelnde Heiterkeit schimmerte um sein ganzes Gesicht, und noch niemals hatte sein Witz sich mit solcher Lebhaftigkeit hervorgethan. Er erhielt den Beifall der ganzen Gesellschaft, und die schöne Danae selbst konnte sich nicht enthalten, ihn von Zeit zu Zeit mit einem Ausdruck von Vergnügen und Zufriedenheit anzusehen, indessen in seinen nur selten von ihr abgewandten Augen etwas glänzte, für welches wir uns umsonst bemüht haben, in der Sprache der Menschen einen Namen zu finden.

Siebentes Capitel.

Geheime Nachrichten.

Wir haben von Plutarch und aus eigener Erfahrung gelernt, daß sehr kleine Begebenheiten öfters durch große Folgen merkwürdig werden, und sehr kleine Handlungen nicht selten tiefere Blicke in das Inwendige der Menschen thun lassen als die feierlichen, wozu man, weil sie dem öffentlichen Urtheil ausgesetzt sind, sich ordentlicherweise in eine gewisse mit sich selbst abgeredete Verfassung zu setzen pflegt. Die Gründlichkeit dieser Beobachtung hat uns bewogen, in der Geschichte der Pantomime, welche das vorige Capitel ausfüllt, so umständlich zu

sein, und wir hoffen, uns deshalb vollkommen zu rechtfertigen, wenn wir diese Erzählung durch Dasjenige ergänzen, was die liebenswürdige Psyche betrifft, mit welcher der Leser schon im ersten Buche, wiewol nur im Vorbeigehen, bekannt zu werden angefangen hat.

Diese Psyche, so wie sie war, hatte bisher unter allen Wesen, welche in die Sinne fallen (wir setzen diese Einschränkung nicht ohne Ursache hinzu, so seltsam sie auch in antiplatonischen Ohren klingen mag), den ersten Platz in Agathon's Herzen eingenommen, und er hatte, seitdem sie von ihm entfernt war, kein Frauenzimmer gesehen, das nicht durch die bloße Erinnerung an Psychen alle Macht über sein Herz und selbst über seine Sinne verloren hätte. Denn die Bewegungen der letztern laufen sonst nicht immer mit den erstern so parallel, als manche Romanenschreiber vorauszusetzen scheinen. Die Wahrheit zu gestehen, so war dies nicht die Wirkung derjenigen heroischen Treue und Standhaftigkeit in der Liebe, welche in besagten Romanen zu einer Tugend von der ersten Classe gemacht wird. Psyche erhielt sich im Besitz seines Herzens, weil die bloßen Erinnerungen, die ihm von ihr übrig waren, ihm einen viel höheren Genuß gaben als die Empfindungen, die ihm irgend eine andre Schöne einzuflößen vermochte, oder, weil er bisher keine Andere gesehen hatte, die so sehr nach seinem Herzen gewesen wäre. Eine Erfahrung von etlichen Jahren beredete ihn, daß es allezeit so sein würde; und daher kam vielleicht die Bestürzung, wovon er befallen wurde, als der erste Anblick der schönen Danae ihm eine Vollkommenheit darstellte, die seiner Einbildung nach allein jenseits des Mondes anzutreffen sein sollte. Er müßte nicht Agathon gewesen sein, wenn diese Erscheinung sich nicht seiner ganzen Seele so sehr bemeistert hätte, wie wir gesehen haben. Niemals, däuchte ihn, hatte er in einem so hohen Grad und in einer so seltenen Harmonie alle diese feinern Schönheiten, von welchen gemeine Seelen nicht gerührt werden, vereinigt gesehen. Ihre Gestalt, ihre Blicke, ihr Lächeln, ihre Geberden, ihr Gang, Alles hatte diese Vollkommenheit, welche die Dichter den Göttinnen zuzuschreiben pflegen. Was Wunder also, daß er in den ersten Stunden nichts als anschauen und bewundern konnte, und daß seine entzückte Seele noch keine Zeit hatte, auf dasjenige Acht zu geben, was in ihr vorging? In der That waren alle ihre übrigen Kräfte so gebunden, daß er wider seine Gewohnheit in dieser ganzen

Zeit sich seiner Psyche ebenso wenig erinnerte, als ob sie nie gewesen wäre.

Allein als die junge Tänzerin zum Vorschein kam, welche die Person der Daphne spielte, so stellte einige Aehnlichkeit, die sie wirklich in der Gesichtsbildung und Figur mit Psychen hatte, ihm auf einmal, wiewol ohne daß er sich dessen deutlich bewußt war, das Bild seiner abwesenden Geliebten vor die Augen. Sogleich setzte seine Einbildungskraft durch eine gewöhnliche mechanische Wirkung Psychen an die Stelle dieser Daphne, und wenn er so Vieles an der Tänzerin auszusetzen fand, so war es im Grunde nur darum, weil die Vergleichung den Betrug des ersten Anblicks entdeckte, oder weil sie nicht wirklich Psyche war. So gewöhnlich dergleichen Spiele der Einbildung sind, so selten ist es, daß man den Einfluß deutlich unterscheidet, den sie auf unsre Urtheile oder Neigungen zu haben pflegen. Agathon selbst, der sich von seiner ersten Jugend an eine Beschäftigung daraus gemacht hatte, den geheimen Triebfedern seiner innerlichen Bewegungen nachzuspüren, merkte dennoch nicht eher, was bei diesem Anlaß in seiner Phantasie vorging, bis der Name Psyche (dieser Name, dessen bloßer Ton sonst Musik in seinen Ohren gewesen war) ihn erschütterte und in eine Verwirrung von Empfindungen setzte, die er selbst zu beschreiben Mühe gehabt hat, wenn wir anders hiervon nach der besondern Dunkelheit, die in unsrer Urkunde über dieser Stelle liegt, urtheilen dürfen.

Was auch die Ursache dieser Bestürzung gewesen sein mag, so ist gewiß, daß er weit davon entfernt war, nur zu argwohnen, der Genius seiner ersten Liebe stutze vielleicht darüber, eine Nebenbuhlerin in seinem Herzen zu finden, welches er von Psychen allein ausgefüllt zu sehen gewohnt war. Sein Selbstbetrug (wofern es anders einer war) scheint desto mehr Entschuldigung zu verdienen, weil dieser geliebte Name wirklich in wenig Augenblicken seine ganze Zärtlichkeit rege machte. Er bemerkte nun erst deutlich die Aehnlichkeiten, welche die beiden Psychen mit einander hatten, und er verglich sie mit einem Vorurtheile, welches der abwesenden so günstig war, daß die gegenwärtige ihr nur zum Schatten dienen mußte. Ja, wir wissen nicht, ob eine so lebhafte Erinnerung nicht endlich der schönen Danae selbst Abbruch gethan haben würde, wofern diese (gleich als ob sie durch eine Art von Divination errathen hätte, was in seiner Seele vorging) nicht auf den glücklichen Einfall gekommen wäre, sich an den Platz der kleinen Tänzerin

zu setzen, um die Vorstellung auszuführen, welche sich Agathon von einer idealischen Daphne gemacht hatte, eine Idee, deren die Geschmeidigkeit ihres Geistes sich so schnell und so glücklich zu bemächtigen wußte, wie wir gesehen haben. Einen schlimmern Streich konnte sie in der That der einen und der andern Psyche nicht spielen. Beide wurden von ihrem blendenden Glanze, wie benachbarte Sterne von dem vollen Mond, ausgelöscht. Und wie hätte auch das Bild seiner abwesenden Geliebten unsern Helden noch länger beschäftigen können, da alle Anschauungskräfte seiner Seele, auf diesen einzigen bezaubernden Gegenstand geheftet, ihm kaum zureichend schienen, dessen ganze Vollkommenheit zu empfinden, da er diese sittliche Venus mit allen ihren geistigen Grazien wirklich vor sich sah, zu deren bloßem Schattenbild ihn Psyche zu erheben vermocht hatte?

Wir wissen nicht, ob man eben ein Hippias sein müßte, um zu glauben, daß Schönheiten von einer nicht so unkörperlichen, wiewol in ihrer Art ebenso vollkommenen Natur, weit mehr, als Agathon selbst gewahr wurde, zu dieser Verzückung in die idealischen Welten beigetragen haben könnten, worin er während des pantomimischen Tanzes der Danae sich befand. Die nymphenmäßige Kleidung, welche dieser Tanz erforderte, war nur allzu geschickt, diese Reizungen in ihrer ganzen Macht und in dem mannichfaltigsten Lichte zu entwickeln, und wir müssen gestehen, die Göttin der Liebe selbst hätte sich nicht zuversichtlicher als die untadelige Danae dem Auge der schärfsten Kenner, ja selbst den Augen einer Nebenbuhlerin in diesem Aufzug überlassen dürfen. Der Charakter der ungeschminkten Unschuld, welchen sie so unverbesserlich nachahmte, schien dadurch einen noch lebhafteren Ausdruck zu erhalten; aber einen so lebhaften, daß ein jeder Andre als ein Agathon dabei in Gefahr gewesen wäre, die seinige zu verlieren. Freilich hatten die übrigen Zuschauer Mühe genug, sich zu enthalten, die Rolle des Apollo in ganzem Ernste zu machen. Aber von unserm Helden hatte Danae nichts zu besorgen, und sie fand, daß Hippias nicht zu viel von ihm versprochen hatte. Diese körperlichen Schönheiten, die er nicht einmal deutlich unterschied, weil sie in seinen Augen mit den geistigen in Eins zusammengeflossen waren, mochten den Grad der Lebhaftigkeit seiner Empfindungen noch so sehr erhöhen, sie konnten doch die Natur derselben nicht verändern; niemals in seinem Leben waren sie reiner, begierdenfreier, unkörperlicher gewesen. Kurz (so widersinnig es

jenen aus gröberm Stoffe gebildeten Erdensöhnen, welche in dem vollkommensten Weibe nur ein Weib sehen, scheinen mag), es ist nichts gewisser, als daß Danae, mit einer Gestalt und in einem Aufzuge, welche (wenn uns ein Ausdruck des Hippias erlaubt ist) einen Geist hätten verkörpern mögen, diesen seltsamen Jüngling in einen so völligen Geist verwandelte, als man jemals diesseits des Mondes gesehen hat.

Achtes Capitel.

Was die Nacht durch im Gemüthe der Hauptpersonen vorgegangen.

Wir haben schon so viel von der gegenwärtigen Gemüthsverfassung unsers Helden gesagt, daß man sich nicht verwundern wird, wenn wir hinzusetzen, daß er den übrigen Theil der Nacht in ununterbrochenem Anschauen dieser idealen Vollkommenheit zubrachte, die seine Einbildungskraft mit einer ihr gewöhnlichen Kunst, und ohne daß er den Betrug gewahr wurde, an die Stelle der schönen Danae geschoben hatte. Dieses Anschauen setzte sein Gemüth in eine so angenehme und ruhige Entzückung, daß er, gleich als ob nun alle seine Wünsche befriedigt wären, nicht das Geringste von der Unruhe, den Begierden, der innerlichen Gährung, der Abwechslung von Frost und Hitze fühlte, womit die Leidenschaft, mit welcher man ihn nicht ohne Wahrscheinlichkeit behaftet glauben kann, sich ordentlicherweise anzukündigen pflegt.

Was die Schöne betrifft, welche die Ehre hatte, diese erhabenen Entzückungen in ihm zu erwecken, diese brachte den Rest der Nacht zwar nicht mit ebenso erhabenen, aber doch in ihrer Art mit ebenso angenehmen Betrachtungen zu. Agathon hatte ihr gefallen; sie war mit dem Eindrucke, den sie auf ihn gemacht, zufrieden, und sie glaubte, nach den Beobachtungen, die ihr dieser Abend bereits an die Hand gegeben, daß sie sich selbst mit gutem Grunde zutrauen könne, ihn durch die gehörigen Gradationen zu einem zweiten und vielleicht standhaftern Alcibiades zu machen. Nichts war ihr hierbei angenehmer als die Bestätigung des Plans, den sie sich über die Art und Weise, wie man seinem Herzen am Leichtesten beikommen könne, ausgedacht hatte. Es ist wahr, der Einfall, sich an die Stelle der Tänzerin zu setzen, war ihr erst in dem Augenblicke gekommen, da sie ihn ausführte. Allein sie würde ihn gewiß

nicht ausgeführt haben, wofern sie die gute Wirkung davon nicht mit einer Art von Gewißheit vorausgesehen hätte. Hätte sie in dem ersten Augenblicke, da sie sich unserm Helden in ihrer eigenen Person darstellte, in ihren Geberden oder in ihrem Anzuge das Mindeste gehabt, das ihm anstößig hätte sein können, so würde es ihr schwer geworden sein, den widrigen Eindruck dieses ersten Augenblicks jemals wieder gut zu machen. Agathon mußte in den Fall gesetzt werden, sich selbst zu hintergehen, ohne das Geringste davon zu merken; und wenn er für subalterne Reizungen empfindlich gemacht werden sollte, so mußte es durch Vermittlung der Einbildungskraft und auf eine solche Art geschehen, daß die geistigen und die körperlichen Schönheiten sich in seinen Augen vermengten, oder daß er in den letzteren nichts als den Widerschein der ersten zu sehen glaubte.

Der weise Hippias hatte zu viel Ursache, den Agathon bei dieser Gelegenheit zu beobachten, als daß ihm das Geringste entgangen wäre, was ihn des glücklichen Fortgangs seiner Anschläge zu versichern schien. Allein er schmeichelte sich zu viel, wenn er hoffte, Kallias werde in dem ekstatischen Zustande, worin er zu sein schien, ihn zum Vertrauten seiner Empfindungen machen. Das Vorurtheil, welches dieser wider ihn gefaßt hatte, verschloß ihm den Mund, so gern er auch dem Strome seiner Begeisterung den Lauf gelassen hätte. Eine Danae war in seinen Augen ein allzu vortrefflicher Gegenstand, und das, was er für sie empfand, zu rein, zu weit über die thierische Denkungsart eines Hippias erhaben, daß er nicht durch eine unzeitige Vertraulichkeit gegen diesen Ungeweihten Beides zu entheiligen geglaubt hätte.

Neuntes Capitel.

Eine kleine metaphysische Abschweifung.

Es giebt so verschiedene Gattungen von Liebe, daß es (wie uns ein Kenner versichert hat) nicht unmöglich wäre, drei oder vier Personen zu gleicher Zeit zu lieben, ohne daß sich eine derselben über Untreue zu beklagen hätte. Agathon hatte in einem Alter von siebzehn Jahren für die Priesterin zu Delphi etwas zu empfinden angefangen, das derjenigen Art von Liebe glich, die (nach dem Ausdruck Fielding's) ein wohl zubereiteter Rostbeef einem Menschen einflößt, der guten Appetit hat. Diese animalische Liebe hatte, eh' er selbst noch wußte, was daraus

werden könnte, der Zärtlichkeit weichen müssen, welche ihm Psyche einflößte. Die Zuneigung, die er zu diesem liebenswürdigen Geschöpfe trug, war eine Liebe der Sympathie, eine Harmonie der Herzen, eine geheime Verwandtschaft der Seelen, welche sich dem, der sie nicht aus Erfahrung kennt, unmöglich recht beschreiben läßt; eine Liebe, an der das Herz und der Geist mehr Antheil hat als die Sinne, und die vielleicht die einzige Art von Verbindung ist, welche (wofern sie allgemein sein könnte) den Sterblichen einen Begriff von den Verbindungen und Vergnügungen himmlischer Geister zu geben fähig wäre.

Agathon konnte also von dieser gedoppelten Art von Liebe, wovon eine die Antipode der andern ist, aus Erfahrung sprechen; allein diejenige, worin jene beiden sich in einander mischen, die Liebe, welche die Sinne, den Geist und das Herz zugleich bezaubert, die heftigste, die reizendste und gefährlichste aller Leidenschaften, war ihm noch unbekannt. Es ist also wol kein Wunder, daß sie sich seines ganzen Wesens schon bemeistert hatte, eh' es ihm nur eingefallen war, ihr zu widerstehen.

Freilich hätte Dasjenige, was in seinem Gemüthe vorging, nachdem er in zwei oder drei Tagen die schöne Danae weder gesehen noch etwas von ihr gehört hatte, den Zustand seines Herzens einem unbefangenen Zuschauer verdächtig gemacht; aber er selbst war weit entfernt, das geringste Mißtrauen in die Unschuld seiner Gesinnungen zu setzen. „Was ist natürlicher," dachte er, „als das Verlangen, das liebenswürdigste aller Wesen, nachdem man es einmal gesehen hat, wieder zu sehen, immer zu sehen?" — So urtheilt die Leidenschaft.

„Aber was sagte denn die Vernunft dazu?" — Die Vernunft? O, die sagte gar nichts.

Uebrigens müssen wir doch, es mag nun zur Entschuldigung unsers Helden dienen oder nicht, den Umstand nicht aus der Acht lassen: „daß er von der schönen Danae nichts Anderes wußte, als was er gesehen hatte." Der Charakter, den ihr die Welt beilegte, war ihm gänzlich unbekannt. Er hatte noch keinen Anlaß und, die Wahrheit zu sagen, auch kein Verlangen gehabt, sich darnach zu erkundigen. Ihm war genug, daß er sie gesehen hatte. Ein sehr gewöhnlicher Irrthum schob das, was sie in seinen Augen war, dem, was sie selbst war, unter; sie war ihm das Vollkommenste, was er sich denken konnte: was kümmerte ihn das Urtheil der Welt von ihr?

Fünftes Buch.

Agathon im Hause der Danae.

Erstes Capitel.

Worin die Absichten des Hippias einen merklichen Schritt machen.

Inzwischen waren ungefähr acht Tage verflossen, welche dem stillschweigenden und melancholischen Agathon, zu großem Vergnügen des boshaften Sophisten, acht Jahrhunderte däuchten, als dieser an einem Morgen zu ihm kam und ihm mit einer gleichgiltigen Art sagte: „Danae hat einen Aufseher über ihre Gärten und Landgüter vonnöthen; was sagst Du zu dem Einfall, den ich habe, Dich an diesen Platz zu setzen? Ich dächte, Du solltest Dich nicht übel zu einem solchen Amte schicken. Hast Du nicht Lust, in ihre Dienste zu treten?"

Ein Wort, welches Bestürzung und übermäßige Freude, Mißtrauen und Hoffnung, Erblassen und Glühen zu gleicher Zeit ausdrückte, würde uns wohl zu Statten kommen, die Verwirrung auszudrücken, worein diese Anrede den guten Agathon setzte. Sie war zu groß, als daß er sogleich hätte antworten können. Allein die Augen des Hippias, in welchen er einen Theil der Bosheit las, die der Sophist zu verbergen sich bemühte, gaben ihm bald die Sprache wieder. — „Wenn Du Lust hast, Dich auf diese Art von mir loszumachen," versetzte er mit so vieler Fassung, als ihm möglich war, „so habe ich nur eine Bedenklichkeit."

„Und diese ist?"

„Daß ich mich sehr schlecht auf die Landwirthschaft verstehe."

„Das hat nichts zu bedeuten; Du wirst Leute unter Dir haben, die sich desto besser darauf verstehen, und dies ist genug. Im Uebrigen glaube ich, daß Du mit Vergnügen in diesem Hause sein wirst. Du liebst das Landleben, und Du wirst Gelegenheit haben, alle seine Annehmlichkeiten zu schmecken. Wenn

Du es zufrieden bist, so gehe ich, die Sache in Richtigkeit zu bringen."

„Du hast Dir das Recht erkauft, mit mir zu machen, was Du willst."

„Die Wahrheit zu sagen, Kallias, ungeachtet der kleinen Mißhelligkeiten unserer Köpfe, verliere ich Dich ungern. Allein Danae scheint es zu wünschen, und ich habe Verbindlichkeiten gegen sie. Sie hat, ich weiß nicht woher, eine große Meinung von Deiner Fähigkeit gefaßt, und da ich alle Tage Gelegenheit haben werde, Dich in ihrem Hause zu sehen, so kann ich mir's um so eher gefallen lassen, Dich an eine Freundin abzutreten, von der ich gewiß bin, daß sie Dir so begegnen wird, wie Du es verdienst."

Agathon beharrte in seinem angenommenen Tone von Gleichgiltigkeit, und Hippias, dem es Mühe kostete, die Spöttereien zurückzuhalten, die ihm alle Augenblicke auf die Lippen kamen, verließ ihn, ohne sich merken zu lassen, daß er wüßte, was er von dieser Gleichgiltigkeit denken sollte.

Das Betragen Agathon's bei diesem Anlaß wird ihn vielleicht in den Verdacht setzen, daß er sich bewußt gewesen sei, es stehe nicht so gar richtig in seinem Herzen. Denn warum hätte er sonst nöthig gehabt, sich zu verbergen? Allein, man muß sich seiner gegen den Sophisten gefaßten Vorurtheile erinnern, um zu sehen, daß er vollkommen in seinem Charakter blieb, indem er Empfindungen vor ihm zu verbergen suchte, die einem so unverbesserlichen Anti-Platon ganz unverständlich oder vollkommen lächerlich gewesen wären. Die Freude, welcher er sich überließ, sobald er wieder allein war, läßt uns keinen Zweifel übrig, daß er damals noch nicht das geringste Mißtrauen in sein Herz gesetzt habe.

Diese Freude war über allen Ausdruck. Liebhaber von einer gewissen Art können sich eine Vorstellung davon machen, welche der allerbesten Beschreibung werth ist, und den Uebrigen würde diese Beschreibung ungefähr so viel helfen als eine Seekarte einem Fußgänger. Die unvergleichliche Danae wiederzusehen, nicht nur wiederzusehen, in ihrem Hause zu sein, unter ihren Augen zu leben, ihres Umgangs zu genießen, vielleicht — ihrer Freundschaft gewürdigt zu werden — hier hielt seine entzückte Einbildungskraft stille. Die Hoffnungen eines gewöhnlichen Liebhabers würden weiter gegangen sein; allein Agathon war kein gewöhnlicher Liebhaber. „Ich liebe die schöne Danae," sagte

Hyacinthus, da er nach ihrem Genuß lüstern war. „Eben darum liebst Du sie nicht," würde ihm die Sokratische Diotima geantwortet haben. „Derjenige, der in dem Augenblicke, da ihm seine Geliebte den ersten Kuß auf ihre Hand gestattet, einen Wunsch nach einer größern Glückseligkeit hat, muß nicht sagen, daß er liebe."

Zweites Capitel.

Veränderung der Scene.

Danae besaß durch die Freigebigkeit des Prinzen Cyrus, außer dem Hause, welches sie zu Smyrna bewohnte, ein Landgut in der anmuthigsten Gegend außerhalb der Stadt, wo sie von Zeit zu Zeit einige dem Vergnügen geweihte Tage zuzubringen pflegte. Hierher mußte sich Agathon begeben, um von seinem neuen Amte Besitz zu nehmen und dasjenige zu veranstalten, was zum Empfang seiner Gebieterin nöthig war, welche sich vorgenommen hatte, den Rest der schönen Jahreszeit auf dem Lande zu genießen.

Wir widerstehen der Versuchung, eine Beschreibung von diesem Landgute zu machen, um dem Leser das Vergnügen zu lassen, sich dasselbe so wohl angelegt, so prächtig und so angenehm vorzustellen, als er selbst will. Alles, was wir davon sagen wollen, ist, daß diejenigen, deren Einbildungskraft einiger Unterstützung nöthig hat, den sechzehnten Gesang des befreiten Jerusalem's lesen müßten, um sich eine Vorstellung von dem Orte zu machen, den sich diese griechische Armide zum Schauplatz der Siege auswählte, die sie über unsern Helden zu erhalten hoffte. Sie fand nicht für gut oder konnte es nicht über sich selbst erhalten, ihn lange auf ihre Ankunft warten zu lassen; und sie war kaum angelangt, als sie ihn zu sich rufen ließ und ihn durch folgende Anrede in eine angenehme Bestürzung setzte: „Die Bekanntschaft, die wir vor einigen Tagen mit einander gemacht haben, wäre auch ohne die Nachrichten, die mir Hippias von Dir gegeben, schon genug gewesen, mich zu überzeugen, daß Du für den Stand nicht geboren bist, in den Dich ein widriger Zufall gesetzt hat. Die Gerechtigkeit, die ich Personen von Verdiensten widerfahren zu lassen fähig bin, gab mir das Verlangen ein, Dich aus einem Verhältnisse gegen Hippias zu setzen, welches Dir die Verschiedenheit Deiner Denkungsart von der seinigen in die

Länge beschwerlich gemacht haben würde. Er hatte die Gefälligkeit, Dich mir als eine Person vorzuschlagen, die sich schickte, die Stelle eines Aufsehers in meinem Hause zu vertreten. Ich nahm sein Erbieten an, um das Vergnügen zu haben, den Gebrauch davon zu machen, den ich Deinen Verdiensten und meiner Denkungsart schuldig bin. Du bist frei, Kallias, und vollkommen Herr, zu thun, was Du für gut befindest. Kann die Freundschaft, die ich Dir anbiete, Dich bewegen, bei mir zu bleiben, so wird der Name eines Amtes, von dessen Pflichten ich Dich völlig freispreche, wenigstens dazu dienen, der Welt eine begreifliche Ursache zu geben, warum Du in meinem Hause bist. Wo nicht, so soll das Vergnügen, womit ich zur Beförderung der Entwürfe, die Du wegen Deines künftigen Lebens machen kannst, die Hand bieten werde, Dich von der Lauterkeit der Bewegungsgründe überzeugen, welche mich so gegen Dich zu handeln angetrieben haben."

Die edle und ungezwungene Anmuth, womit dieses gesprochen wurde, vollendete die Wirkung, die eine so großmüthige Erklärung auf den empfindungsvollen Agathon machen mußte. Was für eine Art zu denken! Was für eine Seele! — Konnte er weniger thun, als sich zu ihren Füßen werfen, um in Ausdrücken, deren Verwirrung ihre ganze Beredsamkeit ausmachte, der Bewunderung und der Dankbarkeit den Lauf zu lassen, deren Uebermaß seine Brust zu zersprengen drohte? — „Keine Danksagungen, Kallias," unterbrach ihn die großmüthige Danae; „was ich gethan habe, ist nicht mehr, als ich einem jeden Andern, der Deine Verdienste hätte, ebensowol schuldig zu sein glaubte." — „Ich habe keine Ausdrücke für das, was ich empfinde, anbetungswürdige Danae," rief der entzückte Agathon; „ich nehme Dein Geschenk an, um das Vergnügen zu genießen, Dein freiwilliger Sklave zu sein, eine Ehre, gegen welche ich die Krone des Königs von Persien verschmähen würde. Ja, schönste Danae, seitdem ich Dich gesehen habe, kenne ich kein größeres Glück, als Dich zu sehen; und wenn Alles, was ich in Deinem Dienste thun kann, fähig wäre, Dich von der unaussprechlichen Empfindung, die ich von Deinem Werthe habe, zu überzeugen, — würdig wäre, mit einem zufriedenen Blick von Dir belohnt zu werden — o Danae! wer würde dann so glücklich sein als ich?" — „Lass' uns," sagte die bescheidene Nymphe, „ein Gespräch enden, das die allzu große Dankbarkeit Deines Herzens auf einen zu hohen Ton gestimmt hat. Ich habe Dir gesagt, auf was für einem Fuß Du hier

sein wirst. Ich sehe Dich als einen Freund meines Hauses an, dessen Gegenwart mir Vergnügen macht, dessen Werth ich hochschätze, und dessen Dienste mir in meinen Angelegenheiten desto nützlicher sein können, da sie freiwillige und die Frucht einer uneigennützigen Freundschaft sein werden."

Mit diesen Worten verließ sie den dankbaren Agathon, — in dessen Erklärung Einige vielleicht Schwulst und Unsinn, oder wenigstens zu viel Feuer und Entzückung gefunden haben werden. Allein sie werden sich zu erinnern belieben, daß Agathon weder in einer so gelassenen Gemüthsverfassung war wie sie, noch Alles wußte, was sie durch unsere Verrätherei von der schönen Danae erfahren haben. Wir wissen freilich, was wir ungefähr von ihr denken sollen; allein in seinen Augen war sie eine Göttin, und zu ihren Füßen liegend konnte er, zumal bei der Verbindlichkeit, die er ihr gegenüber hatte, natürlicherweise diese Danae nicht mit der philosophischen Gleichgiltigkeit ansehen, womit wir Andern — sie nicht sehen.

Agathon war nun also ein Hausgenosse der schönen Danae und entfaltete mit jedem Tage neue Verdienste, die ihn dieses Glückes würdig zeigten, und die seine geringe Achtung für den Hippias ihn verhindert hatte, in dessen Hause sehen zu lassen. Da, nebst den besondern Ergetzungen des Landlebens, diese feinere Art von Belustigungen, an denen der Witz und die Musen den meisten Antheil haben, die hauptsächlichste Beschäftigung war, wozu man die Zeit in diesem angenehmen Aufenthalt anwandte, so hatte er Gelegenheit genug, seine Talente von dieser Seite schimmern zu lassen. Seine bezauberte Phantasie gab ihm so viel Erfindungen an die Hand, daß er keine andere Mühe hatte, als diejenigen auszuwählen, die er am Geschicktesten glaubte, seine Gebieterin und die kleine Gesellschaft von vertrauten Freunden, die sich bei ihr einfanden, zu ergetzen. So weit war es schon mit Demjenigen gekommen, der vor wenigen Tagen es für eine geringschätzige Bestimmung hielt, in der Person eines unschuldigen Vorlesers die jonischen Ohren zu bezaubern.

In der That können wir länger nicht verbergen, daß diese unbeschreibliche Empfindung (wie er dasjenige nannte, was ihm die schöne Danae eingeflößt hatte), dieses ich weiß nicht was, welches wir (so wenig er es auch gestanden hätte) ganz ungescheut Liebe nennen wollen, in dem Laufe von wenigen Tagen so sehr gewachsen war, daß einem jeden Andern als einem

Agathon die Augen über den wahren Zustand seines Herzens hätten aufgehen müssen. Und ungeachtet wir besorgen müssen, daß die Umständlichkeit unserer Erzählung bei diesem Theile seiner Geschichte den ernsthaftern unter unsern Lesern langweilig vorkommen werde, so können wir uns doch nicht entbrechen, von dem Wie und Warum dieser schnellen Veränderung genauere Rechenschaft zu geben. Alle Achtung, die wir den besagten ernsthaften Lesern schuldig sind, kann und darf uns nicht verhindern, als etwas Mögliches anzunehmen, daß diese Geschichte vielleicht künftig einem jungen noch nicht ganz ausgebrüteten Agathon in die Hände fallen könnte, der aus einer genauern Beschreibung der Veränderungen, welche die Göttin Danae nach und nach in dem Herzen und der Denkungsart unsers Helden hervorgebracht, sich gewisse Beobachtungen und Cautelen ziehen könnte, von welchen er guten Gebrauch zu machen Gelegenheit bekommen möchte. Wir glauben also, wenn wir, diesem zukünftigen Agathon zu Gefallen, uns die Mühe nehmen, der Leidenschaft unsers Helden, von der Quelle an, in ihrem wiewol noch geheimen Laufe nachzugehen, desto eher entschuldigt zu sein, da es allen Uebrigen, die mit diesen Anekdoten nichts zu machen wissen, freisteht, das folgende Capitel zu überschlagen.

Drittes Capitel.

Natürliche Geschichte der Platonischen Liebe.

Die Quelle der Liebe (sagt Zoroaster, oder hätte es doch sagen können) ist das Anschauen eines Gegenstandes, der unsere Einbildungskraft bezaubert.

Der Wunsch, diesen Gegenstand immer anzuschauen, ist der erste Grad derselben.

Je bezauberter dieses Anschauen ist, und je mehr die an dieses Bild der Vollkommenheit angeheftete Seele daran zu entdecken und zu bewundern findet, desto länger bleibt sie in den Grenzen dieses ersten Grades der Liebe stehen.

Dasjenige, was sie hierbei erfährt, kommt anfangs demjenigen außerordentlichen Zustande ganz nahe, den man Verzückung nennt. Alle andern Sinne, alle thätigen Kräfte der Seele scheinen still zu stehen und in einen einzigen Blick, worin man keiner Zeitfolge gewahr wird, verschlungen zu sein.

Dieser Zustand ist zu gewaltsam, als daß er lange dauern könnte.

Langsamer oder schneller macht er dem Bewußtsein eines unaussprechlichen Vergnügens Platz, welches die natürliche Folge jenes ekstatischen Anschauens ist, und wovon (wie einige Adepten uns versichert haben) keine andere Art von Vergnügen oder Wollust uns einen bessern Begriff geben kann, als der unreine und düstere Schein einer Pechfackel von der Klarheit des unkörperlichen Lichts, worin (ihrer Meinung nach) die Geister als in ihrem Elemente leben.

Dieses innerliche Vergnügen äußert sich bald durch die Veränderungen, die es in dem mechanischen Theil unsers Wesens hervorbringt. Es wallt mit hüpfender Munterkeit in unsern Adern, es schimmert aus unsern Augen, es gießt eine lächelnde Heiterkeit über unser Gesicht, giebt allen unsern Bewegungen eine neue Lebhaftigkeit und Anmuth, stimmt und erhöht alle Kräfte unserer Seele, belebt das Spiel der Phantasie und des Witzes und kleidet, so zu sagen, alle unsere Ideen in den Schimmer und die Farbe der Liebe.

Ein Liebhaber ist in diesem Augenblicke mehr als ein gewöhnlicher Mensch; er ist (wie Plato sagt) von einer Gottheit voll, die aus ihm redet und wirkt, und es ist keine Vollkommenheit, keine Tugend, keine Heldenthat so groß, wozu er in diesem Stande der Begeisterung und unter den Augen des geliebten Gegenstandes nicht fähig wäre.

Dieser Zustand dauert noch fort, wenn er gleich von demselben entfernt wird, und das Bild desselben, das seine ganze Seele auszufüllen scheint, ist so lebhaft, daß es einiger Zeit bedarf, bis er der Abwesenheit des Urbildes gewahr wird.

Aber kaum empfindet die Seele diese Abwesenheit, so verschwindet jenes Vergnügen mit seinem ganzen Zaubergefolge; man erfährt in immer zunehmenden Graden das Gegentheil von allen Wirkungen der vorbesagten Begeisterung, und derjenige, der vor Kurzem mehr als ein Mensch schien, scheint nun nichts als der Schatten von sich selbst, ohne Leben, ohne Geist, zu nichts geschickt, als in einöden Wildnissen wie ein Gespenst umherzuirren, den Namen seiner Göttin in Felsen einzugraben und den tauben Bäumen seine Schmerzen vorzuseufzen.

Ein kläglicher Zustand, in Wahrheit, wenn nicht ein einziger Blick des Gegenstandes, von dem diese seltsame Bezauberung herrührt, hinlänglich wäre, in einem Wink diesem Schatten wie-

der einen Leib, dem Leib eine Seele und der Seele diese Begeisterung wiederzugeben, durch welche sie, ohne Beobachtung einiger Stufenfolge, von der Verzweiflung zu unermeßlicher Wonne übergeht.

Wenn Agathon dieses Alles nicht völlig in so hohem Grade erfuhr als Andere seiner Art, so muß es vermuthlich allein dem Einflusse beigemessen werden, welchen seine geliebte Psyche noch in dasjenige hatte, was in seinem Herzen vorging.

Allein wir müssen gestehen, dieser Einfluß wurde immer schwächer; die lebhaften Farben, womit ihr Bild seiner Einbildung bisher vorgeschwebt hatte, wurden immer matter, und anstatt daß ihn sonst sein Herz an sie erinnerte, mußte es jetzt durch einen Zufall geschehen.

Endlich verschwand dieses Bild gänzlich. Psyche hörte auf, für ihn da zu sein; ja, kaum erinnerte er sich Alles dessen, was vor seiner Bekanntschaft mit der schönen Danae vorgegangen war, anders, als wie ein erwachsener Mensch sich seiner ersten Kindheit erinnert. Es ist also leicht zu begreifen, daß seine ganze vormalige Art zu empfinden und zu sein einige Veränderung erlitt und die Farbe und den Ton des Gegenstandes bekam, der mit einer so unumschränkten Macht über ihn herrschte.

Sein ernsthaftes Wesen machte nach und nach einer gewissen Munterkeit Platz, die ihm Vieles, das er ehemals gemißbilligt hatte, in einem günstigern Lichte zeigte; seine Sittenlehre wurde unvermerkt freier und gefälliger, und seine ehemaligen Freunde, die ätherischen Geister, wenn sie ja noch einigen Zutritt bei ihm hatten, mußten sich gefallen lassen, die Gestalt der schönen Danae zunehmen, um vorgelassen zu werden. Vor Begierde, der Beherrscherin seines Herzens zu gefallen, vergaß er, sich um den Beifall unsichtbarer Zuschauer seines Lebens zu bekümmern, und der Zustand der entkörperten Seelen däuchte ihn nicht mehr so beneidenswürdig, seitdem er, ohne seinen Leib abgelegt zu haben, im Anschauen dieser irdischen Göttin ein Vergnügen genoß, welches alle seine Einbildungen überstieg.

Der Wunsch, immer bei ihr zu sein, war nun erfüllt. Dem zweiten, der auf diesen gefolgt sein würde, dem Verlangen, ihre Freundschaft zu besitzen, war sie selbst gleich anfangs großmüthigerweise zuvorgekommen, und die verbindliche und vertraute Art, wie sie etliche Tage lang mit ihm umging, ließ ihm von dieser Seite nichts zu wünschen übrig.

Da er nun ihre Freundschaft hatte, so wünschte er auch ihre

Liebe zu haben. „Ihre Liebe?“ — Ja, aber eine Liebe, wie nur die Einbildungskraft eines Agathon fähig ist sich vorzustellen. Kurz, da er anfing zu merken, daß er sie liebe, so wünschte er, wieder geliebt zu werden. Allein er liebte sie mit einer so uneigennützigen, so geistigen, so begierdenfreien Liebe, daß sein kühnster Wunsch nicht weiter ging, als in jener sympathetischen Verbindung der Seelen mit ihr zu stehen, wovon ihm Psyche die Erfahrung gegeben hatte. Wie angenehm, dachte er, wie entzückungsvoll, wie sehr über Alles, was die Sprache der Sterblichen ausdrücken kann, müßte eine solche Sympathie mit einer Danae sein, da sie mit Psychen schon so angenehm gewesen war!

Zum Unglück für unsern Platoniker war dies ein Plan, wozu Danae sich nicht so gut anließ, als er es gewünscht hatte. Denn sie fuhr immer fort, sich in den Grenzen der Freundschaft zu halten; es sei nun, daß sie nicht geistig genug war, sich von der intellectuellen Liebe einen rechten Begriff zu machen, oder daß sie es lächerlich fand, in ihrem Alter und mit ihrer Figur eine Rolle zu spielen, welche sich nur für Personen, die im Bade keine Besuche mehr annehmen, zu schicken schien. Zwar hatte sie zu viel Bescheidenheit, sich über diesen letztern Punkt deutlich zu erklären; aber es fehlte ihr doch nicht an Wendungen, ihm ihre Gedanken von der Sache auf eine feine Art zu verstehen zu geben. Gewisse kleine Nachlässigkeiten in ihrem Putz, ein verrätherischer Zephyr, oder ihr Sperling, der, wenn sie neben Agathon auf einer Ruhebank saß, mit muthwilligem Schnabel an dem Gewand zerrte, das zu ihren Füßen herabfloß, schienen oft seiner ätherischen Liebe spotten und ihm Aufmunterungen geben zu wollen, deren ein minder bezauberter Liebhaber nie bedurft hätte.

Sie hatte Ursache, mit dem Erfolg dieser kleinen Kunstgriffe zufrieden zu sein. Agathon, welcher gewohnt war, den Leib und die Seele als zwei verschiedene Wesen zu betrachten, und in dessen Augen Danae eine geraume Zeit nichts Anderes als, nach dem Ausdrucke des Guidi, eine himmlische Schönheit in einem irdischen Schleier gewesen war, vermengte diese beiden Wesen je länger je mehr in seiner Vorstellung mit einander, und er konnte es desto leichter, da in der That alle körperlichen Schönheiten seiner Göttin so beseelt und alle Schönheiten ihrer Seele so verkörpert waren, daß es beinahe unmöglich war, sich die einen ohne die andern vorzustellen. Dieser Umstand brachte zwar keine wesentliche Veränderung in seiner Art zu lieben hervor;

doch ist gewiß, daß er nicht wenig dazu beitrug, ihn unvermerkt in eine Verfassung zu setzen, welche die Absichten der schlauen Danae mehr zu begünstigen als abzuschrecken schien.

O Du, für den wir aus großmüthiger Freundschaft uns die Mühe gegeben haben, dieses Dir allein gewidmete Capitel zu schreiben, halte hier ein und frage Dein Herz! Wenn Du eine Danae gefunden hast — armer Jüngling! welche Molly Seagrim kann es nicht in Deinen bezauberten Augen sein! — und Du verstehst den Schluß dieses Capitels, so kommt unsere Warnung schon zu spät. Du bist verloren! Fliehe in diesem Augenblicke, fliehe und ersticke den Wunsch, sie wiederzusehen! Wenn Du dies nicht kannst, wenn Du, nachdem Du diese Warnung gelesen, nicht willst: so bist Du kein Agathon mehr, so bist Du, was wir Andern Alle sind; thue, was Du willst, es ist nichts mehr an Dir zu verderben.

Viertes Capitel.

Neue Talente der schönen Danae.

Danae war weit entfernt, gleichgiltig gegen die Vorzüge des Kallias zu sein, oder (die Sache unverhohlen zu sagen) es kostete ihr vielmehr einige Mühe, ihm zu verbergen, wie sehr sie von seiner Liebe gerührt war, und wie gern sie sich dieselbe zu Nutze gemacht hätte. Allein aus einem Agathon einen Alcibiades zu machen, konnte nicht das Werk von etlichen Tagen sein, zumal da er durch unmerkliche Schritte, und ohne daß sie selbst etwas dabei zu thun schien, zu einer so großen Veränderung gebracht werden mußte, wenn sie anders dauerhaft sein sollte.

Die große Kunst war also, unter der Maske der Freundschaft seine Begierden zu eben der Zeit zu reizen, da sie selbige durch eine unaffectirte Zurückhaltung abzuschrecken schien.

Allein auch dies war nicht genug; er mußte vorher die Macht verlieren, zu widerstehen, wenn der Augenblick einmal gekommen sein würde, da sie die ganze Gewalt ihrer Reizungen an ihm zu prüfen entschlossen war. Eine zärtliche Weichlichkeit mußte sich vorher seiner ganzen Seele bemeistern, und seine in Vergnügen schwimmenden Sinne mußten von einer süßen Unruhe und wollüstigen Sehnsucht eingenommen werden, ehe sie es wagen durfte, einen Versuch zu machen, der, wenn er zu früh gemacht worden wäre, gar leicht ihren ganzen Plan hätte vereiteln können.

Zum Unglück für unsern Helden ersparte ihr die magische

Kraft seiner Einbildung die Hälfte der Mühe, welche sie aus einem Uebermaß von Freundschaft anwenden wollte, ihm die Verwandlung, die mit ihm vorgehen sollte, zu verbergen. Ein Lächeln seiner Göttin war genug, ihn in Vergnügen zu zerschmelzen; ihre Blicke schienen ihm einen überirdischen Glanz über alle Gegenstände auszugießen, und ihr Athem der ganzen Natur den Geist der Liebe einzuhauchen. Was mußte also aus ihm werden, da sie zur Vollendung ihres Sieges Alles anwendete, was auch den unempfindlichsten unter allen Menschen zu ihren Füßen hätte legen können!

Agathon wußte noch nicht, daß sie die Laute spielte und in der Musik eine ebenso große Virtuosin als in der Tanzkunst war. Die ländlichen Feste und Lustbarkeiten, in deren Erfindung er unerschöpflich war, gaben ihr Anlaß, ihn durch Entdeckung dieser neuen Reizungen in Erstaunen zu setzen. „Es ist billig," sagte sie zu ihm, „daß ich Deine Bemühungen, mir Vergnügen zu machen, durch eine Erfindung von meiner Art erwidere. Diesen Abend will ich Dir den Wettstreit der Sirenen mit den Musen geben, ein Stück des berühmten Damon, das ich noch von Aspasiens Zeiten übrig habe, und das von den Kennern für das Meisterstück der Tonkunst erklärt wurde. Die Anstalten sind schon dazu gemacht, und Du allein sollst der Zuhörer und Richter dieses Wettgesanges sein."

Niemals hatte dem Agathon eine Zeit länger gedäucht als die wenigen Stunden, die er in Erwartung dieses versprochenen Vergnügens zubrachte. Danae hatte ihn verlassen, um durch ein erfrischendes Bad ihrer Schönheit einen neuen Glanz zu geben, indessen daß er die verschwindenden Strahlen der untergehenden Sonne einen nach dem andern zu zählen schien. Endlich kam die angesetzte Stunde.

Der schönste Tag hatte der anmuthigsten Nacht Platz gemacht, und eine süße Dämmerung hatte schon die ganze schlummernde Natur eingeschleiert, als plötzlich ein neuer, zauberischer Tag, von einer unendlichen Menge künstlich versteckter Lampen verursacht, den reizenden Schauplatz erhellte, welchen die Fee des Orts zu diesem Lustspiel hatte zubereiten lassen.

Eine mit Lorbeerbäumen beschattete Anhöhe erhob sich aus einem großen, spiegelhellen Teiche, der mit Marmor gepflastert und ringsum mit Myrten und Rosenhecken eingefaßt war. Kleine Quellen schlängelten den Lorbeerhain herab und rieselten mit sanftem Gemurmel in den Teich hinab, an dessen Ufer hier und

da kleine Grotten, mit Korallenmuscheln und andern Seegewächsen ausgeschmückt, hervorragten und die Wohnung der Nymphen dieses Wassers zu sein schienen. Ein kleiner Nachen in Gestalt einer Perlenmuschel, von einem marmornen Triton emporgehalten, stand der Anhöhe gegenüber am Ufer und war der Sitz, auf welchem Agathon als Richter dem Wettgesange zuhören sollte.

Fünftes Capitel.

Magische Kraft der Musik.

Agathon hatte seinen Platz kaum eingenommen, als man ein plätscherndes Gewühl im Wasser, und aus der Ferne eine sanft zerflossene Harmonie von allen Arten musikalischer Instrumente hörte, ohne zu sehen, woher sie kam. Unser Liebhaber wurde, ungeachtet er zu diesem Spiele vorbereitet war, zu glauben versucht, daß sein inneres Ohr der Harmonie der Sphären aufgethan worden sei, deren Wirklichkeit ihn die Pythagorischen Weisen schon in seiner frühesten Jugend glauben gelehrt hatten. Während dieses liebliche Getön immer näher kam, sah er zu gleicher Zeit die Musen aus dem kleinen Lorbeerwäldchen und die Sirenen aus ihren Grotten hervorkommen. Danae hatte die jüngsten und schönsten aus ihren Aufwärterinnen ausgelesen, diese Meernymphen vorzustellen, welche, nur von einem wallenden Streif von himmelblauem Byssus umflattert, mit Cithern und Flöten in der Hand sich über die Wellen erhoben und mit jugendlichem Stolz untadelige Schönheiten vor den Augen ihrer eifersüchtigen Gespielen entdeckten. Kleine Tritonen bliesen, um sie her schwimmend, aus krummen Hörnern und neckten sie durch muthwillige Spiele, indessen Danae mitten unter den Musen an den Rand der kleinen Halbinsel herabstieg und, wie Venus unter den Grazien oder Diana unter ihren Nymphen hervorglänzend, dem Auge keine Freiheit ließ, auf einem andern Gegenstande zu verweilen. Ein langes, schneeweißes Gewand, unter dem halb enthüllten Busen mit einem goldnen Gürtel umfaßt, floß in leicht wallenden Falten zu ihren Füßen herab; ein Kranz von Rosen wand sich um ihre Locken, wovon ein Theil in kunstloser Anmuth um ihren Nacken schwebte; ihr rechter Arm, auf dessen Weiße und Schönheit Homer's Juno hätte eifersüchtig werden können, umfaßte eine Laute von Elfenbein. Die übrigen Musen, mit verschiedenen Saiteninstrumenten versehen, lagerten sich zu ihren Füßen; sie

allein blieb in unnachahmlich reizender Stellung stehen und hörte der Aufforderung zu, welche die übermüthigen Sirenen ihr entgegensangen.

Man muß gestehen, das Gemälde, welches sich in diesem Augenblick unserm Helden darstellte, war nicht sehr geschickt, weder sein Herz noch seine Sinne in Ruhe zu lassen. Gleichwol war die Absicht der Danae nur, ihn durch die Augen zu den Vergnügungen des Gehörs vorzubereiten, und ihr Stolz verlangte keinen geringeren Triumph, als ein so reizendes Gemälde durch die Zaubergewalt ihrer Stimme und ihrer Saiten in seiner Seele auszulöschen.

Sie schmeichelte sich nicht zu viel. Die Sirenen hörten auf zu singen, und die Musen antworteten ihrer Ausforderung durch eine Symphonie, welche auszudrücken schien, wie gewiß sie sich des Sieges hielten. Nach und nach verlor sich die Munterkeit, die in dieser Symphonie herrschte; ein feierlicher Ernst nahm ihren Platz ein; das Getön wurde immer einförmiger, bis es endlich in ein dunkles, gedämpftes Murmeln und zuletzt in eine gänzliche Stille erstarb. Allgemeines Erwarten schien dem Erfolg dieser vorbereitenden Stille entgegen zu horchen, als es auf einmal durch eine liebliche Harmonie unterbrochen wurde, welche die geflügelten und seelenvollen Finger der schönen Danae aus ihrer Laute lockten. Eine Stimme, welche fähig schien, die Seelen ihren Leibern zu entführen und Todte wieder zu beseelen (wenn wir einen Ausdruck des Liebhabers der schönen Laura entlehnen dürfen), beseelte diese reizende Anrede. Der Inhalt des Wettgesangs war ein Streit über den Vorzug der Liebe, die sich auf die Empfindung, oder derjenigen, die sich auf die bloße Begierde gründet. Nichts konnte rührender sein als das Gemälde, welches Danae von der ersten Art der Liebe machte. In solchen Tönen, dachte Agathon, ganz gewiß in keinen andern, sagen die Unsterblichen einander, was sie empfinden; nur eine solche Sprache ist der Götter würdig! Die ganze Zeit, da dieser Gesang dauerte, däuchte ihn ein Augenblick, und er wurde ganz unwillig, als Danae aufhörte, und eine der Sirenen, von den Flöten ihrer Schwestern begleitet, verwegen genug war, es mit seiner Göttin aufzunehmen. Doch er wurde bald gezwungen, andern Sinnes zu werden, als er sie hörte; alle seine Vorurtheile für die Muse konnten ihn nicht verhindern, sich selbst zu gestehen, daß eine fast unwiderstehliche Verführung in ihren Tönen athmete. Ihre Stimme, die an Weichheit und Biegsam-

keit nicht übertroffen werden konnte, schien alle Grade der Entzückungen auszudrücken, deren die sinnliche Liebe fähig ist, und das wollüstige Getön der Flöten erhöhte die Lebhaftigkeit dieses Ausdrucks auf einen Grad, der kaum einen Unterschied zwischen der Nachahmung und der Wahrheit übrig ließ. Wenn die Sirenen, bei welchen der kluge Ulysses vorbeifahren mußte, so gesungen haben, dachte Agathon, so hatte er wohl Ursache, sich an Händen und Füßen an den Mastbaum binden zu lassen.

Kaum hatten die Verführerinnen ihren Gesang geendigt, so erhob sich ein frohlockendes Klatschen aus dem Wasser, und die kleinen Tritonen stießen in ihre Hörner, den Sieg anzudeuten, den sie über die Musen erhalten zu haben glaubten. Allein diese hatten den Muth nicht verloren; sie ermunterten sich bald wieder, indem sie eine Symphonie anfingen, welche eine spottende Nachahmung des Gesanges der Sirenen zu sein schien. Nach einer Weile wechselten sie die Tonart und das Zeitmaß und gingen zu einem Adagio über, welches gar bald keine Spur von den Eindrücken übrig ließ, die der Sirenen Gesang auf das Gemüth der Hörenden gemacht haben konnte. Eine süße Schwermuth bemächtigte sich Agathon's; er sank in ein angenehmes Staunen, unfreiwillige Seufzer entflohen seiner Brust, und wollüstige Thränen rollten über seine Wangen herab.

Mitten aus dieser rührenden Harmonie erhob sich der Gesang der schönen Danae, welche durch die eifersüchtigen Bestrebungen ihrer Nebenbuhlerin aufgefordert war, die ganze Vollkommenheit ihrer Stimme und alle Zauberkräfte der Kunst anzuwenden, um den Sieg gänzlich auf die Seite der Musen zu entscheiden. Ihr Gesang schilderte die rührenden Schmerzen einer wahren Liebe, die in ihren Schmerzen selbst ein melancholisches Vergnügen findet, ihre standhafte Treue und die Belohnung, die sie zuletzt von der zärtlichsten Gegenliebe erhält. Die Art, wie sie dieses ausführte, oder vielmehr die Eindrücke, die sie dadurch auf ihren Liebhaber machte, übertrafen Alles, was man sich davon vorstellen kann. Alle seine Sinne waren Ohr, während sein ganzes Herz in die Empfindungen zerfloß, die in ihrem Gesange herrschten. Er war nicht so weit entfernt, daß Danae nicht bemerkt hätte, wie sehr er außer sich selbst war, wie viel Gewalt er sich anthun mußte, um nicht aus seinem Sitz in die Fluth herabzustürzen, zu ihr hinüber zu schwimmen und seine in Entzücken und Liebe zerschmolzene Seele zu ihren Füßen auszuhauchen. Sie wurde durch diesen Anblick selbst so gerührt, daß

sie genöthigt war, die Augen von ihm abzuwenden, um ihren Gesang vollenden zu können; allein sie beschloß bei sich selbst, die Belohnung nicht länger aufzuschieben, welche sie einer so vollkommenen Liebe schuldig zu sein glaubte.

Endlich endigte sich ihr Lied; die begleitende Symphonie hörte auf; die beschämten Sirenen flohen in ihre Grotten; die Musen verschwanden, und der staunende Agathon blieb in trauriger Entzückung allein.

Sechstes Capitel.

Eine Abschweifung, welche zum Folgenden vorbereitet.

Wir können die Verlegenheit nicht verbergen, in welche wir uns durch die Umstände gesetzt finden, worin wir unsern Helden zu Ende des vorigen Capitels verlassen haben. Sie drohen dem erhabnen Charakter, den er bisher mit rühmlicher Standhaftigkeit behauptet, und wodurch er sich billig in eine nicht gemeine Hochachtung bei unsern Lesern gesetzt hat, einen Abfall, der Allen, die von einem Helden eine vollkommene Tugend fordern, ebenso anstößig sein muß, als ob sie, nach dem, was bereits mit ihm vorgegangen, natürlicherweise etwas Besseres hätten erwarten können.

Wie groß ist in diesem Stücke der Vortheil eines Romandichters vor Demjenigen, welcher sich anheischig gemacht hat, ohne Vorurtheil oder Parteilichkeit, mit Verleugnung des Ruhms, den er vielleicht durch Verschönerung seiner Charaktere und durch Erhebung des Natürlichen ins Wunderbare sich hätte erwerben können, der Natur und Wahrheit in gewissenhafter Aufrichtigkeit durchaus getreu zu bleiben! Wenn Jener die ganze grenzenlose Welt des Möglichen zu freiem Gebrauch vor sich ausgebreitet sieht, wenn seine Dichtungen durch den mächtigen Reiz des Erhabenen und Erstaunlichen schon sicher genug sind, unsere Einbildungskraft auf seine Seite zu bringen, wenn schon der kleinste Schein von Uebereinstimmung mit der Natur hinlänglich ist, die zahlreichen Freunde des Wunderbaren von ihrer Möglichkeit zu überzeugen, ja, wenn sie ihm volle Freiheit geben, die Natur selbst umzuschaffen und, als ein anderer Prometheus, den geschmeidigen Thon, aus welchem er seine Halbgötter und Halbgöttinnen bildet, zu gestalten, wie es ihm beliebt, oder wie es die Absicht, die er auf uns haben mag, erheischt: so sieht sich hingegen der arme Geschichtsschreiber genöthigt, auf

einem engen Pfade Schritt vor Schritt in die Fußtapfen der vor ihm her gehenden Wahrheit einzutreten, jeden Gegenstand, so groß oder so klein, so schön oder so häßlich, wie er ihn findet, abzumalen, die Wirkungen so anzugeben, wie sie kraft der unveränderlichen Gesetze der Natur aus ihren Ursachen herfließen; und wenn er seiner Pflicht ein völliges Genüge gethan hat, muß er sich gefallen lassen, daß man seinen Helden am Ende um wenig oder nichts schätzbarer findet, als der schlechteste unter seinen Lesern sich ungefähr selbst zu schätzen pflegt.

Vielleicht ist kein unfehlbareres Mittel, mit dem wenigsten Aufwande von Genie, Wissenschaft und Erfahrenheit ein gepriesener Schriftsteller zu werden, als wenn man sich damit abgiebt, Menschen (denn Menschen sollen es doch sein) ohne Leidenschaften, ohne Schwachheit, ohne alle Mängel und Gebrechen, durch etliche Bände voll wunderreicher Abenteuer, in der einförmigsten Gleichheit mit sich selbst, herumzuführen. Eh' Ihr es Euch verseht, ist ein Buch fertig, das durch den Ton einer strengen Sittenlehre, durch blendende Sentenzen, durch Personen und Handlungen, die ebenso viele Muster sind, den Beifall aller der gutherzigen Leute überrascht, welche jedes Buch, das die Tugend anpreist, vortrefflich finden. Und was für einen Beifall kann sich erst ein solches Werk versprechen, wenn der Verfasser die Kunst oder die natürliche Gabe besitzt, seine Schreibart auf den Ton der Begeisterung zu stimmen und, verliebt in die schönen Geschöpfe seiner erhitzten Einbildungskraft, die Meinung von sich zu erwecken, daß er's in die Tugend selber sei! Umsonst mag dann ein verdächtiger Kunstrichter sich heiser schreien, daß ein solches Werk ebenso wenig für die Talente seines Urhebers beweise, als es der Welt Nutzen schaffe; umsonst mag er vorstellen, wie leicht es sei, die Definitionen eines Auszugs der Sittenlehre in Personen, und die Maximen des Epiktet in Handlungen zu verwandeln; umsonst mag er beweisen, daß die unfruchtbare Bewunderung einer Vollkommenheit, welche man zu erreichen ebenso wenig wahren Vorsatz als Vermögen hat, das Aeußerste sei, was diese wackeren Leute von ihren Bemühungen zum Besten einer ungelehrigen Welt erwarten können: der weisere Tadler heißt ihnen ein Zoilus und hat von Glück zu sagen, wenn das Urtheil, das er von einem so moralischen Werke des Witzes fällt, nicht auf seinen eignen sittlichen Charakter zurückprallt, und die gesundere Beschaffenheit seines Gehirns nicht zu einem Beweise seines schlimmen Herzens gemacht wird.

Bei Allem dem können wir nicht verbergen, daß wir aus verschiedenen Gründen in Versuchung gerathen sind, der historischen Wahrheit dieses einzige Mal Gewalt anzuthun und unsern Agathon, wenn es auch durch irgend einen Deus ex Machina hätte geschehen müssen, unversehrt aus der Gefahr, worin er sich befindet, herauszuwickeln. Allein da wir in Erwägung zogen, daß diese einzige poetische Freiheit uns nöthigen würde, in der Folge seiner Begebenheiten so viele andere Veränderungen vorzunehmen, daß die Geschichte Agathon's die Natur einer Geschichte verloren hätte, so haben wir uns aufgemuntert, über alle Bedenklichkeiten hinauszugehen, die uns anfänglich stutzen gemacht hatten, und uns zu überreden, daß der Nutzen, den verständige Leser sogar von den Schwachheiten unsers Helden in der Folge zu ziehen Gelegenheit bekommen könnten, ungleich größer sei als der zweideutige Vortheil, den die Tugend dadurch erhalten hätte, wenn wir die schöne Danae in die Nothwendigkeit gesetzt hätten, in der Stille von ihm zu denken, was die berühmte Phryne bei einer gewissen Gelegenheit von dem weisen Xenokrates öffentlich gesagt haben soll.

So wisset denn, schöne Leserinnen (und hütet Euch, stolz auf diesen Sieg Eurer Zaubermacht zu sein!), daß Agathon — nachdem er eine ziemliche Weile in einem Gemüthszustande, dessen Abschilderung über die Kräfte unsers Pinsels geht, allein zurückgeblieben war — wir wissen nicht, ob aus eigner Bewegung oder durch den geheimen Antrieb irgend eines unsokratischen Genius, den Weg gegen einen Pavillon genommen, welcher auf der Morgenseite des Gartens in einem kleinen Hain von Citronen-, Granaten- und Myrtenbäumen auf jonischen Säulen von Jaspis ruhte — daß er, weil er ihn erleuchtet gefunden, hineingegangen und, nachdem er einen Saal und zwei oder drei kleinere Zimmer durchgeeilt, in einem Cabinette, welches für die Ruhe der Liebesgöttin bestimmt schien, die schöne Danae auf einem Ruhebette schlafend angetroffen — daß er, nachdem er sie eine lange Zeit in unbeweglicher Entzückung und mit einer Zärtlichkeit, deren innerliches Gefühl alle körperliche Lust an Süßigkeit übertrifft, betrachtet hatte, endlich, von der Gewalt der Empfindung hingerissen, sich nicht länger zu enthalten vermocht, zu ihren Füßen kniend, eine von ihren nachlässig ausgestreckten schönen Händen mit einer Inbrunst, wovon wenige Liebhaber sich eine Vorstellung zu machen fähig sind, zu küssen, ohne daß sie davon erwacht wäre — daß er hierauf noch we-

niger als zuvor sich entschließen können, so unbemerkt, als er gekommen, sich wieder hinweg zu schleichen, und — kurz — daß die kleine Psyche (die Tänzerin, welche seit der Pantomime, man weiß nicht warum, gar nicht seine Freundin war) mit ihren Augen gesehen haben wollte, daß er eine ziemliche Weile nach Anbruch des Tages allein und mit einer Miene, aus welcher sich sehr Vieles habe schließen lassen, aus dem Pavillon hinter die Myrtenhecken sich weggestohlen habe.

Siebentes Capitel.

Nachrichten zur Verhütung eines besorglichen Mißverstandes. Beschluß des sechsten Capitels, nebst einer Herzenserleichterung des Autors.

Die Tugend (pflegt man dem Aristoteles oder Horaz nachzusagen) ist die Mittelstraße zwischen zwei Abwegen, welche beide gleich sorgfältig zu vermeiden sind.

Es ist ohne Zweifel wohlgethan, wenn ein Schriftsteller, der sich einen wichtigern Zweck als die bloße Ergetzung seiner Leser vorgesetzt hat, bei gewissen Anlässen, anstatt des zaumlosen Muthwillens vieler von den neuern Franzosen, lieber die bescheidne Zurückhaltung des jungfräulichen Virgil nachahmt, welcher — bei einer Gelegenheit, wo die Angolas und Versorands alle ihre Malerkunst verschwendet und nichts besorgt hätten, als daß sie nicht lebhaft und deutlich genug sein möchten — sich begnügt, uns zu sagen, „daß Dido und sein Held in einer Höhle sich zusammenfanden."

Allein wenn diese Zurückhaltung so weit ginge, daß die Dunkelheit, welche man über einen schlüpfrigen Gegenstand ausbreitete, zu Mißverstand und Irrthum Anlaß geben könnte, so würde sie, däucht uns, in eine falsche Scham ausarten; und in solchen Fällen scheint uns rathsamer zu sein, den Vorhang ein Wenig wegzuziehen, als aus übertriebener Bedenklichkeit Gefahr zu laufen, vielleicht die Unschuld selbst ungegründeten Vermuthungen auszusetzen.

Wie mißfällig also auch unsern Leserinnen der Anblick eines schönen Jünglings zu den Füßen einer selbst im Schlummer lauter Liebe und Wollust athmenden Danae billig sein mag, so können wir doch nicht vermeiden, uns noch etliche Augenblicke bei diesem anstößigen Gegenstande aufzuhalten. Man ist so geneigt, in dergleichen Fällen der Einbildungskraft den Zügel schießen zu lassen, daß wir uns lächerlich machen würden, wenn

wir behaupten wollten, unser Held habe sich während der ganzen Zeit, die er (nach dem Vorgeben der kleinen Tänzerin) in dem Pavillon zugebracht haben soll, immer in der ehrfurchtsvollen Stellung erhalten, worin man ihn zu Ende des vorigen Capitels gesehen hat. Ja, wir müssen besorgen, daß Leute, welche — freilich keine Agathone sind, vielleicht so weit gehen möchten, zu argwöhnen, daß er sich den tiefen Schlaf, worin Danae zu liegen schien, auf eine Art zu Nutze gemacht haben könnte, die sich ordentlicherweise nur für einen Faun schickt, und welche unser Freund Johann Jakob Rousseau selbst nicht schlechterdings gebilligt hätte, so scharfsinnig er auch in einer Note seines Schreibens an D'Alembert dasjenige zu rechtfertigen weiß, was er „eine stillschweigende Einwilligung abnöthigen" nennt.

Um nun unsern Agathon gegen alle solche unverschuldete Muthmaßungen sicher zu stellen, müssen wir zur Steuer der Wahrheit melden, daß selbst die reizende Lage der schönen Schläferin und die günstige Leichtigkeit ihres Anzugs, welche ihn einzuladen schien, seinen Augen Alles zu erlauben, seine Bescheidenheit schwerlich überrascht haben würden, wenn es ihm möglich gewesen wäre, der Gewalt der Empfindung, welche sich aller Kräfte seines Wesens bemächtigt hatte, Widerstand zu thun. Er überließ also endlich seine Seele der vollkommensten Wonne ihres edelsten Sinnes, dem Anschauen einer Schönheit, welche selbst seine idealische Einbildungskraft weit hinter sich zurückließ; und (was nur Diejenigen begreifen werden, welche die wahre Liebe kennen) dieses Anschauen erfüllte sein Herz mit einer so reinen, vollkommenen, unbeschreiblichen Befriedigung, daß er alle Wünsche, alle Ahnungen einer noch größeren Glückseligkeit darüber vergessen zu haben schien. Vermuthlich (denn gewiß können wir hierüber nichts entscheiden) würde die Schönheit des Gegenstandes allein, so vollkommen sie war, diese sonderbare Wirkung nicht gethan haben. Allein dieser Gegenstand war seine Geliebte! Dieser Umstand verstärkte die Bewunderung, womit auch die Kaltsinnigsten die Schönheit ansehen müssen, mit einer Empfindung, welche noch kein Dichter zu beschreiben fähig gewesen ist, so sehr sich auch vermuthen läßt, daß sie den Mehrsten aus Erfahrung bekannt gewesen sein könne. Diese namenlose Empfindung ist es allein, was den wahren Liebhaber von dem Satyr unterscheidet, und was eine Art von sittlicher Grazie sogar über dasjenige ausbreitet, was bei diesem nur das Werk des Instincts oder eines animalischen

Hungers ist. Welcher Satyr würde in solchen Augenblicken fähig gewesen sein, wie Agathon zu handeln? — Behutsam und mit der leichten Hand eines Sylphen zog er das seidene Gewand, welches Amor verrätherisch aufgedeckt hatte, wieder über die schöne Schlafende her, warf sich wieder zu den Füßen ihres Ruhebettes und begnügte sich, ihre nachlässig ausgestreckte Hand, aber mit einer Zärtlichkeit, mit einer Entzückung und Sehnsucht an seinen Mund zu drücken, daß eine Bildsäule davon hätte erweckt werden mögen.

Sie mußte also endlich erwachen. Und wie hätte sie auch dessen sich länger erwehren können, da ihr bisheriger Schlummer wirklich nur erdichtet gewesen war? Sie hatte aus einer Neugier, die in ihrer Verfassung natürlich scheinen kann, sehen wollen, wie ein Agathon in einer so sonderbaren Gelegenheit sich betragen würde? Aber dieser letzte Beweis einer vollkommenen Liebe, welche (ungeachtet ihrer Erfahrenheit) alle Annehmlichkeiten der Neuheit für sie hatte, rührte sie so sehr, daß sie, von einer ungewohnten und unwiderstehlichen Empfindung überwunden, in einem Augenblicke, wo sie zum ersten Mal zu lieben und geliebt zu werden glaubte, nicht mehr Meisterin von ihren Bewegungen war. Sie schlug ihre schönen Augen auf, Augen, die in den wollüstigen Thränen der Liebe schwammen und dem entzückten Agathon sein ganzes Glück auf eine unendlich vollkommnere Art entdeckten, als es das beredteste Geständniß hätte thun können. „O Kallias!" rief sie endlich mit einem Tone der Stimme, der alle Saiten seines Herzens widerhallen machte, indem sie, ihre schönen Arme um ihn windend, den glücklichsten aller Liebhaber an ihren Busen drückte, „was für ein neues Wesen giebst Du mir! Genieße, o! genieße, Du Liebenswürdigster unter den Sterblichen, der ganzen unbegrenzten Zärtlichkeit, die Du mir einflößest." — Und hier, ohne den Leser unnöthigerweise damit aufzuhalten, was sie ferner sagte, und was er antwortete, überlassen wir den Pinsel einem Correggio und entfernen uns.

Doch wir fangen an (wiewol zu spät), gewahr zu werden, daß wir unsern Freund Agathon auf Unkosten seiner schönen Freundin entschuldigt haben. Es ist leicht vorauszusehen, wie wenig Gnade sie vor dem ehrwürdigen und glücklichen Theil unsrer Leserinnen finden werde, welche sich bewußt sind oder wenigstens sich schmeicheln, daß sie sich in ähnlichen Umständen ganz anders als Danae betragen haben würden. Auch sind wir

weit davon entfernt, diese allzu zärtliche Nymphe rechtfertigen zu wollen, so scheinbar auch die Liebe ihre Vergehungen zu bemänteln weiß. Indessen bitten wir gleichwol die vorbelobten Lucretien um Erlaubniß, dieses Capitel mit einer kleinen Nutzanwendung, auf die sie sich vielleicht nicht gefaßt gemacht haben, schließen zu dürfen.

Diese Damen (mit aller Ehrfurcht, die wir ihnen schuldig sind, sei es gesagt) würden sich sehr betrügen, wenn sie glaubten, daß wir die Schwachheiten eines so liebenswürdigen Geschöpfes, als die schöne Danae ist, nur darum verrathen hätten, damit sie Gelegenheit bekämen, ihre Eigenliebe daran zu kitzeln. Wir sind in der That nicht so sehr Neulinge in der Welt, uns überreden zu lassen, daß eine Jede, welche sich über das Betragen unsrer Danae ärgern wird, an ihrer Stelle weiser gewesen wäre. Wir wissen sehr wohl, daß nicht Alles, was das Gepräge der Tugend führt, wirklich ächte und vollhaltige Tugend ist, und daß sechzig Jahre oder eine gewisse Figur kein oder sehr wenig Recht geben, sich viel auf eine Tugend zu gut zu thun, welche vielleicht Niemand jemals versucht gewesen ist auf die Probe zu stellen. Kurz, wir zweifeln mit gutem Grunde, ob Diejenigen, die von einer Danae am Unbarmherzigsten urtheilen, an ihrem Platze einem viel weniger gefährlichen Versucher als Agathon die Augen auskratzen würden. Und wenn sie es auch thäten, so würden wir vielleicht anstehen, ihrer Tugend beizumessen, was ebensowol die mechanische Wirkung unreizbarer Sinne oder eines unzärtlichen Herzens gewesen sein könnte.

Unser Augenmerk ist blos auf Euch gerichtet, Ihr liebreizenden Geschöpfe, denen die Natur die schönste ihrer Gaben, die Gabe zu gefallen, geschenkt hat — Ihr, welche sie bestimmt hat, uns glücklich zu machen, aber welche eine einzige kleine Unvorsichtigkeit bei Erfüllung dieser schönen Bestimmung so leicht in Gefahr setzen kann, durch die schätzbarste Eurer Eigenschaften, durch das, was die Anlage zu jeder Tugend ist, durch die Zärtlichkeit Eures Herzens selbst, unglücklich zu werden! Euch allein wünschten wir überreden zu können, wie gefährlich jene Einbildung ist, womit Euch das Bewußtsein Eurer Unschuld schmeichelt, als ob es allezeit in Eurer Macht stehen werde, der Liebe und ihren Forderungen Grenzen zu setzen. Möchten die Unsterblichen (wenn anders, wie wir hoffen, die Unschuld und die Güte des Herzens himmlische Beschützer hat), möchten sie über die Eurige wachen! Möchten sie Euch zu rechter Zeit warnen,

Euch einer Zärtlichkeit nicht zu vertrauen, welche, bezaubert von dem großmüthigen Vergnügen, den Gegenstand ihrer Zuneigung glücklich zu machen, so leicht sich selbst vergessen kann! Möchten sie endlich in jenen Augenblicken, wo das Anschauen der Entzückungen, in die Ihr zu setzen fähig seid, Eure Klugheit überraschen könnte, Euch ins Ohr flüstern: daß selbst ein Agathon weder Verdienst noch Liebe genug hat, um würdig zu sein, daß die Befriedigung seiner Wünsche Euch die Ruhe Eures Herzens koste!

Achtes Capitel.

Welch ein Zustand, wenn er dauern könnte!

Die schöne Danae war nicht von Denen, welche das, was sie thun, nur zur Hälfte thun. Nachdem sie einmal beschlossen hatte, ihren Freund glücklich zu machen, so vollführte sie es auf eine Art, die Alles, was er bisher Vergnügen und Wonne genannt hatte, in Schatten und Träume verwandelte.

Man erinnert sich vermuthlich noch, daß eine Art von Vorwitz, oder vielmehr ein launischer Einfall, die Macht ihrer Reizungen an unserm Helden zu probiren, anfangs die einzige Triebfeder der Anschläge war, welche sie auf sein Herz gemacht hatte. Die persönliche Bekanntschaft belebte dieses Vorhaben durch den Geschmack, den sie an ihm fand; und der tägliche Umgang, die Vorzüge Agathon's, und (was in den meisten Fällen die Niederlage der weiblichen Tugend wo nicht allein verursacht, doch sehr befördert) die ansteckende Kraft der verliebten Begeisterung, welcher der göttliche Plato mit Recht die wunderthätigsten Kräfte zuschreibt: Alles dieses zusammen genommen, verwandelte zuletzt diesen Geschmack in Liebe, aber in die wahrste, zärtlichste und heftigste, welche jemals gewesen ist. Unserm Helden allein war die Ehre aufbehalten (wenn es eine war), ihr eine Leidenschaft einzuflößen, worin sie, ungeachtet Alles dessen, was uns von ihrer Geschichte schon entdeckt worden ist, noch so sehr ein Neuling war als eine Vestalin. Kurz, er, und er allein war dazu gemacht, den Widerwillen zu überwinden, den ihr die gemeinen Liebhaber, die schönen Hyacinthe, diese tändelnden Gecken, an denen (nach ihrem eigenen Ausdrucke) die Hälfte ihrer Reizungen verloren ging, gegen Alles, was die Miene der Liebe trug, einzuflößen angefangen hatten.

Die meisten von denjenigen Naturkündigern, welche mit dem Herrn von Büffon dafür halten, daß das Physikalische der

Liebe das Beste davon sei, werden ohne Bedenken eingestehen, daß der Besitz oder (um unsern Ausdruck genauer nach ihren Ideen zu bestimmen) der Genuß einer Danae, an sich selbst betrachtet, die vollkommenste Art von Vergnügungen in sich schließe, deren unsre Sinne fähig sind. Eine Wahrheit, welche, ungeachtet einer Art von stillschweigender Uebereinkunft, „daß man sie nicht laut gestehen wolle," von allen Völkern und zu allen Zeiten so allgemein anerkannt worden ist, daß Karneades, Sextus, Cornelius Agrippa und Bayle selbst sich nicht getraut haben, sie in Zweifel zu ziehen.

Ob wir nun gleich nicht Muth genug besitzen, gegen einen so ehrwürdigen Beweis, als das einhellige Gefühl des ganzen menschlichen Geschlechts abgiebt, denjenigen Vergnügungen der Liebe, welche der Seele eigen sind, den Vorzug vor jenen öffentlich zuzusprechen, so werden doch nicht Wenige mit uns einstimmig sein, daß ein Liebhaber, der selbst eine Seele hat, im Besitz der schönsten Statue von Fleisch und Blut, die man nur immer finden kann, sogar jene von den neuern Epikuräern so hoch gepriesene Lust nur in einem sehr unvollkommenen Grad erfahren würde, und daß sie allein von der Empfindung des Herzens jenen wunderbaren Reiz empfange, welcher immer für unaussprechlich gehalten worden ist — bis Rousseau, der Stoiker, sich herabgelassen hat, sie in dem fünfundvierzigsten der Briefe der neuen Heloise zu schildern. Ohne Zweifel sind es Liebhaber wie Saint Preux und Agathon, welchen es zukommt, über die berührte Streitfrage einen entscheidenden Ausspruch zu thun, sie, welche durch die Feinheit und Lebhaftigkeit ihres Gefühls ebenso geschickt gemacht werden, von den körperlichen, als durch die Zärtlichkeit ihres Herzens und durch ihren innern Sinn für das sittliche Schöne, von den moralischen Vergnügungen der Liebe zu urtheilen. Und wie wahr, wie natürlich werden nicht diese, wofern es anders noch Ihresgleichen in diesem verderbten Zeitalter giebt, jene Ausrufung finden, die den Verehrern der animalischen Liebe unverständlicher war als eine Hetruscische Aufschrift den Gelehrten: — „O, entziehe mir immer diese berauschenden Entzückungen, für die ich tausend Leben gäbe! — Gieb mir nur das Alles wieder, was nicht sie, aber tausendmal süßer ist als sie!"

Die schöne Danae war so sinnreich, so unerschöpflich in der Kunst, ihre Gunstbezeigungen zu vervielfältigen, den innerlichen Werth derselben durch die Annehmlichkeiten der Verzierung zu erhöhen, ihnen immer die frische Blüthe der Neuheit zu er-

halten und alles Eintönige, Alles, was die Bezauberung hätte auflösen und dem Ueberdruß den Zugang öffnen können, klüglich zu entfernen: daß sie oder eine andre Ihresgleichen den Herrn von Büffon selbst dahin gebracht haben könnte, seine Gedanken von der Liebe zu ändern. Diese glückseligen Liebenden brauchten, um ihrer Empfindung nach den Göttern an Wonne gleich zu sein, nichts als ihre Liebe. Sie verschmähten jetzt alle jene Lustbarkeiten, an denen sie vorher so viel Geschmack gefunden hatten. Ihre Liebe machte alle ihre Beschäftigungen und alle ihre Ergetzungen aus; sie empfanden nichts Anderes, sie dachten an nichts Anderes, sie unterhielten sich mit nichts Anderm. Und doch schienen sie sich immer zum ersten Mal zu sehen, zum ersten Mal zu umarmen, zum ersten Mal einander zu sagen, daß sie sich liebten; und wenn sie von einer Morgenröthe zur andern nichts Anderes gethan hatten, so beklagten sie sich noch über die Kargheit der Zeit, welche zu einem Leben, das sie zum Besten ihrer Liebe unsterblich gewünscht hätten, ihnen Augenblicke für Tage anrechne. „Welch ein Zustand, wenn er dauern könnte!" — ruft hier der griechische Autor aus.

Neuntes Capitel.

Eine bemerkenswürdige Wirkung der Liebe, oder: von der Seelenvermischung.

Ein alter Schriftsteller, den gewiß Niemand beschuldigen wird, daß er die Liebe zu metaphysisch behandelt habe, und den wir nur zu nennen brauchen, um allen Verdacht dessen, was materielle Seelen für Platonische Grillen erklären, von ihm zu entfernen, mit einem Worte, Petronius bedient sich irgendwo eines Ausdrucks, welcher ganz deutlich zu erkennen giebt, daß er eine verliebte Vermischung der Seelen nicht nur für möglich, sondern für einen solchen Umstand gehalten habe, der die Geheimnisse der Liebesgöttin natürlicherweise zu begleiten pflege. Ob er selbst die ganze Stärke dieses Ausdrucks eingesehen oder ihm so viel Bedeutung beigelegt habe als wir, läßt sich aus guten Gründen sehr bezweifeln. Genug, daß wir diese Stelle einer Hypothese günstig finden, ohne welche sich, unsrer Meinung nach, verschiedene Phänomene der Liebe nicht wohl erklären lassen, und vermöge welcher wir annehmen, „daß bei wahren Liebenden in gewissen Umständen nicht (wie einer unsrer tugendhaftesten Dichter meint) ein Tausch, sondern eine wirkliche Vermischung der Seelen vorgehe."

Wie dieses möglich sei zu untersuchen, überlassen wir den weisen und tiefsinnigen Leuten, die in stolzer Muße und seliger Abgeschiedenheit von dem Getümmel dieser sublunarischen Welt mit der nützlichen Speculation sich beschäftigen, uns zu belehren, wie Alles, was wirklich ist, ohne Nachtheil ihrer Meinungen und Lehrgebäude möglich sein könne. Für uns ist genug, daß eine durch unzählige Beispiele bestätigte Erfahrung außer allem Zweifel setzt, daß diejenige Gattung von Liebe, welche Shaftesbury mit bestem Rechte zu einer Art des Enthusiasmus macht, und gegen welche Lucrez aus eben diesem Grunde sich mit so vielem Eifer erklärt, solche Wirkungen hervorbringe, welche nicht besser als durch jenen Petronischen Ausdruck abgemalt werden können.

Agathon und Danae, die uns zu dieser Anmerkung Anlaß gegeben haben, hatten kaum vierzehn Tage (welche freilich nach dem Kalender der Liebe nur vierzehn Augenblicke waren) in jenem glückseligen Wahnsinne, worin wir sie im vorigen Capitel verlassen haben, zugebracht, als die besagte Seelenmischung sich in einem solchen Grade bei ihnen äußerte, daß sie nur von einer einzigen gemeinschaftlichen Seele belebt und begeistert zu werden schienen. Wirklich war die Veränderung und der Absatz ihrer gegenwärtigen Art zu sein mit ihrer vorigen so groß, daß weder Alcibiades seine Danae, noch die Priesterin zu Delphi ihren unkörperlichen Agathon wiedererkannt haben würden. Daß dieser aus einem speculativen Platoniker ein praktischer Aristipp geworden; daß er eine Philosophie, welche die reinste Glückseligkeit in Beschauung unsichtbarer Schönheiten setzt, gegen eine andre, welche sie in angenehmen Empfindungen, und die angenehmen Empfindungen in ihren nächsten Quellen, in der Natur, in unsern Sinnen und in unserm Herzen sucht, vertauschte; daß er von den Göttern und Halbgöttern, mit denen er vorher umgegangen war, nur die Grazien und Liebesgötter beibehielt; daß dieser Agathon, der ehemals von seinen Minuten, von seinen Augenblicken der Weisheit Rechenschaft geben konnte, jetzt fähig war (wir schämen uns, es zu sagen), ganze Stunden, ganze Tage in zärtlicher Trunkenheit wegzutändeln — Alles dieses, so stark der Abfall auch ist, wird dennoch den Meisten begreiflich scheinen. Aber daß Danae, welche die Schönsten und Edelsten von Asien, welche Fürsten und Satrapen zu ihren Füßen gesehen hatte, welche gewohnt war, in den schimmerndsten Versammlungen am Meisten zu glänzen, einen Hof von Allem, was durch Vorzüge der Geburt, des Geistes, des Reichthums

und der Talente nach ihrem Beifall zu streben würdig war, um sich her zu sehen; daß diese Danae jetzt verächtliche Blicke in die große Welt zurückwarf und nichts Angenehmeres fand als die ländliche Einfalt, nichts Schöneres, als in Hainen herumzuirren, Blumenkränze für ihren Schäfer zu winden, an einer murmelnden Quelle in seinem Arm einzuschlummern, von der Welt vergessen zu sein und die Welt zu vergessen — daß sie, für welche die empfindsame Liebe sonst ein unerschöpflicher Gegenstand von witzigen Spöttereien gewesen war, jetzt von den zärtlichen Klagen der Nachtigall in stillheitern Nächten bis zu Thränen gerührt werden — oder, wenn sie ihren Geliebten unter einer schattigen Laube schlafend fand, ganze Stunden unbeweglich, in zärtliches Staunen und in den Genuß ihrer Empfindungen versenkt, neben ihm sitzen konnte, ohne daran zu denken, ihn durch einen eigennützigen Kuß aufzuwecken — daß diese Schülerin eines Hippias, welche gewohnt gewesen war, nichts lächerlicher zu finden als die Hoffnung der Unsterblichkeit und diese süßen Träume von bessern Welten, in welche sich empfindsame Seelen so gern zu wiegen pflegen, — daß sie jetzt, beim dämmernden Schein des Monds, an Agathon's Seite lustwandelnd, schon entkörpert zu sein, schon in den seligen Thälern Elysiums zu schweben glaubte, — mitten aus den berauschenden Freuden der Liebe sich zu Gedanken von Gräbern und Urnen verlieren, dann, ihren Geliebten zärtlicher an ihre Brust drückend, den gestirnten Himmel anschauen und ganze Stunden von der Wonne der Unsterblichen, von unvergänglichen Schönheiten und himmlischen Welten phantasiren konnte: — dies waren in der That Wunderwerke der Liebe, und Wunderwerke, welche nur die Liebe eines Agathon, nur jene Vermischung der Seelen, durch welche ihrer Beider Denkungsart, Ideen, Geschmack und Neigungen ineinander zerflossen, zuwege bringen konnte.

Welches von Beiden bei dieser Vermischung gewonnen oder verloren habe, wollen wir den Lesern zu entscheiden überlassen, von denen der zärtlichere Theil ohne Zweifel der schönen Danae den Vortheil zuerkennen wird. Auch dieses, däucht uns, wird Niemand so roh oder so stoisch sein zu leugnen, daß sie glücklich waren — felices errore suo! — glücklich in dieser süßen Bethörung, welcher, um dasjenige zu sein, was die Weisen schon so lange gesucht und nie gefunden haben, nichts abgeht, als daß sie (wie der griechische Autor hier abermals mit Bedauern ausruft) „nicht immer währen kann."

Sechstes Buch.

Fortsetzung der Liebesgeschichte Agathon's und der schönen Danae.

Erstes Capitel.

Danae erhält einen Besuch von Hippias.

Zufällige Ursachen hatten es so gefügt, daß Hippias sich auf einige Wochen von Smyrna hatte entfernen müssen, und daß die Zeit seiner Abwesenheit gerade in diejenige fiel, worin die Liebe unsers Helden und der schönen Danae den äußersten Punkt ihrer Höhe erreichte.

Dieser Umstand hatte sie gänzlich Meister von einer Zeit gelassen, welche sie zum Vortheil der Liebe und des Vergnügens so wohl anzuwenden wußten. Keinem von Danae's ehemaligen Verehrern wurde gestattet, ihre Einsamkeit zu stören, und die Freundinnen, mit denen sie in Gesellschaft gestanden, hatten so viel mit ihren eignen Angelegenheiten zu thun, daß sie sich wenig um die übrigen bekümmerten. Zudem war ihr Aufenthalt auf dem Lande nichts Ungewöhnliches, und der allgemeine Genius der Stadt Smyrna war der Freiheit in der Wahl der Vergnügungen allzu günstig, als daß eine Danae (von der man ohnehin nicht die strengste Tugend forderte) über die ihrigen, wenn sie auch bekannt gewesen wären, sehr harte Urtheile zu besorgen gehabt hätte.

Allein Hippias war kaum von seiner Reise zurückgekommen, so ließ er eine seiner ersten Sorgen sein, sich in eigner Person nach dem Fortgange des Entwurfs zu erkundigen, den er mit ihr zur Bekehrung des allzu platonischen Kallias gemeinschaftlich angelegt hatte. Die besondere Vertraulichkeit, worin er seit mehr als zehn Jahren mit ihr stand, gab ihm das vorzügliche Recht, sie auch dann zu überraschen, wenn sie sonst für Niemand sichtbar war. Er eilte also, sobald er nur konnte, nach ihrem Landgute; und hier brauchte er nur einen Blick auf unsre

Liebenden zu werfen, um zu sehen, wie weit der besagte Plan in seiner Abwesenheit vorgerückt war. Ein gewisser Zwang, eine gewisse Zurückhaltung, eine Art von schamhafter Schüchternheit, welche ihm, besonders an der Pflegetochter Aspasiens, beinahe lächerlich vorkam, war das Erste, was ihm an Beiden in die Augen fiel. Wahre Liebe (wie man längst beobachtet hat) ist ebenso sorgfältig, ihre Glückseligkeit zu verbergen, als jene frostige, welche Koketterie oder lange Weile zur Mutter hat, begierig ist, ihre Siege auszurufen. Allein dies war weder die einzige noch die vornehmste Ursache einer Zurückhaltung, welche unsre Liebenden, aller angewandten Mühe ungeachtet, einem so scharfsichtigen Beobachter nicht entziehen konnten. Das Bewußtsein der Verwandlung, welche sie erlitten hatten; die Furcht vor dem komischen Ansehen, so ihnen diese in den Augen des Sophisten geben möchte; die Furcht vor einem Spotte, dessen muthwillige Ergießungen sie bei jedem Blicke, bei jedem Lächeln erwarteten: dies war es, was sie in Verlegenheit setzte, und was den artigsten Gesichtern in ganz Jonien etwas Verdrießliches gab, welches von einem jeden Andern als ihm für ein Zeichen, daß seine Gegenwart unangenehm sei, hätte aufgenommen werden müssen.

Hippias nahm es für das auf, was es in der That war; und da Niemand besser zu leben wußte, so schien er so wenig zu bemerken, was in ihnen vorging, machte den Unachtsamen und Sorglosen so natürlich, hatte so viel von seiner Reise und tausend gleichgiltigen Dingen zu schwatzen, wußte dem Gespräch unvermerkt einen so freien Schwung von Munterkeit zu geben, daß sie alle erforderliche Zeit gewannen, sich wieder zu erholen und in eine ungezwungene Verfassung zu setzen.

Wenn Agathon hierdurch so sehr beruhigt wurde, daß er wirklich hoffte, sich in seinen ersten Besorgnissen geirrt zu haben, so war hingegen die schlauere Danae weit davon entfernt, sich durch die Kunstgriffe des Sophisten verblenden zu lassen. Sie kannte ihn zu gut, um nicht in seiner Seele zu lesen. Sie sah wol, daß es zu einer Erörterung mit ihm kommen müsse, und war nur darüber unruhig, wie sie sich entschuldigen wollte, über der Bemühung, den Charakter Agathon's umzubilden, ihren eignen, oder doch einen guten Theil davon, verloren zu haben.

Mit diesen Gedanken hatte sie sich in den Stunden der gewöhnlichen Mittagsruhe beschäftigt und war noch nicht recht mit sich selbst einig, wie weit sie sich dem Sophisten vertrauen

wolle, als er in ihr Zimmer trat und ihr mit der vertraulichen Freimüthigkeit eines alten Freundes entdeckte, daß es blos die Neugier über den Fortgang ihres geheimen Anschlags sei, was ihn so bald nach seiner Wiederkunft zu ihr gezogen habe. „Die Glückseligkeit des Kallias", setzte er hinzu, „schimmert zu lebhaft aus seinen Augen und aus seinem ganzen Betragen hervor, schöne Danae, als daß ich durch überflüssige Fragstücke die reizende Farbe dieser liebenswürdigen Wangen zu erhöhen suchen sollte. Und findest Du ihn also der Mühe würdig, die Du auf seine Bekehrung ohne Zweifel verwenden mußtest?"

„Der Mühe?" sagte Danae lächelnd; „ich schwöre Dir, daß mir in meinem Leben keine Mühe so leicht geworden ist, als mich von dem liebenswürdigsten Sterblichen, den ich jemals gekannt habe, lieben zu lassen. Denn dies war doch alle Mühe."

„Nicht ganz und gar", unterbrach sie Hippias, „wenn Du so aufrichtig sein willst, als es unsrer Freundschaft gemäß ist. Ich bin gewiß, daß er an keine Verstellung dachte, da er noch in meinem Hause war, und die Veränderung, die ich an ihm wahrnehme, ist so groß, verbreitet sich so sehr über seine ganze Person, hat ihn so unkenntlich gemacht, daß Danae selbst, auf deren Lippen die Ueberredung wohnt, mich nicht überreden soll, daß eine solche Seelenverwandlung im Schlafe vorgehen könne. Keine Zurückhaltungen, schöne Danae! Die Wirkungen zeugen von ihren Ursachen, und ein großes Werk setzt große Anstalten voraus. Wenn ein Kallias dahin gebracht wird, daß er wie ein Liebling der Venus herausgeputzt ist; daß er mit einer sybaritischen Zunge von der Niedlichkeit der Speisen und dem Geschmacke der Weine urtheilt; daß er die wollüstigsten Modulationen eines in Liebe schmelzenden Liedes mit entzücktem Händeklatschen wiederholen heißt und sich die Trinkschale von einer Nymphe mit unverhülltem Busen ebenso gleichgiltig reichen läßt, als er sich in die weichen Polster eines persischen Ruhebettes hineinsenkt: — wahrhaftig, schöne Danae, dies nenn' ich eine Verwandlung, deren Bewerkstelligung, zumal in so kurzer Zeit, ich keiner von allen unsterblichen Göttinnen zugetraut hätte."

„Ich weiß nicht, was Du damit sagen willst", erwiderte Danae mit einer angenommenen Zerstreuung, „mich däucht nichts natürlicher als das Alles, worüber Du Dich so verwundert stellst. Und gesetzt, Du hättest Dich in Deinem Urtheil von Kallias betrogen, ist es seine Schuld? Die Wahrheit zu

sagen, nichts kann unähnlicher sein als der Kallias, den Du mir abschildertest, und der, den ich gefunden habe. Du machtest mich einen pedantischen Thoren, den Gegenstand einer Komödie erwarten, und ich — Du magst über mich lachen, so lange Du willst — aber ich wiederhol' es, Alcibiades im Frühling seiner Jahre und Reizungen war nicht liebenswürdiger als der Mann, den Du mir für ein lächerliches Mittelding von einem Phantasten und von einer Bildsäule gabst. Wenn eine Verschiedenheit zwischen Agathon und — denen ist, für welche ich ehemals aus Dankbarkeit, Geschmack oder Laune Gefälligkeiten gehabt habe, so ist sie gänzlich zu seinem Vortheile; so ist es, daß er edler, aufrichtiger, zärtlicher ist; daß er mich liebt, da Jene nur sich selbst in mir liebten; daß ihn mein Vergnügen glücklicher macht als sein eignes; daß er das großmüthigste und erkenntlichste Herz mit den glänzendsten Vorzügen des Geistes und mit Allem, was den Umgang reizend macht, vereinigt besitzt."

„Welch ein Strom von Beredsamkeit!" rief Hippias mit dem Lächeln eines Fauns; „Du sprichst nicht anders, als ob Du seine Apologie gegen mich machen müßtest! Und wann hab' ich denn was Anderes gesagt? Beschrieb ich ihn nicht als liebenswürdig? Sagt' ich Dir nicht, daß er Dir alle Deine gaukelnden Sommervögel unerträglich machen würde? — Aber wir wollen uns nicht zanken, schöne Danae. Ich sehe, daß Amor hier mehr Arbeit gemacht hat, als ihm aufgetragen war. Er sollte Dir nur helfen, den Agathon zu unterwerfen; aber der übermüthige kleine Bube hat es für eine größere Ehre gehalten, Dich selbst zu besiegen, diese Danae, welche bisher mit seinen Pfeilen nur gescherzt hatte. Bekenne, Danae —"

„Ja", fiel sie ihm lebhaft ein, „ich bekenne, daß ich ihn liebe, wie ich nie geliebt habe; daß Alles, was ich sonst Glückseligkeit nannte, kaum den Namen des Daseins verdient hat. Ich bekenne es, Hippias, und bin stolz darauf, daß ich mich fähig fühle, Alles, was ich besitze, alle Ergetzlichkeiten von Smyrna, alle Ansprüche an Beifall, alle Befriedigungen der Eitelkeit und eine ganze Welt voll Liebhaber wie eine Nußschale hinzuwerfen, um mit Kallias in einer Strohhütte zu leben und mit diesen Händen, welche nicht zu weiß und zärtlich dazu sein sollten, die Milch zuzubereiten, die ihm, vom Felde wiederkommend, weil ich sie ihm reichte, lieblicher schmecken würde als Nektar aus den Händen der Liebesgöttin."

„O, das ist was Anderes", rief Hippias, der sich nun nicht

länger halten konnte, in ein lautes Gelächter auszubrechen, „wenn Danae aus diesem Tone spricht, so hat Hippias nichts mehr zu sagen! Aber", fuhr er fort, nachdem er sich die Augen gewischt und den Mund in Falten gelegt hatte, „in der That, schöne Freundin, ich lache zur Unzeit. Die Sache ist ernsthafter, als ich beim ersten Anblick dachte, und ich besorge nun in ganzem Ernste, daß Kallias, so sehr er Dich anzubeten scheint, nicht Liebe genug haben möchte, die Deinige zu erwidern."

„Ich erlasse dem Hippias diese Sorge", sagte Danae mit einem spöttischen Lächeln, welches ihr ungemein reizend ließ; „dies soll meine Sorge sein. Mich däucht, Hippias, der ein so großer Meister ist, von den Wirkungen auf die Ursachen zu schließen, sollte ganz ruhig darüber sein können, daß Danae sich nicht wie ein vierzehnjähriges Mädchen fangen läßt."

„Die Götter der Liebe und Freude verhüten, daß meine Worte einen übelweissagenden Sinn in sich fassen!" erwiderte Hippias. „Du liebst, schöne Danae; Du wirst geliebt; kein würdigeres Paar, glücklich zu sein, kein geschickteres, sich glücklich zu machen, hat Amor je vereinigt. Erschöpfet Alles, was die Liebe Reizendes hat! Trinket immer neue Entzückungen aus ihrem nektarischen Becher, und möge die neidenswerthe Bezauberung so lange als Euer Leben dauern!"

Zweites Capitel.

Eine Probe von den Talenten eines Liebenden.

In einen so freundschaftlichen und schwärmerischen Ton stimmte der gefällige Sophist seine Sprache um, als Agathon hereintrat, um ihnen einen Spaziergang in die Gärten vorzuschlagen, worin er sich das Vergnügen machen wollte, sie mit einer insgeheim veranstalteten Ergetzung zu überraschen. Man ließ sich den Vorschlag gefallen, und nachdem Hippias eine Reihe von neuen Gemälden, womit die Galerie vermehrt worden war, besehen hatte, stieg man in den Garten hinab, wo in persischem Geschmack große Blumenstücke, Spaziergänge von hohen Bäumen, kleine Teiche, künstliche Wildnisse, Lauben und Grotten in anmuthiger Unordnung untereinander geworfen schienen. Das Gespräch ward jetzt wieder gleichgiltig, und Hippias wußte es so zu lenken, daß Agathon unvermerkt veranlaßt wurde, die neue Richtung, welche seine Einbildungskraft bekommen hatte, auf hundertfältige Art zu verrathen.

Inzwischen neigte sich die Sonne, als sie beim Eintritt in einen kleinen Wald von Myrten- und Citronenbäumen von einem versteckten Concert, welches alle Arten der Singvögel nachahmte, empfangen wurden. Aus jedem Zweig, aus jedem Blatte schien eine besondere Stimme hervorzudringen, so volltönig war diese Musik, die, durch Nachahmung der kunstlosen Natur, in der scheinbaren Unregelmäßigkeit phantasirender Töne die lieblichste Harmonie hervorbrachte, die man jemals gehört hatte. Die Dämmerung des heitersten Abends und die eigne Anmuth des Orts vereinigten sich damit, diesem Lusthaine die Gestalt der Bezauberung zu geben. Danae, welche seit wenigen Wochen eine ganz neue Empfindlichkeit für das Schöne der Natur und die Vergnügungen der Einbildungskraft bekommen hatte, sah ihren sich ganz unwissend stellenden Liebling mit Augen an, welche ihm sagten, daß nur die Gegenwart des Hippias sie verhindere, ihre schönen Arme um seinen Hals zu werfen.

Indem hüpfte unversehens eine Anzahl von kleinen Liebesgöttern und Faunen aus dem Hain hervor, jene von flatterndem, mit nachgeahmten Rosen durchwebtem Silberflor leicht bedeckt, diese nackend, außer daß ein Epheukranz, mit gelben Rosen durchflochten, ihre milchweißen Hüften schürzte und um die kleinen vergoldeten Hörner sich wand, die aus ihren schwarzen, kurzlockigen Haaren hervorstachen. Alle diese kleinen Geniusse streuten aus zierlichen Körbchen von Silberdraht die schönsten Blumen vor Danae her und führten sie tanzend in die Mitte des Wäldchens, wo Gebüsche von Jasmin, Rosen und Akazien eine Art von halbcirkelndem Amphitheater bildeten, unter welchem ein zierlicher Thron von Laubwerk und Blumenkränzen für die schöne Danae bereitet stand. Nachdem sie sich hier gesetzt hatte, breiteten die Liebesgötter einen persischen Teppich vor ihr aus, indem von den kleinen Faunen einige beschäftigt waren, den Boden mit goldnen und krystallenen Trinkschalen von den schönsten Formen zu besetzen, andere unter der Last voller Schläuche mit possierlichen Geberden herbeigekrochen kamen und im Vorbeigehen den weisen Hippias durch hundert muthwillige Spiele neckten.

Auf einmal schlüpften die Grazien hinter einer Myrtenhecke hervor, drei jugendliche Schwestern, deren halb aufgeblühte Schönheit ein leichtes Gewölk von seidnem Flor mehr zu entwickeln als zu verhüllen eifersüchtig schien. Sie umgaben ihre Gebieterin, und indem die erste einen frischen Blumenkranz um ihre

schöne Stirn wand, reichten ihr die beiden andern kniend in goldnen Schalen die auserlesensten Früchte und Erfrischungen dar, während daß die Faunen den Hippias mit Epheu kränzten und wohlriechende Salben über seine Glatze und seinen halbgrauen Bart heruntergossen.

Beide bezeigten ihr Vergnügen über dieses kleine Schauspiel, welches das lachendste Gemälde von der Welt machte, als eine zärtliche Symphonie von Flöten, aus der Luft, wie es schien, herabtönend, die Augen zu einer neuen Erscheinung aufmerksam machte. Die Liebesgötter, die Faunen und die Grazien waren verschwunden, und es öffnete sich, der Danae gegenüber, die waldige Scene, um auf einem goldnen Gewölke, welches über den Rosenbüschen von Zephyrn emporgehalten wurde, den Liebesgott darzustellen. Ein schalkhaftes Lächeln, das sein liebliches Gesicht umscherzte, schien die Herzen zu warnen, sich von der tändelnden Unschuld dieses schönen Götterknaben nicht berücken zu lassen. Er sang mit der lieblichsten Stimme, und der Inhalt seines Gesangs drückte seine Freude aus, daß er endlich Gelegenheit gefunden habe, sich an der schönen Danae zu rächen. „Gleich der Liebesgöttin, meiner Mutter", so sang er, „herrscht sie unumschränkt über die Herzen und athmet allgemeine Liebe umher; von ihren Blicken beseelt, wendet sich ihr die Natur als ihrer Göttin zu, verschönert, wenn sie lächelt, traurig und welkend, wenn sie sich von ihr kehrt. Verlassen stehn die Altäre zu Paphos; die Seufzer der Liebenden wallen nur ihr entgegen, und indem ihre siegreichen Augen rings um sie her jedes Herz verwunden und entzücken, lacht sie, die Stolze, meiner Pfeile und trotzt mit unbezwungener Brust der Macht, vor welcher Götter zittern. Aber nicht länger soll sie trotzen! Hier ist der schärfste Pfeil, scharf genug, einen Busen von Marmor zu spalten und die kälteste Seele in Liebesflammen hinzuschmelzen. Zittre, ungewahrsame Schöne! Dieser Augenblick soll Amorn und seine Mutter rächen! Tief seufzend sollst Du auffahren, wie ein junges Reh auffährt, wenn es, unter Rosen schlummernd, den geflügelten Pfeil des Jägers fühlt; schmerzenvoll und trostlos sollst Du in einsamen Hainen irren und auf öden Felsen sitzend den schleichenden Bach mit Deinen Thränen mehren."

So sang er und spannte boshaft lächelnd den Bogen; schon war der Pfeil angelegt, schon zielte er nach ihrem Busen; aber plötzlich fuhr er mit einem lauten Schrei zurück, zerbrach seinen Pfeil, warf den Bogen von sich und flatterte mit zärtlich

203 folgt nach S. 214

mit sie ihn durchdrangen, wurde durch die lebhaftesten Erinnerungen seiner ehemaligen Glückseligkeit so sanft gemildert, daß er eine Art von Wollust darin empfand, sich der trauernden Wehmuth zu überlassen, die sie über sein Gemüth verbreiteten. Er verglich seinen jetzigen Zustand mit jener seligen Stille des Herzens, jener immer lächelnden Heiterkeit, jenen sanften, unschuldvollen Freuden, zu welchen unsterbliche Zuschauer ihren Beifall gegeben hatten; und indem er unvermerkt, anstatt die Vergleichung unparteiisch fortzusetzen, sich dem Laufe seiner Einbildungskraft überließ, däuchte ihn nicht anders, als ob seine Seele nach jener elysischen Ruhe, wie nach ihrem angebornen Elemente, sich zurücksehne. „Wenn es auch Schwärmereien waren", rief er seufzend aus, „wenn es auch bloße Träume waren, in die mein halb abgeschiedener, halb vergötterter Geist sich wiegte — welch eine selige Schwärmerei! Und wie viel glücklicher machten mich diese Träume als alle die rauschenden Freuden, welche die Sinne in einem Wirbel von Wollust dahinreißen und, wenn sie vorüber sind, nichts als Beschämung und Reue und ein schwermüthiges Leeres in der unbefriedigten Seele zurücklassen!"

Vielleicht werden unsre Leser aus demjenigen, was damals in dem Gemüthe unsers Helden vorging, sich viel Gutes für seine Wiederkehr zur Tugend weissagen. Aber mit Bedauern müssen wir gestehen, daß sich eine andre Seele in seinem Inwendigen erhob, welche diese guten Regungen in Kurzem wieder unkräftig machte; es sei nun, daß es die Stimme der Natur oder der Leidenschaft war, oder daß Beide sich vereinigten, ihn, ohne Abbruch seiner Eigenliebe, wieder mit sich selbst und dem Gegenwärtigen auszusöhnen.

In der That war es bei der Lebhaftigkeit, welche alle Ideen und Gemüthsbewegungen dieses sonderbaren Menschen bezeichnete, kaum möglich, daß der überspannte Affect, worin wir ihn gesehen haben, von langer Dauer hätte sein können. Die Stärke seiner Empfindungen rieb sich an sich selbst ab. Seine Einbildungskraft pflegte in solchen Fällen so lange in geradem Laufe fortzuschießen, bis sie sich genöthigt fand, wieder umzukehren. Er fing nun an sich zu überreden, daß mehr Schwärmerei als Wahrheit und Vernunft in seiner Betrübniß sei. Er glaubte bei näherer Vergleichung zu finden, daß seine Leidenschaft für Danae durch die Vollkommenheit des Gegenstandes gänzlich gerechtfertigt werde. So vorzüglich ihm kurz zuvor die Glückseligkeit seines Delphischen Lebens und die unschuldigen Freuden

schöne Stirn wand, reichten ihr die beiden andern kniend in goldnen Schalen die auserlesensten Früchte und Erfrischungen dar, während daß die Faunen den Hippias mit Epheu kränzten und wohlriechende Salben über seine Glatze und seinen halbgrauen Bart heruntergossen.

Beide bezeigten ihr Vergnügen über dieses kleine Schauspiel, welches das lachendste Gemälde von der Welt machte, als eine zärtliche Symphonie von Flöten, aus der Luft, wie es schien, herabtönend, die Augen zu einer neuen Erscheinung aufmerksam machte. Die Liebesgötter, die Faunen und die Grazien waren verschwunden, und es öffnete sich, der Danae gegenüber, die waldige Scene, um auf einem goldnen Gewölke, welches über den Rosenbüschen von Zephyrn emporgehalten wurde, den Liebesgott darzustellen. Ein schalkhaftes Lächeln, das sein liebliches Gesicht umscherzte, schien die Herzen zu warnen, sich von der tändelnden Unschuld dieses schönen Götterknaben nicht berücken zu lassen. Er sang mit der lieblichsten Stimme, und der Inhalt seines Gesangs drückte seine Freude aus, daß er endlich Gelegenheit gefunden habe, sich an der schönen Danae zu rächen. „Gleich der Liebesgöttin, meiner Mutter“, so sang er, „herrscht sie unumschränkt über die Herzen und athmet allgemeine Liebe umher; von ihren Blicken beseelt, wendet sich ihr die Natur als ihrer Göttin zu, verschönert, wenn sie lächelt, traurig und welkend, wenn sie sich von ihr kehrt. Verlassen stehn die Altäre zu Paphos; die Seufzer der Liebenden wallen nur ihr entgegen, und indem ihre siegreichen Augen rings um sie her jedes Herz verwunden und entzücken, lacht sie, die Stolze, meiner Pfeile und trotzt mit unbezwungener Brust der Macht, vor welcher Götter zittern. Aber nicht länger soll sie trotzen! Hier ist der schärfste Pfeil, scharf genug, einen Busen von Marmor zu spalten und die kälteste Seele in Liebesflammen hinzuschmelzen. Zittre, ungewahrsame Schöne! Dieser Augenblick soll Amorn und seine Mutter rächen! Tief seufzend sollst Du auffahren, wie ein junges Reh auffährt, wenn es, unter Rosen schlummernd, den geflügelten Pfeil des Jägers fühlt; schmerzenvoll und trostlos sollst Du in einsamen Hainen irren und auf öden Felsen sitzend den schleichenden Bach mit Deinen Thränen mehren.“

So sang er und spannte boshaft lächelnd den Bogen; schon war der Pfeil angelegt, schon zielte er nach ihrem Busen; aber plötzlich fuhr er mit einem lauten Schrei zurück, zerbrach seinen Pfeil, warf den Bogen von sich und flatterte mit zärtlich

mit sie ihn durchdrangen, wurde durch die lebhaftesten Erinnerungen seiner ehemaligen Glückseligkeit so sanft gemildert, daß er eine Art von Wollust darin empfand, sich der trauernden Wehmuth zu überlassen, die sie über sein Gemüth verbreiteten. Er verglich seinen jetzigen Zustand mit jener seligen Stille des Herzens, jener immer lächelnden Heiterkeit, jenen sanften, unschuldvollen Freuden, zu welchen unsterbliche Zuschauer ihren Beifall gegeben hatten; und indem er unvermerkt, anstatt die Vergleichung unparteiisch fortzusetzen, sich dem Laufe seiner Einbildungskraft überließ, däuchte ihn nicht anders, als ob seine Seele nach jener elysischen Ruhe, wie nach ihrem angebornen Elemente, sich zurücksehne. „Wenn es auch Schwärmereien waren", rief er seufzend aus, „wenn es auch bloße Träume waren, in die mein halb abgeschiedener, halb vergötterter Geist sich wiegte — welch eine selige Schwärmerei! Und wie viel glücklicher machten mich diese Träume als alle die rauschenden Freuden, welche die Sinne in einem Wirbel von Wollust dahinreißen und, wenn sie vorüber sind, nichts als Beschämung und Reue und ein schwermüthiges Leeres in der unbefriedigten Seele zurücklassen!"

Vielleicht werden unsre Leser aus demjenigen, was damals in dem Gemüthe unsers Helden vorging, sich viel Gutes für seine Wiederkehr zur Tugend weissagen. Aber mit Bedauern müssen wir gestehen, daß sich eine andre Seele in seinem Inwendigen erhob, welche diese guten Regungen in Kurzem wieder unkräftig machte; es sei nun, daß es die Stimme der Natur oder der Leidenschaft war, oder daß Beide sich vereinigten, ihn, ohne Abbruch seiner Eigenliebe, wieder mit sich selbst und dem Gegenwärtigen auszusöhnen.

In der That war es bei der Lebhaftigkeit, welche alle Ideen und Gemüthsbewegungen dieses sonderbaren Menschen bezeichnete, kaum möglich, daß der überspannte Affect, worin wir ihn gesehen haben, von langer Dauer hätte sein können. Die Stärke seiner Empfindungen rieb sich an sich selbst ab. Seine Einbildungskraft pflegte in solchen Fällen so lange in geradem Laufe fortzuschießen, bis sie sich genöthigt fand, wieder umzukehren. Er fing nun an sich zu überreden, daß mehr Schwärmerei als Wahrheit und Vernunft in seiner Betrübniß sei. Er glaubte bei näherer Vergleichung zu finden, daß seine Leidenschaft für Danae durch die Vollkommenheit des Gegenstandes gänzlich gerechtfertigt werde. So vorzüglich ihm kurz zuvor die Glückseligkeit seines Delphischen Lebens und die unschuldigen Freuden

der ersten noch unerfahrnen Liebe geschienen hatten, so unwesentlich fand er sie jetzt in Vergleichung mit demjenigen, was ihn die schöne Danae in ihren Armen hatte erfahren lassen. Das bloße Andenken daran setzte sein Blut in Feuer und seine Seele in Entzücken; seine angestrengteste Einbildung erlag unter dem Bestreben, eine vollkommnere Wonne zu empfinden. Psyche schien ihm jetzt, so liebenswürdig sie immer sein mochte, zu nichts Anderm bestimmt gewesen zu sein, als die Empfindlichkeit seines Herzens zu entwickeln, um ihn fähig zu machen, die Vorzüge der unvergleichlichen Danae zu empfinden. Er schrieb es einem Rückfall in seine ehemalige Schwärmerei zu, daß er durch einen Traum, welchen er bei aller seiner wunderbaren Beschaffenheit doch für nichts mehr als ein Spiel der Phantasie halten konnte, sich in so heftige Bewegungen hatte setzen lassen. Das Einzige, was ihn noch beunruhigte, war der Vorwurf der Untreue gegen seine einst so zärtlich geliebte und so zärtlich wiederliebende Psyche. Allein die Unmöglichkeit, von der unwiderstehlichen Danae nicht überwunden zu werden (ein Punkt, wovon er so vollkommen als von seinem eignen Dasein überzeugt zu sein glaubte) und der Verlust aller Hoffnung, Psychen jemals wieder zu finden (welchen er ohne genauere Untersuchung für ausgemacht annahm), schien ihm gegen diesen Vorwurf von großem Gewicht zu sein. Um sich desselben gänzlich zu entledigen, gerieth er endlich gar auf den Gedanken, daß seine Verbindung mit Psychen mehr die Liebe eines Bruders zu einer Schwester, eine bloße Liebe der Seelen, als dasjenige gewesen sei, was im eigentlichen Sinn Liebe genannt werden sollte, eine Entdeckung, die ihm bei Vergleichung der Symptome beider Arten von Liebe unwidersprechlich zu sein däuchte. Diese Vorstellungen stiegen nach und nach (zumal an einem Orte, wo jede schattige Laube, jede Blumenbank, jede Grotte ein Zeuge genossener Glückseligkeiten war) zu einer solchen Lebhaftigkeit, daß sie eine Art von Ruhe in seinem Gemüthe wieder herstellten; wenn anders die Verblendung eines Kranken, der in der Hitze seines Fiebers gesund zu sein wähnt, diesen Namen verdienen kann. Doch verhinderten sie nicht, daß diesen ganzen Tag über ein Eindruck von Schwermuth in seiner Seele zurückblieb. Die Bilder der Psyche und der Tugend, welche er so lange gewohnt gewesen war zu vermengen, stellten sich immer wieder vor seine Augen. Umsonst suchte er sie durch Zerstreuungen zu entfernen; sie überraschten ihn in seinen Arbeiten und beunruhigten ihn

in seinen Ergetzungen. Er suchte ihnen auszuweichen, der Unglückliche! und wurde nicht gewahr, daß eben dies ein vollständiger Beweis war, daß es nicht so richtig mit ihm stand, als er sich selbst zu überreden suchte.

Fünftes Capitel.

Ein starker Schritt zu einer Katastrophe.

Danae liebte zu zärtlich, als daß ihr der stille Kummer, der eine (wiewol anmuthige) Düsterheit über das schöne Gesicht unsers Helden ausbreitete, hätte unbemerkt bleiben können. Aber aus eben diesem Grunde war sie zu schüchtern, ihn voreilig um die Ursache einer so unerwarteten Veränderung zu befragen. Es war leicht zu sehen, daß sein Herz leiden müsse; aber mit aller Scharfsichtigkeit, welche den Augen der Liebe eigen ist, konnte sie doch nicht mit sich selbst einig werden, was die Ursache davon sein könne. Ihr erster Gedanke war: vielleicht könnte ihm ein zu weit getriebener Scherz des boshaften Hippias anstößig gewesen sein. Allein auch das Aergste, was Hippias gesagt haben konnte, schien ihr nicht genugsam, eine so tiefe Wunde zu machen, als sie in seinem Herzen zu sehen glaubte. Der Vortheil ihres eignen brachte sie bald auf einen andern Gedanken, dessen sie vermuthlich nicht fähig gewesen wäre, wofern ihre Liebe nicht die Eitelkeit überwogen hätte, welche (sagt man) bei den meisten Schönen die wahre Quelle dessen ist, was sie uns für Liebe geben. „Wie, wenn seine Liebe zu erkalten anfinge?" sagte sie zu sich selbst. — „Erkalten? Himmel! wenn dies möglich ist, so werde ich bald gar nicht mehr geliebt sein!" — Dieser Gedanke war für ein völlig eingenommenes Herz zu schrecklich, als daß sie ihn sogleich hätte verbannen können. Wie bescheiden macht die wahre Liebe! Sie, welche gewohnt gewesen war, in allen Augen die Siege ihrer Reizungen zu sehen; sie, die unter den Vollkommensten ihres Geschlechts nicht Eine kannte, von der sie jemals in dem süßen Bewußtsein ihrer Vorzüglichkeit nur einen Augenblick gestört worden wäre; mit einem Worte, Danae fing an, mit Zittern sich selbst zu fragen, ob sie auch liebenswürdig genug sei, das Herz eines so außerordentlichen Mannes in ihren Fesseln zu behalten? — Und wenngleich die Eigenliebe sie von Seiten ihres persönlichen Werthes beruhigte, so war sie doch nicht ohne Sorgen, daß in ihrem Betragen etwas gewesen sein möchte, wodurch das Sonder-

bare in seiner Denkungsart oder die Zartheit seines Gefühls hätte beleidigt werden können. Hatte sie ihm nicht zu viel Beweise von ihrer Liebe gegeben? Hätte sie ihm seinen Sieg nicht schwerer machen sollen? War es sicher, ihn die ganze Stärke ihrer Leidenschaft sehen zu lassen und sich wegen der Erhaltung seines Herzens allein auf die gänzliche Dahingebung des ihrigen zu verlassen? — Diese Fragen waren weder spitzfindig, noch so leicht zu beantworten, als manches gute Ding sich einbildet, dem man eine ewige Liebe geschworen hat, und dessen geringster Kummer nun ist, ob man ihr werde Wort halten können oder nicht. Die schöne Danae kannte die Wichtigkeit dieser Frage in ihrem ganzen Umfange, und Alles, was sie sich selbst darüber sagen konnte, stellte sie doch nicht so zufrieden, daß sie nicht für nöthig befunden hätte, einen gelegenen Augenblick zu belauschen, um sich über alle ihre Zweifel ins Klare zu setzen, im Uebrigen sehr überzeugt, daß es ihr nicht an Mitteln fehlen werde, dem entdeckten Uebel zu helfen, es möchte nun auch bestehen, worin es immer wolle. Agathon ermangelte nicht, ihr noch an dem nämlichen Tage Gelegenheit dazu zu geben.

Schwermuth und Traurigkeit machen die Seele nach und nach schlaff, weichmüthig und mehr als gewöhnlich zu zärtlichen Eindrücken und Regungen aufgelegt. Dieser Satz ist so wahr, daß tausend Liebesverbindungen in der Welt keinen andern Ursprung haben. Ein Liebhaber verliert einen Gegenstand, den er anbetet. Er ergießt seine Klagen in den Busen einer Freundin, für deren Reizungen er bisher vollkommen gleichgiltig gewesen war. Sie bedauert ihn. Er findet sich dadurch erleichtert, daß er frei und ungehindert klagen kann. Die Schöne ist erfreut, daß sie Gelegenheit hat, ihr gutes Herz zu zeigen. Ihr Mitleiden rührt ihn, erregt seine Aufmerksamkeit. Sobald eine Frauensperson zu interessiren anfängt, sobald entdeckt man Reizungen an ihr. Die Reizungen, worin jetzt Beide sich befinden, sind der Liebe günstig, sie verschönern die Freundin und blenden die Augen des Freundes. Ueberdies sucht der Schmerz natürlicherweise Zerstreuung, und ist geneigt, sich an Alles zu hängen, was ihm Trost und Linderung verspricht. Eine dunkle Ahnung neuer Vergnügungen, der Anblick eines Gegenstandes, der solche geben kann, die günstige Gemüthsstellung, worin man denselben sieht, auf der einen, — die Eitelkeit, diese große Triebfeder des weiblichen Herzens, das Vergnügen, so zu sagen über eine Nebenbuhlerin zu siegen, indem man liebens-

schüchterner Geberde auf die schöne Danae zu. „O Göttin, vergieb!" sang er, indem er bittend ihre Knie umfaßte, „vergieb, vergieb, schöne Mutter, dem Irrthum meiner Augen! Wie leicht war es, zu irren! Ich sah Dich für Danae an."

In dem nämlichen Augenblicke, da er dies gesungen hatte, erschienen die Grazien, die Liebesgötter und die kleinen Faunen wieder, um die Scene mit Tänzen und Gesängen zum Preis der Schönen zu endigen, welche auf eine so schmeichelhafte Art zur Göttin der Liebe erklärt worden war. Dieses überraschende Compliment (welches damals noch den Reiz der Neuheit hatte) schien ihr Vergnügen zu machen, und der doppelt belustigte Hippias gestand, daß sein junger Freund einen sehr guten Gebrauch von seiner Einbildungskraft zu machen gelernt habe. „Dachte ich nicht, Kallias", sagte er leise zu ihm, indem er ihn auf die Schultern klopfte, „daß ein Monat unter den Augen der schönen Danae Dich von den Vorurtheilen heilen würde, womit Du gegen meine Grundsätze eingenommen warst? Ich sehe, Du hast sie bereits meisterhaft ausüben gelernt!"

Der übrige Theil des Abends wurde auf eine ebenso angenehme Weise zugebracht, bis endlich Hippias (welcher den folgenden Morgen wieder in Smyrna sein mußte) in einem Zustande, worin er mehr dem Vater Silen als einem Weisen glich, von den kleinen Faunen zu Bette gebracht wurde.

Agathon hatte nun nichts Dringenderes, als von Danae zu erfahren, was der Gegenstand ihrer einzelnen Unterredung mit dem Hippias gewesen sei. Man wird es dieser Schönen zu gut halten können, daß sie die Aufrichtigkeit ihres Berichts nicht so weit trieb, ihm das Verständniß zu entdecken, worein sie sich von dem Sophisten anfangs hatte ziehen lassen, und dessen Ausgang sich so weit von der Anlage des ersten Plans entfernt hatte. Die zärtlichste und vertrauteste Liebe verhindert nicht, daß man sich nicht kleine Geheimnisse vorbehalten sollte, bei deren Entdeckung die Eigenliebe zu viel verlieren würde. Sie begnügte sich also, ihm zu sagen, daß Hippias viel Gutes von ihm gesprochen und versichert habe, daß er ihn weit aufgeweckter und artiger finde, als er vorher gewesen. Es hätte sie bedünkt, daß er mehr damit habe sagen wollen, als seine Worte an sich selbst gesagt hätten; sie hätte aber ebenso wenig daran gedacht, ihn zum Vertrauten ihrer Liebe zu machen, als sie Ursache fände, eine Achtung zu verbergen, welche man den persönlichen Verdiensten des Kallias nicht versagen könne.

Uebrigens hätte sie die Munterkeit unsers Helden der Zeit, welche das Andenken seiner Unglücksfälle schwäche, und der vollkommnern Freiheit, die er in ihrem Hause genösse, beigemessen.

Agathon ließ sich durch diese Erzählung nicht nur beruhigen, sondern, wie seine Einbildungskraft gewohnt war, ihn immer weiter zu führen, als er im Sinne hatte zu gehen, so fühlte er sich, nachdem sie eine Zeit lang von dieser Sache gesprochen hatten, so muthig, daß er sich vornahm, den Scherzen des Hippias, wofern es demselben jemals einfallen sollte, über seine Freundschaft mit Danaen zu scherzen, in gleichem Tone zu antworten, eine Entschließung, welche (ob er es gleich nicht gewahr wurde) in der That mehr Unverschämtheit voraussetzte, als ein viel längerer Fortgang auf den Abwegen, auf die er verirrt war, einem Agathon hätte geben sollen.

Drittes Capitel.

Zückende Bewegungen der wieder auflebenden Tugend.

Wenige Tage waren seit dem Besuch des Hippias verflossen, als ein Fest, welches dieser Sophist alle Jahre anzustellen pflegte ihm Gelegenheit gab, der schönen Danae und ihrem Freunde eine Einladung zuzusenden. Weil sie keinen guten Vorwand hatten, sich zu entschuldigen, so erschienen sie auf den bestimmten Tag, und Agathon brachte eine Lebhaftigkeit mit, welche ihm selbst Hoffnung machte, daß er sich so gut halten würde, als es die Anfälle, die er von der Schalkhaftigkeit des Sophisten erwartete, nur immer erfordern könnten. Hippias hatte nichts vergessen, was die Pracht seines Festes vermehren konnte, und nach demjenigen, was wir im zweiten Buche von den Grundsätzen, der Lebensart und den Reichthümern dieses Mannes gemeldet haben, können unsre Leser sich so viel davon einbilden, als sie wollen, ohne zu besorgen, daß wir sie durch überflüssige Beschreibungen von den wichtigern Gegenständen, die unsre Aufmerksamkeit fordern, zurückhalten werden.

Agathon hatte über der Tafel die Rolle eines witzigen Kopfes sehr gut gespielt. Er hatte so fein und so lebhaft gescherzt und bei vielen Gelegenheiten die Vorstellungen, wovon seine Seele damals beherrscht wurde, so deutlich verrathen, daß Hippias sich nicht enthalten konnte, ihm in einem Augenblicke, wo sie allein waren, seine ganze Freude darüber auszudrücken. „Ich bin erfreut, Kallias“, sagte er zu ihm, „daß Du, wie ich sehe,

einer der Unsrigen geworden bist. Du rechtfertigst die gute Meinung vollkommen, die ich beim ersten Anblick von Dir faßte; ich sagte immer, daß einer so feurigen Seele wie die Deinige nur wirkliche Gegenstände mangelten, um ohne Mühe von den Chimären zurückzukommen, woran Du vor einigen Wochen noch so stark zu hängen schienst."

Zum Glück für den guten Agathon rettete ihn die Dazwischenkunft einiger Personen von der Gesellschaft mitten in der Antwort, die er zu stottern angefangen hatte; aber aus der Unruhe, welche diese wenigen Worte des Sophisten in sein Gemüth geworfen hatten, konnte ihn nichts retten. Alle Mühe, die er anwandte, alle Zeitkürzungen, wovon er sich umgeben sah, waren zu schwach, ihn aus einer Verwirrung herauszuziehen, welche sogar durch den Anblick der schönen Danae vermehrt wurde. Er mußte sich unter dem Vorwand einer kleinen Uebelkeit aus der Gesellschaft wegbegeben, um in einem entlegnen Cabinette den Gedanken nachzuhängen, deren auf einmal daherstürmende Menge ihm eine Zeit lang alles Vermögen benahm, einen von dem andern zu unterscheiden. Endlich faßte er sich doch so weit, daß er seinem beklemmten Herzen durch folgendes, oft abgebrochenes Selbstgespräch Luft machen konnte.

„Ich bin erfreut, daß Du einer von den Unsrigen geworden?" sagte er. — „Ist's möglich? Einer von den Seinigen? — Dem Hippias ähnlich? — Ihm, dessen Grundsätze, dessen Leben, dessen vermeinte Weisheit mir vor Kurzem noch so viel Abscheu einflößten! — Und die Verwandlung ist so groß, daß sie ihm keinen Zweifel übrig läßt? — Gütige Götter! Was ist aus Eurem Agathon geworden? — Ach! es ist mehr als zu gewiß, daß ich nicht mehr ich selbst bin! — Wie? sind mir nicht alle Gegenstände dieses Hauses, von denen meine Seele sich ehemals mit Ekel und Grauen wegwandte, gleichgiltig oder gar angenehm geworden? Diese üppigen Gemälde — diese schlüpfrigen Nymphen — diese Gespräche, worin Alles, was dem Menschen groß und ehrwürdig sein soll, in ein komisches Licht gestellt wird — diese Verschwendung der Zeit — diese mühsam ausgesonnenen und über die Forderung der Natur getriebenen Ergetzungen — Himmel! wo bin ich? An was für einem jähen Abhang finde ich mich selbst! — Welch ein Abgrund unter mir! — O Danae, Danae!"

Hier hielt er ein, um den trostvollen Einflüssen Raum zu lassen, welche dieser Name und die zauberischen Bilder, die

damit verbunden waren, über seine sich selbst quälende Seele ausbreiteten. Mit einem schleunigen Uebergang von Schwermuth zu Entzückung durchflog sie jetzt alle diese Scenen von Liebe und Glückseligkeit, welche ihr die letztverflossnen Tage zu Augenblicken gemacht hatten; und von diesen Erinnerungen mit einer innigen Wollust durchströmt, konnte sie oder wollte sie vielmehr den Gedanken nicht ertragen, daß sie in einem so beneidenswürdigen Zustand unter sich selbst herunter gesunken sein könne. „Göttliche Danae", rief der arme Kranke in einem verdoppelten Anstoß des wiederkehrenden Taumels aus, „könnt' es ein Verbrechen sein, das vollkommenste unter allen Geschöpfen zu lieben? ein Verbrechen, glücklich zu sein?" In diesem Tone fuhr Amor (welchen Plato sehr richtig den größten unter allen Sophisten nennt) desto ungehinderter fort, ihm zuzureden, da ihm die Eigenliebe zu Hilfe kam und seine Sache zu der ihrigen machte. Denn was ist unangenehmer, als sich selbst zugleich anklagen und verurtheilen müssen? Und wie gern hören wir die Stimme der sich selbst vertheidigenden Leidenschaft? Wie gründlich finden wir jedes Blendwerk, womit sie die richterliche Vernunft zu einem falschen Ausspruch zu verleiten sucht?

Agathon hörte diese betrügliche Schutzrednerin so gern, daß es ihr gelang, sein Gemüth wieder zu besänftigen. Er schmeichelte sich, ungeachtet einer Veränderung seiner Denkungsart, die er sich selbst für eine Verbesserung zu geben suchte, den Unterschied zwischen ihm und Hippias noch so groß, so wesentlich zu finden als jemals. Er verbarg seine schwache Seite hinter die Tugenden, deren er sich bewußt zu sein glaubte, und beruhigte sich endlich völlig mit einem idealischen Entwurf eines seinen eignen Grundsätzen gemäßen Lebens, zu welchem er seine geliebte Danae schon genug vorbereitet glaubte, um ihr selbigen ohne längern Aufschub vorzulegen. Er kehrte nun mit einem so aufgeheiterten Gesichte zur Gesellschaft zurück, daß Danae und Hippias selbst sich leicht bereden ließen, seinen vorigen Anstoß einer vorübergehenden Uebelkeit zuzuschreiben.

Ergetzlichkeiten folgten jetzt auf Ergetzlichkeiten so dicht an einander und so mannichfaltig, daß die überladne Seele keine Zeit behielt, sich Rechenschaft von ihren Empfindungen zu geben; und in diesen brausenden Vergnügungen wurde die ganze Nacht bis zum Anbruch der Morgenröthe hingebracht. Die Gegenwart der liebenswürdigen Danae wirkte mit ihrer ganzen Zauberkraft auf unsern Helden, ohne verhindern zu können, daß er von Zeit

zu Zeit in eine Zerstreuung fiel, aus welcher sie ihn, sobald sie es gewahr wurde, zu ziehen bemüht war. Die Gegenstände, welche seinen sittlichen Geschmack ehemals beleidigt hatten, waren hier zu häufig, als daß nicht mitten unter den flüchtigen Vergnügungen, womit sie gleichsam über die Oberfläche seiner Seele hinglitschten, ein geheimes Gefühl seiner Erniedrigung seine Wangen mit Schamröthe vor sich selbst, dem Vorläufer der wiederkehrenden Tugend, hätte überziehen sollen.

Dieses begegnete insonderheit bei einem pantomimischen Tanze, womit Hippias seine größtentheils von Wein glühenden Gäste noch eine geraume Zeit nach Mitternacht vom Einschlummern abzuhalten suchte. Die Tänzerin, ein reizendes Mädchen, welches ungeachtet seiner Jugend schon lange in den Geheimnissen von Cythere eingeweiht war, tanzte die Fabel der Leda, dieses berüchtigte Meisterstück der ebenso vollkommnen als üppigen Tanzkunst der Alten, dessen Wirkungen Juvenal in einer von seinen Satiren mit Zügen schildert, welche mehr der Stärke als der Sittsamkeit wegen merkwürdig sind. Hippias und die meisten seiner Gäste bezeigten ein unmäßiges Vergnügen über die Art, wie seine Tänzerin diese schlüpfrige Geschichte, nach der wollüstigen Modulation zweier Flöten, durch die stumme Sprache der Bewegung von Scene zu Scene bis zur Entwicklung fortzuwinden wußte. „Zeuxis und Homer selbst", riefen sie, „könnte nicht besser, nicht deutlicher mit Farben oder Worten, als die Tänzerin durch ihre Bewegungen malen." Die Frauenzimmer glaubten genug gethan zu haben, da sie auf dieses Schauspiel nicht Acht zu geben schienen; aber Agathon konnte den widrigen Eindruck, den es auf ihn machte, nur mit Mühe in sich selbst verschließen. Er wollte eben etwas sagen, welches in einer solchen Gesellschaft keinen großen Effect hätte thun können, als ein beschämter Blick auf sich selbst und vielleicht die Furcht, den ausgelassenen Hippias zu einer allzuscharfen Rache zu reizen, seine Rede auf seinen Lippen erstickte und (weil doch die ersten Worte einmal gesprochen waren) den vorgehabten Tadel in einen gezwungenen Beifall verwandelte. Er hatte nun keine Ruhe, bis er die schöne Danae bewog, sich mit ihm und einer von ihren Freundinnen aus einer Gesellschaft davonzuschleichen, aus welcher die Grazien schamroth weggeflohen waren, und sein Unwille ergoß sich, während daß sie nach Hause zurückkehrten, in eine scharfe Beurtheilung des verdorbenen Geschmacks des Sophisten, die so lange dauerte, bis sie bei Anbruch des Tages wieder auf dem Landhause der

Danae anlangten, um die von Ergetzungen abgemattete Natur durch Ruhe und Schlummer wieder herzustellen.

Viertes Capitel.

Ein Traum.

Die Stoiker (dieser strenge moralische Orden, dessen Abgang wir mit dem vortrefflichen Montesquieu einen Verlust für das menschliche Geschlecht zu nennen versucht sind) hatten, unter andern Sonderlichkeiten, eine große Meinung von der Natur und Bestimmung der Träume. Sie trieben es so weit, daß sie sich die Mühe gaben, ebenso große Bücher über diese Materie zu schreiben als diejenigen, womit die gelehrte Welt noch in unsern Tagen von einigen weisen Mönchen über die erhabne Kunst, die Gespenster zu prüfen und zu bannen, beschenkt worden ist. Sie theilten die Träume in mancherlei Gattungen und Arten ein, wiesen ihnen ihre geheimen Bedeutungen an, gaben den Schlüssel dazu und trugen kein Bedenken, einige Arten derselben ganz zuversichtlich dem Einfluß derjenigen Geister zuzuschreiben, womit sie alle Theile der Natur bevölkert hatten. In der That scheinen sie sich in diesem Stücke lediglich nach einem allgemeinen Glauben, der sich von jeher unter allen Völkern und Zeiten erhalten hat, gerichtet und dasjenige in die Form einer gelehrten Theorie gebracht zu haben, was bei ihren Großmüttern ein sehr unsicheres Gemisch von Tradition, Einbildung und Blödigkeit des Geistes gewesen sein mochte. Dem sei nun, wie ihm wolle, so ist doch schwerlich zu leugnen, daß wir zuweilen Träume haben, in welchen so viel Zusammenhang, so viel Beziehung auf unsre vergangnen und gegenwärtigen Umstände, wiewol allezeit mit einem kleinen Zusatze von Wunderbarem und Unbegreiflichem anzutreffen ist, daß wir uns, um jener Merkmale der Wahrheit willen, geneigt finden, in diesen letzteren etwas Geheimnißvolles und Vorbedeutendes zu suchen. Träume von dieser Art den Geistern außer uns oder (wie die Pythagoräer thaten) einer gewissen prophetischen Kraft oder Divination unsrer Seele, welche unter dem tiefen Schlummer der Sinne bessere Freiheit habe, sich zu entwickeln, mit entscheidender Gewißheit beizumessen, überlassen wir denjenigen, welche zum Besitz jener von Lucrez so enthusiastisch gepriesenen Glückseligkeit, die Ursachen der Dinge einzusehen, in einem vollern Maße gelangt sind als wir. Indessen haben wir uns

doch zum Gesetze gemacht, den guten Rath unsrer Großmütter und Tanten nicht zu verachten, welche uns, da wir noch das Glück ihrer einsichtsvollen Erziehung genossen, unter Anführung einer langen Reihe von Familien-Beispielen, ernstlich zu ermahnen pflegten, die Warnungen und Fingerzeige der Träume ja nicht für gleichgiltig anzusehen.

Agathon hatte diesen Morgen, nachdem er in einer Verwirrung von uneinigen Gedanken und Gemüthsbewegungen endlich eingeschlummert war, einen Traum, den man mit einigem Rechte zu den kleinen Ursachen zählen kann, durch welche große Begebenheiten hervorgebracht worden sind. Wir wollen ihn erzählen, wie wir ihn in unsrer Urkunde finden, und dem Leser überlassen, was er davon urtheilen will.

Ihn däuchte, daß er in einer Gesellschaft von Nymphen und Liebesgöttern auf einer anmuthigen Ebne sich erlustige. Danae war unter ihnen. Mit zauberischem Lächeln reichte sie ihm, wie Ariadne ihrem Bacchus, eine Schale voll Nektars, welchen er, an ihren Blicken hangend, mit wollüstigen Zügen hinunterschlürfte. Auf einmal fing Alles um ihn her zu tanzen an. Er tanzte mit. Ein Nebel von süßen Düften schien ringsum die wahre Gestalt der Dinge zu verhüllen; tausend liebliche Gestalten, wie Seifenblasen ebenso schnell zerflossen als entstanden, gaukelten vor seiner Stirne. In diesem Taumel hüpfte er eine Zeit lang fort, bis auf einmal der Nebel und seine ganze fröhliche Gesellschaft verschwand. Ihm war, als ob er aus einem tiefen Schlaf erwachte, und da er die Augen aufschlug, sah er sich an der Spitze eines jähen Felsens, unter welchem ein reißender Strom seine beschäumten Wellen fortwälzte. Gegen ihm über, auf dem andern Ufer des Flusses, stand Psyche. Ein schneeweißes Gewand floß zu ihren Füßen herab; ganz einsam und traurig stand sie und heftete Blicke auf ihn, die ihm das Herz durchbohrten. Ohne sich einen Augenblick zu besinnen, stürzte er sich in den Fluß hinab, arbeitete sich ans andre Ufer hinüber und eilte, seiner Psyche zu Füßen sich zu werfen. Aber sie entschlüpfte ihm wie ein Schatten; er strebte ihr mit ausgebreiteten Armen nach; vergebens! es war ihm unmöglich, den kleinen Zwischenraum zurückzulegen, der ihn von ihr trennte. Noch immer heftete sie ihre Blicke auf ihn; ernste Traurigkeit sprach aus ihrem Gesicht, und ihre rechte Hand wies in die Ferne, wo er die goldnen Thürme und die heiligen Haine des Delphischen Tempels ganz deutlich zu unterscheiden glaubte.

Thränen stürzten bei diesem Anblick über seine Wangen herab. Er streckte seine Arme, flehend und von unaussprechlichen Empfindungen beklemmt, nach der geliebten Psyche aus. Aber sie floh eilends von ihm weg, einer Bildsäule der Tugend zu, die unter den Trümmern eines verfallnen Tempels einsam und unversehrt in majestätischer Ruhe auf einem unbeweglichen Kubus stand. Sie umarmte diese Bildsäule, warf noch einen tiefsinnigen Blick auf ihn und verschwand. In unbeschreiblicher Angst wollt' er ihr nacheilen, als er sich plötzlich in einem tiefen Schlamme versenkt sah, und die Bestrebung, die er anwendete, sich heraus zu arbeiten, war so heftig, daß er davon erwachte.

Ein Strom von Thränen, in welchen sein berstendes Herz ausbrach, war die erste Wirkung des tiefen Eindrucks, den dieser sonderbare Traum in seiner erwachten, aber noch ganz von ihren Gesichten umgebenen Seele zurückließ. Er weinte so lange und so heftig, daß sein Hauptkissen ganz davon durchnäßt wurde. „Ach Psyche! Psyche!" rief er von Zeit zu Zeit aus, indem er seine gerungenen Arme wie nach ihrem Bilde ausstreckte, und dann brach eine neue Fluth aus seinen schwellenden Augen. „Wo bin ich?" rief er wieder aus und sah sich um, als ob er bestürzt wäre, sich in einem von persischen Tapeten schimmernden Gemach auf dem weichsten Ruhebette liegend zu finden — „O Psyche! — was ist aus Deinem Agathon geworden? — O unglücklicher Tag, an welchem mich die verhaßten Räuber Deinem Arm entrissen!" — Unter solchen Vorstellungen und Ausrufungen stand er auf, ging in heftiger Bewegung auf und nieder, warf sich abermals auf das Ruhebette und blieb eine lange Zeit stumm und mit zu Boden starrenden Blicken unbeweglich in Gedanken verloren sitzen. Endlich raffte er sich wieder auf, kleidete sich an und stieg in die Gärten hinab, um in dem einsamsten Theile des Hains die Ruhe zu suchen, die er nöthig hatte, um über seinen Traum, seinen gegenwärtigen Zustand und die Entschließungen, die er zu fassen habe, nachdenken zu können. Unter allen Bildern, welche der Traum in seinem Gemüthe zurückgelassen hatte, rührte ihn keines lebhafter als die Vorstellung der Psyche, wie sie mit ernstem Gesicht auf den Tempel und die Haine von Delphi wies, diese geheiligten Oerter, wo sie einander zuerst gesehen, wo sie so oft sich eine ewige Liebe geschworen, wo sie so rein, so tugendhaft sich geliebt hatten,

„Wie sich im hohen Olymp die Unverkörperten lieben."

Diese Bilder hatten etwas so Rührendes, der Schmerz, wo-

211-214 vor S. 203

würdig genug ist, den Verlust des Gegenstandes einer großen Leidenschaft zu ersetzen, die Begierde, das Andenken desselben auszulöschen, vielleicht auch die Gutartigkeit der menschlichen Natur und das Vergnügen, glücklich zu machen auf der andern Seite: wie viel Umstände, welche sich vereinigen, unvermerkt den Freund in einen Liebhaber und die Vertraute in die Hauptperson eines neuen Romans zu verwandeln!

In einer Gemüthsverfassung von dieser Art befand sich Agathon, als Danae (welche vernommen hatte, daß er den ganzen Abend in der einsamsten Gegend des Gartens zugebracht) sich nicht mehr zurückhalten konnte, ihn aufzusuchen. Sie fand ihn mit halbem Leib auf einer grünen Bank liegen, das Haupt unterstützt und so zerstreut, daß sie eine Weile vor ihm stand, eh er sie gewahr wurde. „Du bist traurig, Kallias," sagte sie endlich mit einer gerührten Stimme, indem sie Augen voll mitleidender Liebe auf ihn heftete. — „Kann ich traurig sein, wenn ich Dich sehe?" erwiderte Agathon mit einem Seufzer, welcher seine Frage zu beantworten schien. Auch gab ihm Danae keine Antwort auf ein so verbindliches Compliment, sondern fuhr fort, ihn stillschweigend, aber mit einem Gesicht voll Seele und mit Augen, die voll Wasser standen, anzusehen. Er richtete sich auf und blickte sie eine Weile an, als ob er bis in den Grund ihrer Seele schauen wollte. Ihre Herzen schienen durch ihre Blicke in einander zu zerfließen. „Liebst du mich, Danae?" fragte endlich Agathon mit einer von Zärtlichkeit und Wehmuth halb erstickten Stimme, indem er einen Arm um sie schlang und fortfuhr, sie mit bethränten Augen anzuschauen. Sie schwieg eine Zeit lang. „Ob ich Dich liebe?" — war Alles, was sie sagen konnte. Aber der Ausdruck, der Ton, womit sie es sagte, hätte durch alle Beredsamkeit des Demosthenes nicht ersetzt werden können. „Ach Danae!" erwiderte Agathon, „ich frage nicht, weil ich zweifle. Kann ich eine Versicherung, von welcher das ganze Glück meines Lebens abhängt, zu oft von diesen geliebten Lippen empfangen? Wenn Du mich nicht liebtest, wenn Du aufhören könntest, mich zu lieben —" „Was für Gedanken, mein liebster Kallias!" unterbrach sie ihn. „Wie elend wär' ich, wenn Du sie in Deinem Herzen fändest! wenn dieses Dir sagte, daß eine Liebe wie die unsrige aufhören könne!"

Ein übel verhehlter Seufzer war Alles, was er antworten konnte. „Du bist traurig, Kallias," fuhr sie fort; „ein geheimer Kummer bricht aus allen Deinen Zügen hervor? Du begreifst

nicht, nein, Du begreifst nicht, was ich leide, Dich traurig zu sehen, ohne die Ursache davon zu wissen. Wenn mein Vermögen, wenn meine Liebe, wenn mein Leben selbst hinlänglich ist, sie von Dir zu entfernen, o, so verzögre keinen Augenblick, Dein Innerstes mir aufzuschließen!" — Der gefühlvolle Agathon war bis zu sprachloser Entzückung gerührt. Er wand seine Arme um sie, drückte sein Gesicht auf ihre klopfende Brust und konnte lange nur durch die Thränen reden, womit er sie benetzte.

Nichts ist ansteckender als der Affect einer in Empfindung zerfließenden Seele. Danae, ohne die Ursache aller dieser Bewegungen zu wissen, wurde so sehr von dem Zustande gerührt, worin sie ihren Liebhaber sah, daß sie, ebenso sprachlos als er selbst, sympathetische Thränen mit den seinigen vermischte. Diese Scene, welche für den gleichgiltigen Leser nicht so interessant sein kann, als sie es für unsre Verliebten war, dauerte eine ziemliche Weile. Endlich faßte sich Agathon und sagte in einer von diesen zärtlichen Ergießungen der Seele, an welchen die Ueberlegung keinen Antheil hat, und worin man keine andere Absicht hat, als ein volles Herz zu erleichtern: „Ich liebe Dich zu sehr, unvergleichliche Danae, und fühle zu sehr, daß ich Dich nicht genug lieben kann, um Dir länger zu verhehlen, wer dieser Kallias ist, den Du, ohne ihn zu kennen, Deines Herzens würdig geachtet hast. Ich will Dir das Geheimniß meines Namens und die ganze Geschichte meines Lebens, so weit ich in selbiges zurückzusehen vermag, entdecken; und wenn Du Alles wissen wirst, — denn warum sollt' ich einer Seele wie die Deinige nicht Alles entdecken dürfen? — dann wirst Du vielleicht natürlich finden, daß der flüchtigste Zweifel, ob es möglich sein könne, Deine Liebe zu verlieren, hinlänglich ist, mich elend zu machen."

Danae stutzte, wie man sich vorstellen kann, bei einer so unerwarteten Vorrede. Sie sah unsern Helden so aufmerksam an, als ob sie ihn noch nie gesehen hätte, und verwunderte sich jetzt über sich selbst, daß ihr nicht längst in die Augen gefallen war, daß weit mehr unter ihrem Liebhaber verborgen sein müsse, als die Nachrichten des Hippias und die Umstände, worin sich ihre Bekanntschaft angefangen, vermuthen ließen. Sie dankte ihm auf die zärtlichste Art für die Probe eines vollkommnen Zutrauens, die er ihr geben wolle, und nach einigen vorbereitenden Liebkosungen, womit sie ihre Dankbarkeit bestätigte, fing Agathon die folgende Erzählung an.